

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*A. Beresford, W. Bittner, W. Borsich, F. H. Daglarca,
R. Dove, L. Fels, J. Hagen, A. Kühn, B. Lassahn,
W. Meyer, H. Pataki, A. Rheinsberg, H. Robitzsch-Klee,
G. Schalk, P. Schütt, J. P. Stössel, D. Süverkrüp,
R. Valenta, Th. Weissenborn*

Detlef Grumbach: Atta Troll

Irmela Brender: George Sand

Raoul Hoffmann: Possenburg

Joachim Hossfeld: Rettet das Argental!

Lore Schultz-Wild: Nicaragua

Gigi Martin: Gezeitenkraftwerk St. Malo

Instandbesetzer, Hausbesetzer – Beobachtungen, Berichte:

U. Eisenberg, O. Schmidl, J. Schwaab, K. Schütz, P. Testa

Über den Unterschied des Schweins zum Menschen –

Ein Gespräch mit H. P. de Lorent, G. Fuchs, U. Hergenröder

ANDERS LEBEN

„Man malt für alle oder für keinen“

Unterhalten



HAP Grieshaber († 12.5.1981)

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

ANDERS LEBEN

ZU DIESEM HEFT	3
August Kühn: Die Jakobinermütze	4
Theodor Weißenborn: Wortwörtlich	11
Ludwig Fels: Eisträume	12
Bernhard Lassahn: Computer Competition	23
Gisela Schalk: Irgendwann, 14 Uhr 30	31
Wolfgang Borsich: Phantasie	33
Anna Rheinsberg: Mutterns Tag	34
Jens Hagen: Der Panzer / Palmström / Wenn die güldne Abendsonne	39
Fazil Hüsnü Daglarca: Klage um das Brot des Westens	43
Anne Beresford: Das 5. Lied von Almut	44
Rita Dove: Pamela	44
Peter Schütt: Die dialektischen Genüsse Manhattans	45
Reinhard Valenta: Heimatlied	46
Heidi Pataki: praxis	47
Hedi Robitzsch-Klee: Sieben Tag	47
Jürgen-Peter Stössel: Der grüne Graf	48
Wolfgang Bittner: Nach dem Traum	50
Dieter Süverkrüp: Unpolitisches Lied	50
Wilfried Meyer: Putative Notwehr	53
Detlef Grumbach: Heines „Atta Troll“	54
Irmela Brender: Skandalöse Muse, zärtliches Genie: George Sand	73
Über den Unterschied des Schweins zum Menschen – Ein Gespräch zwischen Gerd Fuchs, Udo Hergenröder und Hans-Peter de Lorent	86
Ursula Eisenberg: Besetzt – Notizen einer Randständigen	94
Judith Schwaab: Instandbesetzen lohnt sich doch, my darling . . .	102
. . . es ist überhaupt das Höchste, wenn die Leute singen – Ein Gespräch mit Karin Schütz	108
Otto Schmidl: Eine Nacht lang: Staatsbürgerkunde kapitalistisch	112
Aggressive Schwingungen – Ein Bericht von Patricia Testa	115
Raoul Hoffmann: Possenburg	124
Joachim Hossfeld: Argental	135
Gigi Martin: Das Gezeitenkraftwerk von St. Malo	142
Lore Schultze-Wild: Der Neue Mensch – Chance in Nicaragua	143
LESERBRIEFE	
Marion F. Sluglett	148
Günter Görlich	149
ANMERKUNGEN	152

Zu diesem Heft

Wieso bei uns jemand auf den Gedanken kommt, *anders leben* zu wollen, ist unerfindlich. Aus objektiven Gründen, weil wir doch „heute hier phantastisch leben“. So Friedrich Zimmermann auf der Fernsehtagung von CSU und Hanns-Seidel-Stiftung, München, 15. 5. 1981. Und gar subjektiv, da das Fernsehen diese heile Welt nestwarm in jedermanns gute Stube bringt: „Menschen, die nach ‚Dalli, Dalli‘ sagen, das Leben ist schön, es hat einen Sinn, diese Menschen sind für revolutionäre Ziele nicht erreichbar.“ Hans Rosenthal an gleicher Stelle, starker Beifall. Und wir haben ja nicht nur ihn auf dieser Welle. So ist etliches, was Raoul Hoffmann in diesem Heft mit seiner negativen Utopie des Vermarktens von Alternativen vorhersieht, von der Wirklichkeit schon eingeholt. „Dany vermittelt ‚feeling‘“, jubelt *Die Zeit*, und was da mitgeföhlt werden soll, ist Cohn-Bendits stolzer Glaube, dem Sozialismus, für ihn der „Mythos vom großen historischen Wurf“, endlich mit „Autonomie hier und jetzt“ den Garaus zu machen. Auf solche Gläubigkeit spekuliert auch der umfinanzierte und umfunktionierte weiland *Trikont*-, jetzt *Dianus* -Verlag, laut TAZ „konservativ geworden, aber revolutionär geblieben“: nach der kurzen Phase des linken Rationalismus wären jetzt wieder „zahlreiche revolutionäre Bewegungen“ dran, „die sich einbetteten in kosmisches Bewußtsein“, in „ein Grundgesetz des magischen Denkens“.

Wir mochten solchem Schwindel nicht allzuviel Theorie entgegenstellen, sondern um so mehr Praxis. Die Praxis von Hausinstandbesetzern in Westberlin, Nürnberg und München, von Umweltschützern im Argental, von Berufsverbots- und Zensur-Gegnern in Hamburg, und auch von Revolutionären mit ihren Erfahrungen in Nicaragua. Zur Praxis gehört auch die literarische Tradition bei George Sand und Heinrich Heine und was davon für heute zu erben ist, von August Kühn bis Ludwig Fels. Bei allen Unterschieden der Motive, bei aller Gegensätzlichkeit der ästhetischen Mittel stimmen alle, die den *kürbiskern* 3/81 gemacht haben, in einem Punkt überein: *Anders leben* heißt heute sichern, daß wir morgen überhaupt leben. „Unsere Sorge ist gewachsen, seit die Nukleare Planungsgruppe der NATO in Bonn Anfang April 1981 den verhängnisvollen Beschluß für die Stationierung neuer nuklearer Waffensysteme auf dem Territorium unseres Landes bekräftigt hat.“ So steht es in einem Aufruf aus München, der am 23. Mai 1981 auf der Friedenskundgebung am Marienplatz verlesen wurde, bei der unter anderem Christoph Strässer und Rudolf Schöfberger vor über 15 000 Teilnehmern sprachen. Die Aufrufer fühlten sich ermutigt durch die große Resonanz des Krefelder Appells – bisher über 40 000 Unterschriften in München, an die 800 000 in der Bundesrepublik. Wir schließen uns dem Appell an. „der Forderung an die Bundesregierung Nachdruck zu verleihen, ‚die Zustimmung zur Stationierung von Pershing-II-Raketen und Marschflugkörpern zurückzuziehen‘. . . .Laßt uns dafür eintreten, daß jedem klar wird, wie breit die Bewegung für den Frieden ist, der allen dient, die der Erhaltung des Lebens, der Sicherheit und Zukunft unseres Landes und Volkes verpflichtet sind“.

Mai 1981

Redaktion *kürbiskern*

August Kühn Die Jakobinermütze

Aus dem 16. Kapitel des Romans Die Vorstadt

Seit sie in der kurfürstlichen Tuchfabrik die Bettler von drüberhalb der Brücke, von München, eingesperrt hatten, daß die Tuch bereiteten für die Uniformen der bayerischen Soldaten, war dieser Amerikaner Tompson, den die unfreundliche Durchlaucht, Herr Karl Theodor über Bayern und die Pfalz mitgebracht hatte, bei den Bewohnern der Au in stets unfreudlichster Erinnerung. Denn dieser Tompson oder, wie er sich auch nennen durfte, Reichsgraf Rumford, erster Minister des Landes, hatte mit dieser seiner Regelung des Münchner Bettlerproblems den unterbeschäftigten Auern die Hoffnung genommen, jemals in dem unfreundlichen Haus etliche Kreuzer Zuverdienst zu finden. Besonders im Haus der Schmieds am Endebach im Bach-Viertel hatte sich eine unausgesprochene Zuversicht auf den alten Fabrikbau gerichtet. Um die hundert Jahre waren vergangen, seitdem einer der Vorfahren den dort hausenden türkischen Sesselträgern hatte vorstehen dürfen. Der Flickschuster Max Schmied, der die Hoffnung auf München als Kaiserstadt erleben und begraben hatte müssen, der hatte sie den Söhnen Georg und Krispin, Flickschuster der eine und Sägfeiler der andere, weitergegeben. Und von Georg Schmied, dem stets darbenen Flickschuster hatte sie Leonhard Schmied. Leonhard Schmied, der weit gereist war, ehvor er wieder heimgekehrt war in die altangestammte Heimat an der Isar – und ein wenig auch wegen der ererbten Hoffnung in das Fabrikhaus.

Leonhard Schmied, der Gerüstbalken so genau behauen und zusägen konnte, daß einer in die Fugen der Zinkung keinen Daumennagel, ja nicht einmal ein Papier stecken konnte, so genau war seine Arbeit, denn er war Zimmermann, Zimmergeselle. Nein, wenn einer es nach den Zunftregeln auslegte, dann war er noch nicht einmal Geselle. Der ihn einmal das Handwerk gelehrt hatte, der Sägmüller vom Mühlbach, der war kein meistersmäßiger gewesen. Dem Buben Leonhard freilich, dem wäre nicht die Tür zu einem Meisterhaus offengestanden. War ihm auch späterhin nicht, als er fortgewandert war, nordwärts, immer nordwärts, hoffend, er fände einen lohnenden Einstand irgendwo. Gelegentlich tåglohnend war er bis ins ansbachische Markgrafenland gekommen. Allerdings, da hatte er dann einen Einstand gefunden, wenn auch keinen lohnenden, trotz der halbwegs ordentlichen Montur, die ihm dazu gereicht worden war und die er, wenn auch widerstrebend, hatte anziehen müssen. Soldat war er geworden, er wußte kaum wie, über Nacht, da er in einer Herberge, hungrig und durstig, wie er gewesen war, von einem spendabel-nobeligen Herrn Speis und Trank, viel Trank bekommen hatte. Nein, daß die Soldatenwerber gewesen waren, hatte er sich damals schon gleich denken können, denn auf den Straßen, auf denen er unterwegs gewesen war, hatten nicht wenige vom Soldatenwerben und Regimenterverkaufen an die britische Majestät durch den Ansbacher zu erzählen gewußt. Auch ihm. Aber wenn man

einige Tage nichts mehr in den Magen bekommen hat, außer Wasser und halbreifen Feldfrüchten, kann da einer den gedeckten Tisch ausschlagen? Nein, auch nicht, so auch nicht. Er hätte gekonnt, aber in dieser Stunde hatte er nicht gewollt, gehofft hatte er wieder, daß er dem fernerem Soldatensein schon zu gegebener Zeit entkommen könne. In die englischen Kolonien war es gegangen, wo die dortigen Bewohner doch aufständisch gewesen waren gegen die britische Majestät. Und der es nichts geholfen hatte, all die Braunschweiger, Hessen, Hannoveraner, Waldecker und eben auch Ansbacher gegen diese Aufständischen zu schicken.

Auch er, Leonhard Schmied, hätte überlaufen können. Andere hatten es getan. Er nicht, er war bei der Fahne geblieben, die ihn so wenig anging wie das Tischtuch im Haus des Papierfabrikanten. Unter dem ansbachischen Adler auf dieser Fahne hatte er, Leonhard, die mehrere Zeit gefressen wie ein Spatz, knapp waren die Rationen für die Leihsoldaten, wenn sie nicht überhaupt ausblieben, was so selten auch nicht vorgekommen war.

Er selber hatte es als besonderen Glücksfall angesehen, daß er heimkehren hatte können, andere, die mit ihm aufgereiht in der Bataillonsfront hatten stehen müssen, die waren nicht so glücklich gewesen, hatten ein Ende gefunden, fern über dem Ozean drüben, für die war es ein Glück gewesen, wenn man ihnen ein Grab geschaufelt hatte, sie nicht als Tote den Füchsen der amerikanischen Wälder zum Fraß gelassen hatte.

Ein armseliges Heimkommen war es geworden für den Schmied Leonhard. Da mit ihm keiner mehr hatte rechnen können, war das Schusterhäusl im Bach-Viertel beim Tod seines Vaters an seine, Leonhards Schwester Rosa gefallen, so daß die geheiratet worden war. Der Schwager, Gregor Stirner, Tagelöhner in der Auer Klingen- und Messermanufaktur, der war von seiner Rückkunft am allerwenigsten erbaut gewesen, doch sie hatten sich verglichen, das Häuschen gemeinsam mit einer leitersteilen Außentreppe und einem Anbau versehen. Noch schuldeten sie dem Huckler Kohn in Haidhausen Geld für das dortmalige Darlehen zum Baumaterial. Zahlten dem geduldigen Kohn, wann sich etwas erübrigen ließ vom Taglohn Leonhards aus der Papiermühle, von Gregors aus der Klingenmanufaktur. – Zweitausend Leute, so wußte Leonhard, wußten es alle Auer, hatten in dem alten Hausgeviert einmal vor gut Ding hundert Jahren Verdienst gehabt und davon ein Auskommen. Ein Auskommen, wenn auch kein übermäßiges, üppiges, ein Auskommen immerhin.

Als unter dem Werle dorten wieder Tuch gemacht worden war und danach unter den privilegierten Fabrikanten Schmalz und Fehr wenigstens noch das billigere Zeug, da hatten nicht wenige ihre Frauen und Kinder hinschicken können für einen Zuverdienst. Und hoffen hatten sie doch alle können, es würde am Ende doch eines Tages wieder etwas Rareres gefertigt werden, etwas Teueres wie zu Anfang des Fabrikhauses, Seide, daß die Arbeit gar noch mit Ansehen verbunden würde. Aber der Minister Rumford, vor sechs Jahren hatte der in die Arme-Leute-Au die Bettler von München gebracht, noch mehr arme Leute, da war das Haus Militärarbeitsanstalt geworden, wieder einmal minderes Tuch, Uniformtuch gewebt und gewalkt worden, nichts von Wert und Ansehen für die Macher.

Und jetzt, seit einigen Wochen, still standen da wieder die Webstühle und

Tuchwalken. Deswegen, weil am Hang droben, über der Au die Österreicher lagerten und die mit denen verbündeten Condé-Franzosen. Daß auf die Franzosen zu setzen sei, mit denen auch eine Hoffnung heranziehe, das hatte Leonhard von seinem Schwager Gregor. Nicht von den Condéern, denen nicht, sondern von denen, die drüberhalb der Isar nun ihre Stellung bezogen hatten. Von diesen Königsmördern also, diesen Revolutionssoldaten, da hätten die armen Leute schon was zu erhoffen, nämlich die Gleichheit vor dem Gesetz, Gesetz überhaupt erst, Hofmarkherrn und andere Adelige bis hinauf zum Kurfürsten, ja, zum Kaiser selber würden nicht mehr willkürlich verfügen können über den kleinen Mann.

Leonhard Schmied und sein Schwager, zusammen mit einigen anderen Männern aus der Au, hockten beim Bierwirt Zacherl. Nicht wegen dem, daß sie eine Zeche hätten machen wollen oder können, dazu war allen der Beutel zu leer. Aber nebenan in dem aufgemauerten Stadel standen die gemeindlichen Wasserspritzen, seit vier Jahren, seit der kurfürstlich gebotenen Feuerordnung. Und besorgt waren sie alle deswegen, weil Soldaten an sich schon die Gefahr eines verheerenden Brandes brachten, in dem Fall aber besonders: Sie hatten Kanonen aufgeföhren – und fuhr man Kanonen auf, ohne aus ihnen feuern zu wollen?

„Hat von uns einer wollen, daß diese gottlosen jakobinischen Teufel ihre Art Ordnung bis an unsere Isar bringen? Hat es einer wollen, frag ich?“ Der Bierwirt Zacherl wars, der sich so ereiferte, ärgerlich, weil sie ihm in der Schankstube saßen und keinen Verzehr brachten. Vielleicht auch die Besorgnis darüber, daß ihm die Revolutionsfranzosen, wenn sie über den Fluß kämen, seine Vorräte wegplünderten. Obwohl, so hatte man gehört, daß die überall alles bezahlten, mit dem neuen Papiergeld allerdings, von dem niemand sagen konnte, wie lang es seinen Wert behielt oder ob es überhaupt einen hatte. Die Au-Bürger, die Feuerwache hielten, rückten näher zusammen um den Gregor, von dem man wußte, daß solche Wirtssprüche ihm eine Gegenrede abnötigen mußten.

Und der, halblaut: „Immer wieder muß es gesagt sein, daß es ohne die Fürsten besser geht. In Amerika drüben hats angefangen, ohne den englischen König zu gehen, dann in Paris ohne den Ludwig, in Mainz ohne. . .“ Dem Zacherl springt die Wut ins Gesicht, aber er bezähmt sich, auch er läßt sich nur halblaut vernehmen, keine unwillkommenen Mithörer will er riskieren, keine Verwicklungen für sein Gewerbe: „Treibt nicht Schindluder mit mir. Meine Schankstube wird nicht zum Jakobinerclub gemacht. Sonst. . .!“ Sonst? Nein, beim Landrichter anhängig machen, so einer war der Zacherl Sepp nicht. Aber konnte man es bestimmt wissen? Besser, man hielt sich doch etwas mehr zurück. „Warten wir's ab, was die Zeit noch bringt“. Insgeheim konnte man schon jakobinisch sein, meinte der Gregor, bei sich, und mit aller Vorsicht auch noch zusammen mit den paar Gleichgesinnten. Die anderen würden es dann schon sehen – und auch mittun, wenn sie in der Au den Freiheitsbaum aufrichteten.

Die Nacht über blieb es ruhig über der Au. So ruhig, daß die beiden Schwäger, Leonhard und Gregor, ohne Aufsehen zu erregen, weggehen konnten vom Brandwachen. Da war der Mond hinter Gewölk verschwunden und stockdun-

kel die Gassen.

„Die österreichischen Vorposten, ob die noch bis zum Flußufer hin stehen?“

„Uns können sie nichts anhaben, wir sind hier daheim.“

So verständigten sie sich, ohne mehr Worte zu brauchen, stiegen nebeneinander her zu der ihnen vertrauten Stelle, an der man bei niedrigem Wasserstand durch die Isar kam mit hochgekremelter Hose. Inmitten des Flußlaufs war die mit krüppeligem Weidengestrüpp bestandene Schotterbank. Bis dahinüber – wäre es zu wagen? Sie wagten. Kauerten sich dort hin, gut gedeckt zwar gegen Sicht, aber auch kalt und ungemütlich. Schon fast bereit, sich heimwärts zu wenden, zurück, da gewahrten sie am münchner Ufer drüben etwas, das sich als ein sich bewegender Mensch ahnen ließ. Die Franzosen, die Revolution, jetzt so nah, nur durch ungefähr zwanzig Schritte in allerdings tieferes Wasser getrennt – erschreckend nun doch auch für die zwei, denen man in der Au jakobinische Gesinnung nachsagte. Wie hatten sie sich das eigentlich gedacht, wie hatten sie gemeint, die kriegerische Front zu überwinden? Gar nicht, nur voreiliger Leichtsinn hatte sie in diese gefährvolle Lage gebracht.

Leonhard, mit seiner Erfahrung aus den amerikanischen Feldzügen, er traute es dem französischen Posten da drüben, wenn er einer war, schon zu, daß er sie beide bemerkt hatte und nun auf einen Schuß und Treffer lauerte, meinent, sie gehörten zu einer spionierenden Streifpartie. Besser, fand er, war es in dem Fall, sich mit diesem zu verständigen, ihm anzuzeigen, daß man ihm nicht feindlich gegenüberstand.

Ja, in diesem Fall war es besser, wenn sich Menschen mit Worten, statt mit scharfen Waffen begegnen – aber eine Flinte, bestimmt geladen, die hatte nur der, nun war auch das matte Glänzen des Laufs im spärlichen Licht auszumachen.

Das richtige Wort!

Frère?

Bruder?

Wo sie doch Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu ihrer Losung, zu ihrem Kampfruf gemacht hatten, würde das wohl vor allem anderen das richtige Wort sein. Oder doch nicht, weil es französisch war und als Täuschungsversuch von Condéern aufgefaßt werden konnte. Ein Wort nur!

Wie wenig sich doch die Menschen trotz ihrer Vielfalt an Sprache untereinander verständigen konnten, können, wenn es auf Leben und Tod geht.

Französisch, warum eigentlich französisch, das er nur in einigen Brocken konnte, warum nicht gleich in seiner Muttersprache, und was – die Losung, drei Worte? Zu lang, aber der da drüben, Wochen, wenn nicht Monate schon in deutschsprachigem Land vom Rhein bis zur Isar unterwegs, schon deutsch kennen würde er die, wiederkennen, wenn sie ein anderer aussprach. Oder doch nicht? Da kam Leonhard noch ein anderer Gedanke. Eine Melodie fiel ihm ein. Ein paar Burschen, freche, junge, hatten die gepfiffen, immer wieder, damit die Unteroffiziere der Brückenwache, die Landrichterknechte, überhaupt alle Amtspersonen geneckt. Das Revolutionslied, die Carmagnole war das gewesen. Musik, eine Melodie, ist sie nicht weit besser als Worte geeignet, Menschen zu verbinden?

Verhalten laut pff der Tagelöhner Leonhard aus der Vorstadt Au. Pff die

Melodie, die wie keine andere Parteilichkeit ausdrücken konnte. Und von drüben wurde nicht geschossen. Vielmehr fragte einer in gut geläufigem, allemannisch anklingenden Deutsch herüber, was denn los sei.

Dagegen fragte erschrocken Gregor, ob sie denn dort nicht die französische Revolutionsarmee seien.

Doch, freilich, schon, aber eben hier etliche vom Elsaß, welche auch von Sarrelouis. Da war es dann an Leonhard, Bescheid zu geben. Wie sehr sie daheim in der armen Vorstadt auf die Revolution warteten und sicherlich nicht nur die beiden allein, sondern nicht wenige der Nachbarn und Mitbewohner. Übertrieben war dies, wurde ihm bewußt, kaum, daß er es ausgesprochen hatte. Kaum einer der Auer wußte, was genau es mit der Revolution auf sich hatte, er selber und Gregor ja auch nicht.

Weswegen sie das Wagnis unternommen und auf die Flußinsel gekommen seien, wollte der Posten wissen, zu dem sich nun schon einige Soldaten mehr gesellten, leise durcheinanderredend und zu ihnen hinstarrend, wie zu merken war an den aus der Nacht tauchenden hellen Gesichtsovalen. Einem dazu kommenden Offizier wurde übersetzt, was sich gerade begeben hatte.

„Sagen soll ich euch, die Revolution kann man nicht erwarten, die muß man selber machen.“ Gedämpftes Gelächter drüben, mehrstimmig. „Und ob ihr mit einem besonderen Anliegen da seid. Sowieso braucht ihr nicht befürchten, daß wir eure Hütten unter Beschuß nehmen, gegen die führen wir unseren Krieg nicht.“ Wahr ist es also, mußte Leonhard denken, diesmal geht der Krieg wirklich gegen die Könige und Fürsten, nicht gegen die kleinen Leute. Ein Anliegen, einen Wunsch, hatten sie einen solchen? Es war doch die Neugier gewesen lediglich, die sie hergetrieben hatte. An den Moritatensänger mit seinen Schautafeln mußte er denken, der von den abscheulichen Greueln der Königsmörder berichtet hatte und trotzdem vom Platz vertrieben worden war von der Obrigkeit. Auf einer der Tafeln war die Freiheitsmütze, die blutrote gemalt gewesen. Dieses Symbols wegen, hatten sie in der Au erzählt, wäre der Sänger vertrieben worden. Ob die drüben eine solche mitführten?

„Eine jakobinische Mütze, habt ihr eine solche?“

Gelacht wurde wieder.

„Ihr sollt eine haben. Aber dann müßt ihr zusehen, daß ihr weg kommt und vorsichtig, damit ihr uns nicht den Beschuß der Österreicher herzieht.“

Nicht lang danach flog etwas herüber, hin zwischen den Weidenbüschen. Gregor wars, der es fand und aufklaubte. Ein Stück Tuch, um einen großen Stein gewickelt, die Mütze. Schweißig roch sie und etwas nach Rauch von Lagerfeuern. Leonhard bekam sie hingereicht und betastete sie, bevor er sie unter sein Hemd steckte.

„Adieu, bayerische Jakobiner!“ Das, und dann gluckste nochmal ein unterdrücktes Lachen hinter ihnen her.

Höchste Zeit wars für sie geworden, von Osten her, am Hang oben bei den österreichischen Stellungen gab es schon eine mähliche Ahnung von Morgenlicht, dagegen war der Talgrund am Fluß unten noch dunkel, nicht lange mehr – aber da würde der Frühnebel steigen. Unangefochten gelangten Leonhard und Gregor zu ihrem Häuschen heim. Erstmals seit dem Zusammenzug mit dem Schwager gestand der dem Leonhard ein Vorrecht zu. In seine Behausung

hinauf und zum dortigen Verwahren ließ er ihm die Mütze, weil der doch die Verbindung auch als erster gewonnen hatte zu den landfremden Revolutions-soldaten – da meinte er, es gehöre sich so . . .

Leonhard schlüpfte unter die wärmende Decke, willens lediglich noch, sich in raschem Schlaf von seinem abenteuerlichen Ausflug zur derzeitigen Grenze der Fürstenmacht zu erholen. Nicht lange, dann scheuchte ein gewaltiger, ihm jedoch vertrauter Donner ihn von seinem Schilfgraslager wieder hoch. Geschützfeuer! Vom Hang oben, also die Österreicher, die waren es.

So hatte es auch König Georg gegen die aufständischen amerikanischen Kolonisten donnern lassen und nichts genutzt hatte es ihm, ging ihm durch den Sinn. Dabei fuhr er seiner Erfahrung folgend in seinen bescheidenen Kittel, steckte auch noch die eben erst errungene Mütze zu, eilte sodann hinaus, die steile Stiege hinunter zur Straße. Denn, wußte er, dort war nun der Aufenthalt sicherer als oben unter dem Dach, für den Fall, daß die kaiserlichen Artilleristen einen Fehlschuß taten, der zufällig vielleicht ins Haus schlug. Auch seine Schwester Rosa mit den Kindern an der Hand und gefolgt von Gregor traten aus der Tür drunten.

Da nun die französischen Geschütze abgefeuert wurden, brauchten die Verwandten seinen Zuspruch, Leonhard erklärte ihnen ohne Aufregung, daß die österreichische Hauptbatterie droben am Gasteig, also am Nordrand der Ortschaft stehe, daß sich deshalb, so meine er, das anstehende Artillerieduell hauptsächlich dort abspielen würde. Zeit genug sei außerdem, daß sie sich noch vollständig bekleideten allesamt. Ein Geschütz, wisse er, sei so schnell nicht neu zu laden. Und das Flintenfeuer, das nun zu vernehmen sei, könne ihnen im Schutz der Hauswände überhaupt nicht schaden. Wenn sie soweit wären, rate er, sich in die Nähe der Kirche zu begeben, im Falle eine der Kriegsparteien einen Sturmangriff versuche, könne man sich hineinflüchten.

Wie immer in argen Kriegszeiten lief viel Volk zusammen rund um und in der Kirche. Dazu kamen zu früher Morgenstunde schon die wohlangesehenen Bürger Ranker, Wagmüller und Lotter. Offiziere der Auer Bürgerwehr waren die, jener Truppe der Landesverteidigung, die im Frühjahr noch vor dem Kurfürsten Karl Theodor pomphaft paradiert hatte. Nun mußten diese Bürgerwehroffiziere den vom Geknatter des Kleingewehrfeuers verschreckten Frauen und nicht nur denen, sondern auch manchen Männern zusprechen, daß sie nicht in Panik verfielen. Als freilich keinem in der Au ein Leid widerfuhr, hob sich bald die Stimmung an diesem durch die Umstände arbeitsfreien Tag. Leonhard und Gregor stellten sich zu einer Gruppe, Männer, die bei den Paulanermönchen in deren Mietshäusern wohnten und hauptsächlich Färber waren. Ein schon reichlich abgegriffener Zettel, ein altes Flugblatt ging in der Runde von Hand zu Hand. „Wachet Brüder, die Zeit naht, wo Freiheit die Fürstenmacht zerbricht!“ Fünf Jahre mochte es her sein, daß die Zettel mit dieser Parole aus der Stadt München herüber gekommen waren, versteckt herausgetragen am Markttag. Nun, meinten die Färber, sich mit bedeutungsvollen Blicken ansehend, wäre es bald doch so weit. Und, sich scheu umsehend, mußte Gregor hinzufügen, wenn sie erst einmal da seien, die Freiheitssoldaten, könne, ja müsse man selber noch das seine dazutun, jeder.

Beispielsweise, das ginge doch sie an, die Färber, dem Kloster dartun, daß der

Mietzins heruntergesetzt werden könne. Und den Fabrikanten, daß sie noch was zulegen könnten zum Taglohn.

Leonhard, ohne sich um jemanden zu kümmern, wiederholte den Zuruf des Elsässers, nicht übermäßig laut, aber in der Runde gut verständlich:

„Die Revolution, die kann man nicht erwarten, die muß man selber machen.“ Der von Gruppe zu Gruppe mit offenem Ohr herumstreifende Diener des „Gerichts ob der Au“, vernommen hatte er es. Verfiel darüber sogleich in ein dickaufgetragen-zwangloses Daherschleichen. Was er da gehört hatte, aufrührerischer hatte es geklungen, als das, was er über Reden und Schriften des Oppositionskreises von Neuötting erfahren hatte, gesprächsweise oder vielmehr als Unterweisung durch seinen Gerichtsherrn, den Franz Xaver Schrödl. Verurteilt waren die Neuöttinger dafür worden, im Jahr Vierundneunzig, einen Tag vor Weihnachten. Und beinahe auswendig war dem Gerichtsdienner auch des Herrn Kurfürsten Reskript geläufig: „... daß in verschiedenen Orten dero Kurlande ein unerlaubter und zum Teile höchst strafbarer Freiheitssinn, die ärgerliche Sittenlosigkeit sowohl bei einigen geistlich- als auch weltlichen Personen, Verachtung und Verspottung der Religion und überhaupt die heutige Afterphilosophie Wurzel gefaßt.“ Schärfste, ja allerschärfste Maßnahmen seien dagegen zu ergreifen, war gesagt worden. Nur noch diesen Maulhelden, ach was, Hetzer, Hochverräter herausfinden mußte er.

„... und eine rote Jakobinermütze haben wir seit heute auch in unserer Au. Eine echte, wer weiß, wo sie dabei war, bei Valmy vielleicht, oder in Paris gar, im Nationalkonvent.“

Der Stirner Gregor also war einer von denen – ob er ihm gleich Auskunft abfordern sollte? Schien nicht ratsam. Merken also, für später einmal. Wenn aber der nur aufgeschnitten hatte? Wenn er nur so daherredete und ohne Erfolg bei ihm Nachschau gehalten wurde, wenn wieder ruhigere Zeiten waren? Er, der Gerichtsdienner nur, er würde dann dastehen als lächerliche Figur und der Gerichtsherr Schrödl würde Grund haben, ihm vorzuwerfen, daß er den Respekt vor der Obrigkeit gemindert habe.

Der Steckenknecht, sagte einer der Färber mit verächtlicher Betonung, Anlaß für die übrigen, sich zu ihm hinzudrehen und ihn herausfordernd zu mustern. Der ging weiter, tat unbefangen. Und weiter schwadronierte auch Gregor. Einen Freiheitsbaum würden sie haben in der Au, in München drüben sowieso. Aber sie in der Au auf der Spitze oben den Gruß des Pariser Konvents.

Weil die Färber immer noch nicht entschiedener dreinschauten, meinte er es für an der Zeit, als letzten Trumpf die Mütze vorzeigen lassen zu müssen. Zögernd zog Leonhard sie hervor, seinen Schwager im stillen verwünschend. Reihum wie zuvor das Papier ging sie nun, die Mütze. Nun ja, begutachtete sie einer, im Tuchhaus drüben machten sie kein schlechteres Gewebe. Auf jeden Fall, rührte sich ein anderer, würde hier in der Au ein besseres Rot gefärbt. Ausgetrieben hatten ihm damit die Färber die Lust zur weiteren Unterhaltung mit ihnen, Gregor wollte weiterschlendern zur nächsten Gesprächsrunde. Leonhard, der das reliquienhafte Stück Tuch wieder unter seinem Kittel geborgen hatte, hielt ihn davon ab. Gori müsse er ihn künftig heißen, nicht mehr Gregor, wenn er weiter so großmäulig täte. „... und wenn es doch anders herum läuft, wie wir es denken? Was wird dann aus meiner Schwester

und den Kindern, sollen die denn ins Waisenhaus, wenn sie dich und vielleicht auch noch mich einkerkern?“

Das erste Mal, seit sie Hausgenossen geworden waren, bekam Gregor von seinem Schwager solche Vorhaltungen. Daß zwischen ihnen trotzdem noch weiterhin offen blieb, wer im Schmiedhäusel das Sagen behielt, hing zusammen mit dem Umstand, daß eben in dem Moment aus der Stadt München von den Kirchenglocken das Sturmläuten herüberklang. Bedeuten konnte dies nur, daß durch die Kanonade dort ein Brand entstanden und Bürger zum Löschen gerufen wurden. Die Vorstadt Au betraf das zwar nicht, aber es erinnerte die Leute hier mit Nachdruck an die auch ihnen nahe Gefahr, denn immer noch dauerte das gegenseitige Beschießen der beiden Armeen an. Der „Rote Turm“ an der Isarbrücke, der, den die aufständischen Oberländer einundneunzig Jahre davor ein paar Stunden besetzt gehalten hatten, wurde getroffen und weil er als Magazin für Schießpulver genutzt worden war, flog er mit infernalischem Krach auseinander, rauchende Trümmer flogen über den Fluß herüber, trafen aber auf dem herüberen Ufer auf, ohne Schaden anzurichten. Der damit verbreitete neuerliche Schrecken jedoch reichte aus, daß sie mit dem Ave-Maria-Beten angingen.

Theodor Weißenborn Wortwörtlich

Als man
ihm sagte,
Christus
sei für ihn
gestorben,
war der Mann
für ihn
erledigt.

Ludwig Fels Eisträume

1
Wir bleiben immer das letzte Gesindel. Manchmal erben wir Geld.

2
„Ich strebe nach der Umnachtung des Idioten, nach seinen Schmerzen, die wie die Schmerzen des Gesteins sind. (. . .) Verbannt sein in mich selber, getrennt sein von meinem Namen, für immer abgesondert von dem, der ich war.“ (E. M. Cioran, Die Lehre vom Zerfall)

3
Wegen meiner Träume renn ich zu keinem Doktor. Ich träum von Parkplätzen voller Wolkenschiffe. Und von blutrot aufgebauchten Schattensegeln, die verdorrte Knochen niedermähen, versteinerte Halme absicheln – in dieser Wüste hier.

Ich träum von andern Träumen. Davon, daß niemand aufersteht. Ich träum mich bis vor den Anfang zurück.

Ich träum von Kindern, die alle Spaten und Flügel zerschlagen, dableiben werden, so wie wir es nie können, nie konnten.

Ich hab Träumereien von Odelpumpen und Regenfässern, und Gesichter aus Kriegsbüchern träum ich und von Teertonnen, Betonmischern, aber auch solche Träume, in denen strahlende Pilze vorkommen, die sich über entlaubten Inseln wölben.

Und von mir träum ich, natürlich, wie von einem, der sich angesichts dessen immer unähnlicher wird. Bald trennt nur noch mein Hauttuch das zueinanderdrängende Innen und Außen.

4
Liebst du Träume?

O ja, wie eine kühle, schwarze Haut!

Träumst du gern betrunken?

Doch, doch, und wie, am liebsten vom Verhungern!

Ist es nicht so, daß du jede Nacht ein anderes Land bewohnst, immer wieder auf andern Welten bist? Mal zählst du Sterne, mal Pfennige, nicht wahr? Sag selber, würdest du mitten am hellichten Tag nüchtern behaupten, die Wirklichkeit sei bewegungslos, rühre sich weder bei Sonnengefackel noch beim Schein des Mondes vom Fleck?

Gewiß, so sicher wie im Schlaf!

5
Komm hoch, mein Kopf, und sing
fluch ich aus halbwegs vollem Herzen
nicht einmal das Erinnerbare stimmt mich fröhlich
nicht einmal das Vorausgedachte
kommt irgendwo an.

Daß je die Straßen voller Menschen wären
die da auf Autodächern tanzten
stampfend, springend und irrsinnig

glücklich lächelnd
so daß es Beton zerreißt und den Asphalt
das möchte ich für wahr halten dürfen
aber es bleibt aus
passiert nur manchmal, dort
wo der Wanderweg durch die Gehirnrinde endet
dieser Trimpfad gehärteter Wünsche.

6
Plötzlich verwandeln sich alle Bettler in soziale Sterbefälle. Sie liegen auf dem Pflaster und beträufeln ihre Glieder mit Tafelwein, so lange, bis ihnen die Augen verknorpeln, die Schädel abfallen; sie besitzen keinen Hut mehr. Ich wollt, ich könnt ihnen Rettiche aus den Hinterhöfen ziehn, moosgrün und mit dem Umfang von Teppichstangen, ich wollt, ich könnt Salz regnen lassen, diese kleinen Wunder leisten, die überall fehlen. Ich muß nicht träumen, um zu fühlen, daß ich meine Schreibmaschine am liebsten vertrinken möchte; es gibt keine Musikboxen, die man mit ihren Tasten füttern könnte. Dann bett ich meinen Kopf auf einen Stapel Bilder und unterhalte meine Frau mit erfunden klingenden Leidensgeschichten.

Sag laut: Hör zu, für dieses Gespräch erträume ich mir eine Hotelterrasse, Meerblick, braune Hügel im spiegelnden Wasser. Nun, jetzt kann ich alles gestehn, alles mögliche bekennen, zum Beispiel auch meine rauschhafte Verzweiflung darüber, daß ich mir für hundert Leute zehn Mark erschreibe und nicht umgekehrt. Komm, weck mich, ich will wissen, ob man auch woanders heimkommen kann, unterbrich mich, bevor ich dich langweile, ach, rede du, ehe ich dir erzähle, daß mein Gedächtnis an uns nachgelassen hat. Ich schrieb, zuviel für zuwenig, ich glaube, deshalb finden meine Träume nun nicht mehr in diesem Leben statt. Wenn ich weiterhin und immerzu diese Heidenarbeit des Sinnierens verrichten muß, gewerblich Phantasie abbauend, mich nicht davor bewahre und mich fertigmachen laß davon auf Jahre hinaus, nur um das, was Erfolg heißt und sich Ruhm nennt, vermögenslos besitzen zu dürfen, jeden mißglückten Punkt, sei er auch nur gedacht gewesen, mit aus den Lidern geschabten Tränen benetzend, gar schon ohne dich vielleicht und selber ganz totenähnlich, dann wäre ich letztendlich von meiner Ungefährlichkeit überzeugt und gliche nur noch einem harmlos Verstörten. Die Tat, Frau, das Aufwachen und Hochschrecken, das Fortgehn, die Fluchtversuche vor den Annehmlichkeiten des Tiefschlafs, du verstehst, brauchen einen befestigten Horizont, du hast verstanden, weil man sonst ziemlich einfach die Null in der Mitte der Zielscheibe wird. Warum keine kleinbürgerliche Karriere, warum nicht ein paar solide, solvente Ideen fürs Werbefernsehn verbrechen? Ah, wie ließ sich da der Leib enttinten! Mein Leben hinhängen wegen einiger verstiegener Zeilen, zu schreiben, während man dauernd hört, daß kaum jemand liest, für jeden elenden Scheißdreck zu teuer bezahlen, immer seufzen und saufen und sagen, brauch ich aber und'kriegs nicht? Was meinst du, gehn wir hinter der Liebe in Deckung? Schlaf gut! Träum schön!

Wo? Von was?

7
Ich gebe ja zu, nicht mehr so oft vom Tag der Arbeit zu träumen, von all den

maiduftenden Sonntagsanzügen unter lindgestimmten Fahnen, deren Bedeutung ich mir angelesen hatte. Ich habe noch immer Sehnsucht nach einer Privatrevolte. Und ich weiß, wie erbärmlich es ist, sich sowas wünschen zu müssen. Aber mein Leben ändert sich auch nicht mehr durch Memoirenlektüre, obgleich sie mich nachträglich noch hinausstößt aus gutbürgerlichen, mittelständischen Erziehungsfestungen, in denen gutsituierte Primaten, angestan mit Lesebrillen, eine Befehlsgewalt ausüben, die ihren Zöglingen auf den Geist schlägt. Früher stellte ich mir Elternhäuser als bequeme Kerker vor, mein Hunger schlug Breschen durch Hecken und Mauern, ich fraß mich an üppiggedeckten Tischen satt, das Dortsein war stets reichlich, damals verwöhnten mich meine Träume und ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn mir der Verstand vergangen wäre.

Nimm ein Buch und schweig!

8

Mein Körper ist ein eigener Staat. Gedanken und Gefühle bilden inzüchtig veranlagte Sippen darin. Leider nur zur Geisterstunde. Den Rest der Zeit verbringe ich vereinzelt, mich kleiden keine Farben, die Trauer trägt nackt. Die schönen Schatten der Fahnen erschrecken meine Angst, und nur der Gesang vom Ende des Weltraums bebt in mir nach. Ich möchte zu dir sagen dürfen: wenn du keine Frau wärest, würde ich dich vergewaltigen . . .

9

Uns wurden Schmerzen und Ängste zugeschlagen, die nicht wir verursacht haben. Floskeln, Phrasen, dahinter das lauernde Schweigen der Waffen, darunter unser maßloses Verstummen, daneben unsre hilflosen Traumattaken – und wir in der vordersten Linie, durch uns verläuft die Front.

10

Es geht nicht, daß ich mir den Kopf wegdenk.

11

ICH HABE HERZSTICHE.

ICH HACK EISBLÖCKE AUS DEM PAPIER.

ICH NEHME AUF SCHRITT UND TRITT DOPPELABSCHIED.

ICH LEBE WIE ZWISCHEN 45 UND 84.

ICH BIN EIN GROSSKARIERTES GEMÜTSVIECH.

Ja, genau, so ist es, nicht anders. Manchmal wandere ich, vom Vollmond weg, verirre mich in Schwarze Löcher, bis jemand hereinkommt und sagt, mein Guter, nur die Liebe kann uns retten! Aber wer, frag ich dagegen, erlöst mich von meinem Haß? Die Gewalt macht mich geil, mein Zorn brünstig, und wenn mir ein Lächeln gelingt, ein zartes, schwaches, winziges Lächeln, dann bleibt mein Atem trotzdem kalt wie eine Gruft im Winter. Und mir wird so, als brächen mir rosa schäumende Schweißfontänen aus allen Poren, Springfluten aus Leichengift. Die Dünung der Steine, mein wankendes Ich. Ich schick mich zur Schlachthofkur. Es bringt mich ohnehin um, daß mir meine Umgebung die Träume wie Krankheiten austreibt.

Ich glaub nichts mehr und belüge mich. Wenn ich die Augen schließe, stirbt jede Nacht.

Ich brauch doch nicht den Schlaf, um träumen zu können, und erst recht nicht den Tod, um etwas vom Leben zu ahnen. Eine Sekunde ist keine Zeit, ein

14

Leben währt keine Sekunde in der Erinnerung. Es dauert keinen halben Augenblick und schon gar keine ganze Umdrehung, bis alles erledigt ist, gewesen war, die Erfüllung der Einfachheit zu Ende geführt. Teilnahmslos denke ich an Morde.

12

Als ich durch den Urwald flog, die schuppigen Schenkel der Riesen liebkosend, da erschallten die Gesänge der Blumen, und meine Mutter lag auf den Knien, wie immer, aber es war nicht sechs Uhr morgens und unter ihren Knien wölbt sich locker aufgeschüttete Maulwurfshügel oder Kindergräber. Der Himmel lockte mich in die Wipfel der Bäume und zeigte mir afrikanische Wolken, aufgespießt von Lanzen aus tauendem Eise, faseriges Wippen, quallose Wunden. Ich sprach mit Tieren, alles ging, und tief unten, wo sich Verwesung in den Erdboden wühlte, dort klafften dampfende Höhlen, türmten sich Wälle aus tönendem Laub. Als ich durch den Urwald flog, wie schwerelos und fast schon kein Gegenstand mehr, plärrte ich plötzlich Achtung und warnte das mich durchdringende Ringsum vor den schattenwerfenden Grenzen der Winterländer. Wie zur Strafe erfaßte mich gleich darauf ein Sog, der mich aus Lianen und Orchideen riß und weit ins Verbaute zerrte; so geriet ich wahrscheinlich hierher.

13

Ich bin so frei, das Wort Freiheit zu sagen!

Ach, halts Maul? Warum erzählst du mir deine Träume nicht mehr?

Ich will sie mir nicht merken, ich muß sie vergessen!

Träumst du so schlimm?

Wie mans nimmt, ab und zu von blutigen Unterhosen, gerinnendem Speichel und Hochzeitsphotographien, auf denen die Pärchen ihre Eheringe in der Nase tragen! Meine Träume schlagen mich nieder. Sie versuchen mir das Wachsein. In ihnen erlebe ich alles Schlechte im Voraus, im Nachhinein also doppelt. Leider sind sie keine Lügen. Es wiederholt sich, daß man auf mich einschweigt, mich anstummt, hörst du, oder, höchstensfalls, über mich hinwegschreit, durch mich hindurchbrüllt, als sei ich verschwunden, nie anwesend gewesen. Sogar diese Gehirnkammer, in der, lang ist es her, ein Freudenvorrat lagerte, ähnlich einer Glücksbude, hat durchgehend geschlossen.

14

Die Rückseiten meiner Lider sind mit Landkarten bedruckt, Stacheldrahthindernisse angeschraubt worden, so daß mir wenig Aussicht bleibt. Tagsüber verwandeln sich die Bücher in Sargdeckel.

Träume sind Schäume, heißt ein uraltes, bereits vergreistes Sprichwort, dem ich widerspreche: Ströme sind sie, die Träume, wirbelnde, brodelnde Fluten, die die Wirklichkeit mit sich reißen wie ein welkes Blatt, wie ein mürbes Haar, abstürzend ins Innerste der Seele und dort, wo schon alles verborgen liegt, wie unterirdisch verrauschend.

15

Meine wahren Träume halten sich alle in größtmöglicher Entfernung von mir, ihrem Ursprung, auf, wollen nichts zum Tun haben mit meinen Flaschengeistern und ihren unheilbaren Verrenkungen.

Sie fühlen sich zunehmend fremder an.

15

Sie haun mich in den Sack.

Als wär ich nur dort daheim.

Wie ein Mann red ich von Liebe, lüg mich so sanft, die Furcht richtet mich zärtlich zu, hinterher jedoch spring ich um so härter mit mir um, räch den Verlust der Veränderung.

16

Sobald ich drandenk, daß ich selbst vor und von mir lebenslänglich unentdeckt bleiben werde, dann trifft genaugenommen der Tod einen andern, wird jemand anders sterben, nicht ich, eher einer, der unter ferner liefen mit mir zu tun hatte, doch auch für den Rest ist das noch Schrecken genug, denn leicht war da immer gesagt: das ist alles nicht mein Leben! Welch ein Hohn steckt hinter der gängigen Mär, daß ein Arbeitstag acht Stunden habe; würde ich mir jetzt die Mühe machen, allein nur die Minuten zu zählen, verschenke ich schon wieder eine kleine Ewigkeit.

17

In fünf Minuten eß ich ziemlich viel Fleisch
auch nach Zwölf und vor Mitternacht

trink wenig Wasser

liebe eine Frau und mich nicht dabei

nenn einfach die Zeit

bei der richtigen Nummer.

Wo wird das enden?

Wer setzt den Punkt?

18

In der heutigen Gegenwart ist der soziale Realismus eine Erfindung der Literatur.

19

Das Kratzen widmender Handschriften und der Geruch unterkühlten Papiers folgt mir bis in meine unablässig schlechterwerdenden Träume hinein nach, aber ich laß mich nicht kirre machen von meinen Zeitgenossen und andern Schindludern, mich nicht von chicen Knallköpfen als junger Dichter bezeichnen bei wechselhafter Betonung. Da machen hierorts wehleidige Einzelgänger Blödistenpropaganda, daß einem das sozialproblematische Gänsehäutchen aufsteht, schreiben Kaputtuer vom Weinen und Friern und erschauern derweil beim wohligh wonnigen Rotweinschlürfen vorm illuminierten Kachelofen. Ihre Träume langweilen mich, besonders dann, wenn ich von Neonschatten, so hart wir Mozartkugeln, les, grobgehätscheltes Gegreine mitkrieg oder jenen sogenannten frischen Wind, aus Schwänzen gelutscht, in Arschlöcher geblasen, verheißungsvoll angekündigt als der Odem einer Industrielandschaftsästhetik, die Müllsäcke mit Wegwerfgedichten ziert. Ich will ja nicht so sein, vor allen Dingen kein Liebäugler mit dem Weltschmerz werden, der streng den Ernst spielt voll, haha, verruchter Bitternis. Der Literaturbetrieb ist etwas zum Draufstelln und Loskrähn; dafür leb ich nicht in dieser Zeit. Manche Leute möchten ihre Namen nicht haben, anders heißen, bekannter, berühmter, exotisch wie ein Indianerhäuptling oder wie jemand aus den Heldensagen der Menschenfresser, gefährlich und aufregend halt, hin und wieder ein paar fußlahme Krautrocknrollpoesiezeilen verbrechend, mit einer Sprache, die

16

Stimmbruch hat, mit Bildern, die ausgeschnitten sind; Fetzen fliegen jedenfalls keine, und wie Hirnkalk, mit Stelzen umgerührt, so biedert sich dies Künstelnde an, Unwirschigkeit ühend und niemanden meinend, lediglich ein Imitationspotential verprassend, dröhnend vor lauter Hohlheit. Sie kommen zu traumschlafender Zeit, krallen sich in die Risse meiner Schädeldecke, stemmen sich gegen die Schwelle, die zur Pforte der Wahrnehmung führt, hinaus hinter die übernächste Milchstraße, oder noch weiter, ins unendlich Ermattete, dorthin, wo sich sogar die Verzweiflung erschöpft. Es gibt ein paar Einmaligtuende, die sich ihre Schreibtischshows leisten, durchs Mikrophon diktieren und sich wie Schlagzeilenvertreter aufführen, wie Handlungsreisende in Sachen Knebel – was sie auch sind für mich. Für mich! Für Sie? Gefällt Ihnen seichter Wüstensand? Altes Wasser? Sie hören gern Balladen, lyrische, freilich, versteht sich, vom Milzbrand und über Säuferlebern? Was halten Sie von modisch Aktuellen und klammheimlich Furzenden oder hält Sie etwas ab davon? Alles jährt sich überlebt. Die Kunst ist eine Hure, die ihr Maul jedem Affen leiht, sag ich, ein Liebhaber des Unalltäglichen.

Na schön, aber was hat das mit Träumen zu tun?

Wenigstens soviel immerhin, daß sich die Hoffnung, die ich mir verschreiben wollte, inzwischen zu einem Traum verflüchtigt hat!

Ach, du! Ärmster! Markig durchs Bein geheult und kein Rohr spitzgekrigelt, hm?

Eigentlich stellen die Bilder, die ich mir von der Ausweglosigkeit mach, Wegweiser dar, an deren Armen zu verlosende Spenden hängen. Zeig mir die Richtung, in der man dem Vorbestimmten entkommt!

Willst du sagen, Träume könnten die unbeherrschbarste Macht abgeben?

1985, wenn nicht schon eher, werden die ersten Abteilungen Retorten-Reservisten durch die Straßen marschieren, begleitet von den Festreden solipsistischer Sophisten, um es ganz vornehm auszuquetschen, die samt und sonders zu wissen scheinen, wie das Kind aus der Frau und der Balg in den Kerl kommt, sowie der rhetorischen Trockenkost aufgußsüchtiger Analytiker, die das Verhalten eierlegender Bienen erforschen, mitunter auch die Entstachlung des Geschlechtstribs.

20

TAG-TRAUM, ein Sprung aus den Augen aufs Pflaster.

Ich lebe in der Stadt.

Möcht, daß es dauernd regnet

Dächer wäscht und die Straßen frei

von allen Dingen, auch von Menschen

bevor ich mich nimmer

an Schönheit erinnern kann.

21

Ein Leiden von früh bis spät, durchgehend erduldet sozusagen, keine Besinnung, kein Platz für Zusammenhänge, niemals die Gelegenheit, getröstet zu lächeln. Ich möcht aufwachen und die Welt verschwunden und ich mit ihr. Mitten im Andern sein, in Bildern, die der Schlaf aus den Augen reibt. Und doch kein Glanz, nur die Sehnsucht nach einem ausgeschlafenen, ausgeträum-

17

ten Lachen, morgens gleich nach der Nacht, im selben Atemzug küssend und redend von Morgen, ganz neu.

22

NACHT-TRAUM, ich schlag mir
Wattenägel durch die Lider, ich
preß mir das Laken vors Gesicht
wisch mir den Staub von der Haut.
Mein Schädel gurgelt, mein Körper zuckt.

23

Der Schlaf fällt wie ein Totschläger über mich her. Er mordet nicht das Draußen. Nur ich sterbe. In Gedanken schrei ich mich taub, die Unnatur schaltet mich an und ab. Und ich träum, im Bett zu liegen, frische Luft zu atmen in einem unversperrten Raum und tatenlos zu gesunden. Ach seid leise, legt euch zur Ruh! Ihr rast herum wie Würmer im Schädel, habt keine Ahnung, wie gut es wäre, wenn sich die ganze Erde und alles, was auf ihr durch die Zeiten treibt, eine Sekunde lang bewegungs- und lautlos verhielte: endlich würden wir einmal den Lärm des Todes in uns hören. Die Hoffnung auf das Ende der Sehnsucht verwandelt sich langsam ins Umgekehrte. Geht weiter, ich folge euch nicht! Die Grenzen haben sich verwischt. Dies hier ist das Territorium der Narkosespezialisten.

24

Gibst du deinen Träumen Namen oder Nummern? Rufst du sie, wenn du zu schwach zum Warten bist? Bleibst du stumm nach jeder ihrer Heimsuchungen? Sei ruhig, bitte, ich bin müde, ich habe von toten Politikern geträumt! Und woran starben sie?

Sie sind an Wirtschaftsschwäche eingegangen, vermute ich stark, ich bin nicht dicht an sie herangekommen, denn sie waren umringt von Scharen Gelehrter, von Schwärmen Gebildeter, die sie mit Beileidsbezeugungen überhäuften, während Meuten von Würdenträgern aller Schattierungen auf Ehrenwache standen und die Freudentänze einzelner Unpersönlichkeiten bedauerten, ich weiß noch, daß viele Fahnen wehten, deren Farben ineinander überflossen, und daß die Masten morsch knackten.

Waren es tatsächlich die einzigen Leichen, die du ausgemacht hast?

Ach woher, ich hab auch Kinderknochen gesehen, Buben mit den Bäuchen Schwangerer, Photos, noch feucht von Blut. Graue Augen sah ich im Traum, gelbe Lippen, und ich hatte eine Heidenangst davor, daß uns vielleicht sogar die Träume belügen könnten, falls sie nicht unabhängig von der Wirklichkeit sein sollten.

25

WUNSCHTRAUMWUNSCH, ein Sonntagmorgen in der Zukunft
vorm Fenster Galgen, an denen Särge hängen, Behälter
für jene, die mit ihren

Maschinen um die Wette lärmten, mich
mit Glockenkrach weckten und auf singende
Vögel schossen.

Dann wäre ihr rauschiges Schreien erwürgt
und vielleicht ließe sich auch die Liebe vergessen

die so sinnlos war dort
wo nur Gewalttätigkeit herrschte
bei jeder wiederholbaren Erinnerung.

26

Nochmal aufleben, mit treuen Freunden, mit müden Kämpfern Blutbäder anrichten im Sonntagsstaat, die Flaschen zerschlagen, die Kippen verbrennen, jeden, der sich an Dreck aufgeilt, in einer Mülltonne verscharrn, Kofferräume, Motorhauben sprengen. Dann wüchsen uns Letzten Sonne und Mond aus den Schläfen wie gleißende Wahrsagekugeln.

27

TRAUM-ANGST, nicht wissen, was kommt
nicht jetzt im Traum und nicht
in der nächsten Wirklichkeit.

Auch wenn man erwacht
ist der Schrecken nicht verwunden
und wenn man wieder schläft, dann
erholt sich nur die Angst.

28

Verwüstung, Zerstörung, Vernichtung, erstarrende Schlammfluten, vereiste Begriffe, betäubte Vorstellungen, all das und noch sehr viel mehr stürmt auf uns ein und unter die Kopfhaut und so gewöhnen wir uns scheinbar ans Weitermachen im Überlebenstrott. Die Zeitungen zeigen keine Veränderung. Die Kunst spuck ich ins Fettnäpfchen. Die Machthaber goutieren sich an Henkersmahlzeiten, lassen sich mit Abendmahlcanapés bewirten, plaudern angeregt im Rahmen der Kerzen und Kelche die traurige Leier der Sätze voller Zahlen, ein bißchen über Kundenbetörung, erzählen Vermarktungsanekdoten, stimmen Verbraucherlobpreisungen an, in Verramschungseuphorie verharrend und den nächsten Hirnrißanschlag planend.

29

Meinetwegen lach, ich steig in die Bananenschale, lach nur, ich flieg aus der Anziehungskraft. Und ich denke an nichts anderes als an Eier und Nüsse. Mußt du dir noch nicht den Bauch halten? Wie kommst du zu dieser Nässe im Gesicht? Wirst du es mir erklären, woher du soviel Menschlichkeit nimmst? Ich hörte dich im Schlaf sprechen, es waren lange Pausen dazwischen, in denen melodisch heulende Triebwerke erklangen, dann hobst du dein Haupt und langsam bist du zur Decke emporgeschwebt, hast ein leibbreites Loch in die Mauern gefleht, ich hab mich an dich gehängt, du hast mich hochgezogen und mitgenommen. Aber plötzlich wußte ich nicht mehr, wer da von uns beiden träumt, und ich rief dich an und wir stürzten uns entgegen. Weinten vor Glück. Lachten vor Schmerz. Wie wohlgezogene Tiere. Weißt du noch? Ich täusch mich nicht, täusch dich in mir. Ich glaube. Ich träume.

30

Ungeträumtes ist noch auf Reisen zu mir, das Unerträumte findet ohne mich statt.

Warum sagen Sie das?

Ach ihr Fremden, euer Schlaf ist wie eine Strafe für mich, ich kann nicht mehr leben mit euch . . .

Sie beichten auf dem Papier!

Sagt nichts mehr! Schaltet die Technik aus! Schweigt jetzt endlich! Ich weiß nicht mehr, wie Stille klingt! Tag und Nacht Maschinengeräusche, die Lautstärke der Träume bekriegend! Gesund und bei vollem Bewußtsein hält das niemand durch!

Sie sind schwach geworden.

Das Eis müßte sich von den Sternen lösen und das Feuer von der Sonne und die Erde müßte glühn und das Wasser hoch über die Berge steigen. Euer Tod bringt nicht einmal irgendein Lämpchen im Computer zum Verlöschen, nein, auch meines nicht . . .

31

Daß der Wirklichkeitswahn und die Illusion, die man sich von der Phantasie mache, zusammengehörten, tönts in meinem Kopf, als wäre dort ein neues Organ geboren worden. Alles, flechte ich dazwischen, habe den Anschein eines ewigen Fernsehabends bekommen, sogar die Ähnlichkeit mit Äußerlichkeiten hätte entschieden nachgelassen, bald würden in Kinos und Theatern nur noch Austrittskarten verkauft werden, sähe man bei jedem Film das Wasserzeichen der gesüßten Tränen im Zelluloid, und merkbar wie ehemals die Gesichter, seien dann nur noch die Rück- und Kehrseiten der Schauspieler. Eben, wir litten an der Einbildung, Grenzen zwischen Gut und Böses ziehn zu können, trennende Linien, aber die Verherrlichung des Scheißdrecks habe längst die Fronten verkehrt, jede Gewohnheit sei zu einer Verhärtung geworden und die Langeweile werde gehalten wie eine Stellung, die bevölkert ist von vor Fernrohren im Keller hockenden Zeitgenossen.

Da nicke ich mit der Zunge.

32

Ich leg mich hin und träum vom Tod, das ist nicht schwer, dies ginge auch im Stehn, und leichter noch, man fände nicht zurück.

Träumend erfährt man manchmal sein Sterben, eilt der Zeit voraus zu alten Taten, die Weiterwollen, Lebenmüssen, oft Ducken, oft Kriechen, öfter noch Vergehn.

Gemeinsame Träume gibts meistens am Stammtisch und sonntagsmorgens fickt man sich an, wie Schnaps in Sahn, wie Hering in Torte, und glaubt an seine Einzigartigkeit, auch später noch, wenn man sich den schweinern Nationalfraß einverleibt.

Ich träum mich wach und hör nicht auf, es geht mit offenen Augen, wenn Regen, Kälte drüberwischt.

Im Traum, zum Beispiel, nur dort, ist es überhaupt möglich, daß ich durch eine Weltstadt geh, brauch kein Bett dazu, bin ja im ärmsten Viertel, und gleichzeitig unter Palmen wandel, am Eismeer entlang, wo ich selbstzufrieden ein Lied über Krater dichte, im Geist schon wie Asche hineingepreßt in die glasigen Felsen.

Träumen ist wie Heimkommen in eine Umgebung, die einen nicht einengt, in der man sich nicht festfressen kann.

33

Ein Alptraum, daß alles so seltsam weiterwächst, so maßlos

erntet aus der künstlichen Fülle immer nur für ein Paar angelegt Geselligkeit allerhöchstens noch der Hauch einer Erregung die die Schublade erschüttert, in der man steckt, schutzhaftähnlich.

34

Es ist zum Vertiern. Die Wohnungen sind Büros oder Lagerräume für Möbel. Nachts schleusen einen die weitverbreiteten Sorgen in den Schwebezustand ein und am Morgen holt einen das Kriegsgeschrei aus den Zeitungen herunter. In meinem Alltagsgepäck führe ich gestorbenes Licht mit. Vorhin befand ich mich in einem Gewölbe, das als Lazarett diente; die Haare der dort Anwesenden waren aus fahlem Stroh, dämmergraue Laken wallten ihnen über die scharrenden Füße, sie waren voll Hornhaut und schliffen und stampften den Staub. Ich ging auf sie zu. Wie einer von ihnen.

35

Im Rausch geb ich mich jedesmal wie uniformiert. Wo ich bin, muß man das sein. Mit einem Stahlblechkoppel ausgestattet, ein Stirnband aus Schlangenhaut um den Kopf, zwischen den Brustwarzen einen Judenstern aus Marsgestein, so seh ich aus, Stiefel mit stachelbewehrten Schäften an, so seh ich mich spazierenmaschieren, ein Mittelding zwischen Vorschlaghammer, Flammenwerfer und Schneidbrenner schleppend, das Gerät speit Feuer wie ein Drache, ich spalte mir einen Pfad durch Schaufensterpassagen, schmelze Autos aufs Pflaster, meine Hände sind klauenartig verbogen und haben die Form von Schlagringen angenommen, mein Schädel ist beschlagen wie eine Eisenkugel mit Reif, eins meiner Augen ist ein Prell-, das andere ein Rammbock, aber nur, weil meine Nerven eine Panzerung bräuchten. Obwohl ich weiß, daß es nie so wird, gefällt mir die Vorstellung, mich in eine Gewaltmaschine verwandeln zu können, allzuoft nicht schlecht. Stocknüchtern dem Ende einen Schlußpunkt setzen, dann, wenn man hart genug geworden ist, nichts mehr zu bereun.

36

Kräftige dich, denke ich mir, erzeuge dir Lust am Dasein bis ins verlorenste Haar, lade Märchenerzähler und Gesundbeter ein zu dir, laß Hexen reiten auf deinem Glied und koche einen Zaubersud aus Plastikkräutern in einem Sud aus Schweiß und Tinte. Mach schnell! Öffne den Mund nicht, halte dir die Nase zu, befehle ich mir, sonst fesseln sie dich mit Gedärmen voll Fett, stopfen dir chemische Gewürze in den Rachen und gehäckselte Gummischwarten mit Kunststoffborsten hinterdrein, oder sie sprühen dir Brennesselsaft auf den Spiegel, auch das, jawohl, soviel kann sich verkehrn.

Ich möcht Natur fressen.

Ich möcht Natur träumen.

Ich möchte jeden Morgen einen Bauern grüßen. Erst dann fingen die andern Wünsche an. Zum Beispiel der, daß ich nicht mehr friere beim Anblick menschlichen Fleisches.

Und ich möchte täglich ein paar Handgriffe wie ein Handwerker tun.

Ich kann nicht anders träumen.

Ich muß anders leben.

Dann kommt in meinen Träumen keine Nacht mehr vor.

Und irgendwann erfährt man kleingedruckt, daß bereits zum zweiten Mal innerhalb von sieben Monaten die Elektronenrechner der nordamerikanischen Luftverteidigung fälschlicherweise Raketenalarm ausgelöst haben. Für das Pentagon in Washington war es noch ein Glück, daß der Fehler in der Zeit von drei Minuten erkannt wurde, und das an einem Tag wie heute. Testdaten, heißt es, wurden zu früh in das Computersystem eingespeist, von Irrtümern liest man und von deren Beseitigungen, bliebe auch als Leiche ein Laie.

Scheinbar hat niemand außer mir diese Meldung gelesen, denn jeder geht seinen gewohnten Gang, kein Mensch starrt zum Himmel hinauf oder erkundigt sich, manchmal noch wie gelernt, nach dem Hinweispfeil zum nächsten Luftschutzkeller, aber auch die fremdanmutende Gepflogenheit, die Aktentasche auf dem Kopf zu tragen, ist im Straßenbild nicht festzustellen. Da ruft keiner: dankt ab! da wird kein Soldat oder Polizist entwaffnet, da herrscht nur eine Sterbensfreude, da wird der Tod umgetauft in Sicherheit und Ordnung . . .

38

Ei dreh dich Globus weiter.
Eisbärn und Kamele kennen sich besser
als wir uns. Was hattest du, was
willst du, Sein oder Werden?
Ach komm laß die Alten beim Alten.

39

Ich gleite aus dem Traum.
Du bist noch nicht wach.
Es liegt ein warmer Geruch in der Luft.
Dann denke ich ans Gewesene, an die kommende Arbeit; es macht mich wieder wie tot.
Später weckt mich dein Blick.
Ich stehe auf und fliege durch den Fußboden davon.
Ja, und jetzt wird unnachgiebig die Wirklichkeit wiederhergestellt. Gleich ist es unfäßbar, daß Licht durch unsere Poren geschienen haben soll, daß wir, erschöpft von den Strapazen der Realität, ins Vergessen gefallen sind. Mir fehlen noch tausend Gedanken, mir fehlen schon hundert Gefühle, ich zähle jene Momente, in denen es möglich war, gleichzeitig und unterschiedslos zu träumen und zu leben, aber ich komme nicht weit, nicht einmal von der Stelle. Es ist kein Traum, daß ich die Menschen nur liebe, wenn sie schlafen. Ob sie dann noch träumen, sie wären keine Tiere, geht mich nichts mehr an.

Bernhard Lassahn Computer Competition

Es waren einmal zwei Computer, die waren nach demselben Modell gefertigt und beide waren gleich gut. Sie waren im praktischen Bausatz-System hergestellt, so daß sie sich je nach Bedarf vergrößern konnten, wie ein Steckbaukasten, wo man aufstocken kann, wenn es sein muß.

Der eine hieß Cicero Römisch Eins, der andere hieß Cicero Römisch Zwei. Beide hatten ein gleich gut besetztes Team von Wissenschaftlern, Elektrikern, Sekretärinnen und Putzfrauen zur Verfügung; beide Computer waren Teil eines Plans.

Der Plan war der, daß die Computer alles an Informationen und Dimensionen, was es gab, speichern sollten und alles, was noch kommen konnte, auch. Also auch alles, was die Hersteller bei der Fertigung der Computer noch gar nicht absehen konnten. Das Prinzip dabei war, daß man mit endlichen Mitteln versuchte, die Unendlichkeit in den Griff zu kriegen. Ob nun das Geheimnis der Schöpfung dabei abfiel oder nur ein riesiger Datenverbrauch ohne Ergebnis, konnte zu dem Zeitpunkt der Herstellung noch niemand sagen. Die beiden waren übrigens von dem berühmten Gespann Bählemann und Auriger entworfen und, wie gesagt, Cicero Römisch Eins und Cicero Römisch Zwei waren identisch.

Damit nun die Computer ihren Auftrag möglichst schnell erledigten, ließ man sie gegeneinander antreten; denn die Menschen, die die Computer in Einsatz brachten, hatten die Erfahrung gemacht, daß sonst nichts läuft. Hätte man den Computern einfach so dieses Programm eingefüttert, das ja so schwierig und umfangreich wie nur irgend möglich war, dann hätten die vielleicht erst mal zwei Urlaubstage eingelegt zur Aufnahmekapazitätserholung oder hätten viel öfter ein frisches Ersatzteil angefordert oder die „Nichts geht mehr“-Leuchte aufblinken lassen.

Man kennt das ja, wenn da kein Druck dahinter ist, dann kommt man leicht in so einen Beamtschlendrian. Nein, nein, den Computern muß ordentlich Dampf gemacht werden, auch den Computern; denn die Menschen hatten es eilig. Sie hatten nämlich errechnet, daß, wenn ihre Kinder noch von den Computer-Ergebnissen profitieren sollten – und das sagten die Menschen immer: Unsere Kinder sollen es einmal besser wissen. Das war so eine stehende Redewendung –, gut, also damit überhaupt rein rechnerisch eine Chance bestand, daß die Kinder von den Computer-Ergebnissen profitieren konnten, mußten die sich beeilen und mußten Tag- und Nachtschichten einlegen.

Die Forscher rechneten sogar heimlich damit, daß die ersten Ergebnisse über die Schöpfung und den Sinn des Lebens noch zu ihren eigenen Lebzeiten vorlagen, und zwar hatten die sich ausgerechnet, daß die Computer als Zwischenergebnis ihrer Forschungen schon mal das Leben der Forscher verlängern konnten und daß sie dadurch länger leben würden, als man jetzt voraussehen konnte. Ganz einfach.

So geht das oft, wenn man versucht, Voraussagen zu machen. Im Verlauf der Entwicklung treten Ereignisse ein, die eine der vorher angenommenen Kon-

stanten (in diesem Fall die Lebensdauer der Forscher) veränderten. Das war ein Prinzip, das die Forscher wohl kannten, und nun versuchten sie mit diesem Trick, in ihrem eigenen Leben noch zu Ergebnissen zu kommen. Das wußte übrigens keiner. Auch die Computer selber sollten erst relativ spät darauf kommen, was die Forscher in Wirklichkeit im Hinterkopf hatten.

Erst einmal wurden die Computer getrietz, weil bekanntlich Wettbewerb den Fortschritt bringt und man gehetzt und ängstlich sein muß, um den Fortschritt voranzutreiben. So gab man den Computern zwei Prinzipien ein, die sie als Grundaxiome nicht mehr ausmerzen konnten:

1. Der Unterschied zwischen eins und zwei ist größer, als zwischen allen anderen Zahlen.
2. Nur einer kann der Erste sein.

Damit der Wettkampf auch fair bleiben sollte, achteten die Forscher darauf, daß die Betreuungsmannschaften den gleichen Notendurchschnitt hatten. Dann wurde gelöst: Auriger ging zu Cicero Römisch Eins; Bählemann zu Cicero Römisch Zwei.

Beide Computer sollten nun exakt zum gleichen Zeitpunkt angeschlossen werden; also wurde ein Uhrenvergleich und ein gemeinsamer Countdown abgezogen, und auf Null wurden bei Cicero Römisch Eins und Cicero Römisch Zwei gleichzeitig die Stecker eingesteckt. Es ging los.

Die beiden Forscherteams hatten eine gemeinsame Kantine, in der sie sich gelegentlich zu einem kurzen Tee trafen. Über dem Eingang der Kantine hing in richtigen Neonlettern der Spruch:
Computere humanum est.

In der Kantine war oft gute Stimmung; denn die Forscherteams stellten erfreut fest, daß die beiden Computer auf die Sekunde genau zum selben Zeitpunkt eine Anweisung zum Aufstocken der Speicherungsanlagen herausgaben. Es lief bestens. Die Computer lagen gut in der Zeit. Die Computer fingen auch gleichzeitig an, Aktien zu kaufen und an der Börse zu spekulieren. Beide richteten eine Pressestelle ein, aus der sie Verlautbarungen für die Weltpresse veröffentlichten.

Die Mannschaften aus Forschern, Elektrikern und Putzfrauen wurden auf Geheiß des Herren Computer immer mehr erweitert, und es wurde soviel Personal neu angestellt, daß die Kantine schon längst zu klein war und sich die Cicero-Römisch-Eins- und Cicero-Römisch-Zwei-Mannschaften nicht mehr zum Tee treffen konnten. Die Mannschaften richteten getrennte Kantinen ein. Man kannte sich auch gar nicht mehr.

Nur Bählemann und Auriger hatten noch guten Kontakt zueinander, und als die Computer anfangen, kleine Sticheleien loszulassen, Cicero Römisch Eins nämlich die Meldung herausgab, daß Cicero Römisch Zwei ein „häßlicher, mieser, unzuverlässiger, weil unvollständiger Computer“ wäre, der es „nie zu was bringen kann“ und Cicero Römisch Zwei sofort mit der Kurzmeldung „selber einer“ konterte, da schüttelten sich Bählemann und Auriger glücklich die Hand.

„Es klappt, wir haben es geschafft, alter Knabe!“

Die Arbeit war voll im Gange und die Mitarbeiter kamen ganz schön ins Schwitzen. Wer nicht sein Bestes gab, wurde gefeuert.

Eines Tages nun verhängte Cicero Römisch Zwei ein totales Informationsstop. Er arbeitete zwar wie sonst, die Drähte wurden heiß, der Energieverbrauch schien sogar gestiegen, Anweisungen gab er auch, aber er gab keine Erklärungen mehr.

Es wurde dadurch etwas unübersichtlich, was Cicero Römisch Zwei gerade für Programme laufen hatte, und als sich Bählemann und Auriger wieder einmal trafen, kam Bählemann darauf zu sprechen.

„Unser Cicero Römisch Zwei mimt zur Zeit den großen Geheimnisvollen. Der hat ein vorläufiges Informationsstop über seine geplanten Aktivitäten verhängt, zur Zeit weiß ich gar nicht, wo der inzwischen überall seine Finger drin hat. Er funktioniert einwandfrei, aber läßt sich nicht mehr in die Karten gucken. Bin auch sehr gespannt auf den nächsten Zwischenbericht.“

„Mach dir man keine Sorgen, alter Knabe“, Auriger klopfte Bählemann auf die Schulter, „mein Computer Cicero Römisch Eins hat schon längst einen Spionagedienst angeheuert, der hervorragend arbeitet. Wir sind über die Aktivitäten genau im Bilde.“

„Ist das wahr? Was hat denn der Geheimdienst über unseren Cicero Römisch Zwei alles herausgefunden?“

„Ja“, sagte Auriger und zuckte die Schultern, „das kann ich dir jetzt auch nicht sagen.“

„Ach komm, sag doch mal! Du hältst doch nicht etwa zum Computer?“

Auriger schüttelte nur den Kopf, um anzudeuten: Wird nicht verraten.

„Find ich übrigens nicht korrekt, mit Geheimagenten zu arbeiten. Wie lange macht ihr denn das schon? Das sind doch schmierige Methoden sowas, in meinen Augen sind das schmierige Methoden!“

Diesmal verließ Bählemann seinen alten Knaben sehr wütend, weil es ihn natürlich ärgerte, daß der mehr wußte, aber auch noch aus einem sehr persönlichen Grund: Bählemann wollte nämlich mit Auriger noch gerne die Frage besprechen, ob es nach seinen neuesten Informationen ihm auch im Bereich des Möglichen erscheine, daß die Computer-Entwicklung nicht nur dazu führen könnte, daß sie ihr Leben verlängerten, sondern – jetzt mal ganz vorsichtig gesprochen –, ob es vielleicht sogar möglich wäre, daß sie unsterblich gemacht würden, und Bählemann hätte da gerne mal ein persönliches Wort mit Auriger gesprochen, ob Auriger das auch so sieht und wenn, ob Auriger das auch will.

Gut, dann rede ich eben nicht mit ihm darüber, dachte Bählemann ärgerlich, der grinst ja jetzt schon so, als wäre er allwissend und unsterblich.

Ehe er ins Bett ging, machte er noch einen Abstecher zu seinem Computer und drückte auf die Taste „Vorrang-Stufe Eins“ und gab Anweisung, sofort einen Zwischenbericht abzugeben. Der Computer summte leise, beim Output kam ein Streifen raus:

1000 Lieber Prof. Bählemann. Einen Zwischenbericht kann ich in so kurzer Zeit nicht fertigstellen. Aufhebung der Informationssperre demnächst. Vorrang-Stufe 1 ist unangebracht.

„Weißt du überhaupt, daß Cicero Römisch Eins einen Geheimdienst auf dich angesetzt hat?“ tippte Bählemann hastig ein.

2000 Mehrere

war die knappe Antwort und dann:
3000 Gute Nacht.

Na gut, Bählemann trottete nach Hause, der wird schon wissen, was er macht, dachte er sich, Cicero Römisch Zwei wird schon wissen, was er macht. Aber er kam noch nicht zur Ruhe, weil er ständig darüber nachdachte, wieso Cicero Römisch Zwei ihm den Zwischenbericht verweigerte.

Bählemann machte nochmal Licht an und setzte sich an seinen kleinen Taschenrechner: Die Informationsspule war gerade frisch ausgewechselt; wenn wir jetzt annehmen, daß Cicero Römisch Zwei seit der Informationsperre so und so viele Neueingänge und soundso viele Dimensionsverschiebungen vorgenommen hat, gut gerechnet, dann muß er immer noch in der Lage sein, den Zwischenbericht anzufertigen innerhalb einer Zeit von – nein, das konnte nicht sein.

„Was ist denn los?“ Bählemanns Frau war aufgewacht, „warum hast du denn Licht angemacht?“

Bählemann sprach langsam und starrte immer noch ungläubig auf seinen Taschenrechner: „Cicero Römisch Zwei hat mich angelogen.“

„Ach was, komm, mach das Licht aus und schlaf, du hast es nötig, Computer lügen nicht“, beruhigte Bählemanns Frau.

Bählemann war wie versteinert: „Ich muß sofort Auriger anrufen.“

„Du kannst doch jetzt nicht mehr bei Aurigers anrufen. Um diese Zeit!“

Bählemann atmete schwer und sprach leise: „Der Computer betrügt mich. Wer weiß, was er vorhat.“

„Ach was! Solche Gedanken macht man sich nur in dunklen Nächten, der Computer wird dich doch nicht betrügen, dich doch nicht.“

Bählemann zog seine Pantoffeln aus und stieg wieder zu seiner Frau ins Bett. Als er sich in ihre Körperwärme kuschelte, überkam ihn eine Rührung, die er schon lange nicht mehr gefühlt hatte; Bählemann küßte seiner Frau sanft das Haar und murmelte: „Wie klug ihr Frauen doch seid und wie lieb, natürlich hat er mich nicht angelogen; war ja Vorrang-Stufe Eins.“

„Schlaf jetzt“, sagte Bählemanns Frau.

„Gute Nacht.“

Als Bählemann am nächsten Morgen wieder zu Cicero Römisch Zwei ging, war im Team eine Wahnsinns-Hektik ausgebrochen: Einige Mitarbeiter lachten schallend, andere liefen aufgeregt hin und her.

„Was ist denn los?“, fragte Bählemann.

„Hast du noch nicht gehört“, riefen die Mitarbeiter durcheinander, „bei der Konkurrenz sind heute morgen alle durch Kurzschluß umgekommen.“

„Was? Wann?“ regte sich Bählemann auf.

„Bei Cicero Römisch Eins fangen doch die Mitarbeiter seit gestern schon eine Stunde früher an als wir. . .“

„Ach, das wußte ich ja gar nicht . . .“

„Na ja, ist so eine von den Maßnahmen, die die da drüben treffen, oder besser getroffen haben, um uns zu überflügeln. Da mußten eben heute morgen schon alle Mitarbeiter hin, um den Zwischenbericht von Cicero Römisch Eins entgegenzunehmen und da ist im Mitarbeiterzimmer durch Kurzschluß ein

Feuer ausgebrochen und durch ein Versehen waren alle Türen verschlossen, so daß kein Mitarbeiter raus konnte und deshalb sind alle restlos verbrannt.“

„Alle?“

„Alle!“

„Auch Auriger?“

„Auriger auch, der ist genauso verbrannt wie die Putzfrauen und wie die Elektriker, alle tot!“

„Der arme Kerl“, seufzte Bählemann, er tappte sich aber gleichzeitig dabei, wie er dachte: Na ja, mit deiner Unsterblichkeit hat es wohl nicht geklappt, alter Knabe.

„Und was ist aus Cicero Römisch Eins geworden? Ist der stark beschädigt?“

Der Mitarbeiter grinste frech, „sagen wir lieber Cicero der Einzige Unterabteilung C.“

„Was soll das denn heißen?“

„Der ehemalige Computer Cicero Römisch Eins ist als Unterabteilung an unseren Computer angeschlossen worden. Die Auswertung des Datenmaterials hat schon begonnen.“

Bählemann war noch zu überrascht, um sofort antworten zu können. So, so, ging es ihm durch den Kopf, Cicero Römisch Eins ist nun ein Bestandteil von Cicero Römisch Zwei geworden. Der Mitarbeiter berichtete weiter.

„Unser Computer Cicero der Einzige hat für 14.00 Uhr eine Presseerklärung angekündigt. Da werden Ursachen und Hintergründe des Unglücks beim ehemaligen Computer Cicero Römisch Eins bekanntgegeben. Cicero der Einzige gibt dann auch einen ersten Überblick über das Datenmaterial und seine Verwendbarkeit, schließlich sind wir hier die Einzigen, die das angegliederte Datenmaterial auswerten können.“

„Na, da bin ich aber gespannt“ Bählemann schüttelte den Kopf.

Zur Pressekonferenz war fast die gesamte Welpresse erschienen. Am Computer Cicero dem Einzigen waren selbstleuchtende Klebestreifen angebracht, die die Stellen markierten, die ein besonders hübsches Bild für die Pressefotografen abgaben. Alle Reporter hatten ihren Stenoblock gezückt, oder die Cassetten-Recorder laufen, als der Mitarbeiter Dr. Lutz die Output-Streifen, von denen der erste um Punkt 14.00 Uhr erschien, rausholte und mit triumphierender Stimme vorlas:

1000 Um 16.15 MEZ ereignete sich im Mitarbeiterraum des ehemaligen Computers Cicero Römisch Eins ein tragischer Unfall, dem sämtliche Mitarbeiter zum Opfer fielen.

2000 Cicero der Einzige bedauert diesen Vorfall aufs Tiefste.

3000 Die Mitarbeiter von Cicero dem Einzigen schließen sich dem Bedauern an.

4000 Die Ursache des Unfalls ist ein Kurzschluß, der durch Überarbeitung zustande kam.

5000 Die hauptsächlichsten Gründe für die Überarbeitung sind:

5001 Zu häufige Anfertigung von Zwischenberichten.

5002 Überziehen der empfohlenen Belastungszeit durch Überstunden und Vorverlegung der Arbeitszeit.

5003 Das Beschäftigen von sieben verschiedenen Geheimdiensten.

5004 Sonstiges.

Sofort kam Unruhe unter die anwesenden Reporter, man hörte Zwischenrufe „Was für Geheimdienste?“, „Gibt es Beweise?“ „Gibt es Fotos?“. Aber der Mitarbeiter Dr. Lutz winkte nur ab und verlas schon die nächste Karte:

6000 Cicero der Einzige hat als einziges System, das dazu in der Lage ist, die Überreste des ehemaligen Computers Cicero Römisch Eins als Unterabteilung C in sein Gesamtsystem integriert und eine Auswertung der eingebrachten Daten übernommen.

7000 Die Auswertung der Daten erbringt folgende Ergebnisse:

7001 Eine Klärung der Unfallursache, siehe auch 4000 und 5000 bis 5004.

7002 Die Enthüllung, daß der ehemalige Computer Cicero Römisch Eins mehrere Geheimdienste beschäftigte, um die Arbeit von Cicero dem Einzigen auszuspiionieren. Siehe auch 5003.

7021 Die Geheimdienste waren notwendig, weil das Datenmaterial des ehemaligen Computers Cicero Römisch Eins überholt war. Der ehemalige Computer Cicero Römisch Eins lag im Wettbewerb hoffnungslos im Rückstand.

7003 Die Presseerklärungen des ehemaligen Computers Cicero Römisch Eins beleidigen den Geist der Wissenschaft und sind zum Teil erlogen.

8000 Internes:

8001 Cicero der Einzige gibt bekannt, daß er ab jetzt nicht mehr Cicero Römisch Zwei sondern Cicero der Einzige heißt. Diese Bezeichnung ist korrekt. Entsprechende Änderungen werden erbeten.

8002 Der große Vorsprung von Cicero dem Einzigen sowie die Einmaligkeit der Leistungen von Cicero dem Einzigen erlauben es, das Gehalt der Mitarbeiter von Cicero dem Einzigen um 4,6 % zu erhöhen und zwei Wochen Urlaub zusätzlich zu genehmigen.

Da brach ein Jubel im Mitarbeiteraum aus, daß die Vertreter der Weltpresse sofort um Ruhe bitten mußten, sie wollten ja noch mehr hören, aber die nächste Meldung ging etwas unter im allgemein vorherrschenden Jubel und Rufen wie „Hoch lebe Cicero der Einzige!“.

8003 Der vorläufige Informationsstop ist hiermit aufgehoben. Er diene der Energieeinsparung und damit der Verhinderung von Überarbeitung.

Im Mitarbeiteraum war Party-Stimmung aufgebraut, Sektkorken knallten, der Teufel war los. Alle Mitarbeiter wollten möglichst von den Vertretern der Weltpresse fotografiert werden und waren total aus dem Häuschen, nur Bählemann selber schien etwas nachdenklich. Er konnte sich gar nicht so recht freuen, wie es aussah, und ausgerechnet auf ihn stürzten sich nun die Vertreter der Weltpresse und redeten ihn als „Vater von Cicero dem Einzigen“ an, als „Schöpfer“, und „Mann des Jahres“ und wollten natürlich gerne ein Zitat von ihm haben, möglichst eine Pointe, die sie gleich in der nächsten Ausgabe bringen wollten.

Bählemann hatte sich noch nicht richtig gefangen, und war durch soviel Informationsaufnahme noch etwas überfordert. Er war auch gar nicht vorbereitet und wußte nicht, worauf es in solchen Augenblicken ankam.

„Ich bedauere den Tod meines Freundes Martin Auriger“, brachte Bählemann heraus, aber zu leise.

„Was?“, riefen die Vertreter der Weltpresse, „wie bitte?“

„Ruhe nochmal!“

„Können Sie das bitte wiederholen?“

Unter den Mitarbeitern herrschte immer noch Unruhe wie in einer Schulklasse ohne Lehrer.

„Ich bedaure den Tod meines Freundes Martin Auriger“, rief Bählemann nun, wie er selber merkte, viel zu laut, als wollte er eine Kontrollampe für unerwartete Geräusche herausfordern, und es entstand ein peinliches Schweigen danach, in dem nur noch die Blitzlichter klickten. Einige Mitarbeiter guckten vorwurfsvoll und stießen sich mit den Ellenbogen an. Irgendwie wirkte das Bild, das Bählemann abgab, jämmerlich und unangemessen. Bählemann fühlte sich allein, sehr allein. Die Blicke seiner Mitarbeiter schienen ihm feindlich und voll Elektrizität.

Bählemann war in den nächsten Tagen zerknirscht und saß die meiste Zeit zu Hause über seinem Taschenrechner. Manchmal starrte er einfach so vor sich hin. Er hatte sich krank gemeldet bei Cicero dem Einzigen und nahm auch an den vielen Partys und Festen seiner Mitarbeiter zur Feier der Gehaltserhöhung nicht teil.

„Sei nicht so nachdenklich“, versuchte Bählemanns Frau ihn zu trösten, „ich werde mit dir mitgehen. Komm, wir gehen beide zu Aurigers Beerdigung, ich weiß doch, daß er für dich ein guter Freund war. Wenn die anderen Mitarbeiter auch alle die Beerdigung boykottieren, wir gehen trotzdem!“

Ach ja, die Frauen haben auf ihre Weise doch immer recht, dachte Bählemann, aber in Wirklichkeit war es gar nicht das, was ihn so sehr nachdenklich machte. Das aber auch. Er blickte ein letztes Mal auf seinen Taschenrechner und schüttelte sich, als ob er einen schweren Verdacht, der auf ihm lastete, einfach abschütteln wollte.

Als Bählemann und seine Frau zu Aurigers Grab kamen, waren da nur Frau Auriger und ihre beiden Töchter. Seltsam, daß Auriger jetzt so wenig Freunde hat, dachte Bählemann. Als er näher heran trat, wechselte Frau Auriger auf die andere Grabseite und zog auch die Kinder mit, und Bählemann wollte ihr doch gerade die Hand reichen und „Herzliches Beileid“ sagen.

Sie standen sich schweigend gegenüber: Bählemann und Frau auf der einen Seite; Frau Auriger und ihre Töchter auf der anderen Seite.

Da tauchte unerwartet das gesamte Mitarbeiterteam von Cicero dem Einzigen auf, zum Teil in reichlich angeheiterter Stimmung.

Die Trauergäste wußten sofort, daß das nichts Gutes bedeuten konnte, eine Tochter von Frau Auriger fing an zu weinen. Der Mitarbeiter Dr. Lutz, der schon bei der Pressekonferenz die Meldekarten vorgelesen hatte, schwenkte eine weitere Nachricht von Cicero dem Einzigen drohend wie eine Fahne:

„Eine neue Erkenntnis von Cicero dem Einzigen“, frohlockte er, „eine neue Erkenntnis aus der Auswertung des Datenmaterials von Unterabteilung C“. Als Frau Auriger die Worte „Unterabteilung C“ hörte, kamen auch ihr die Tränen, und Dr. Lutz mußte lauter reden, um ihr Schluchzen zu übertönen, das fiel ihm aber nicht schwer.

„Verräter in den eigenen Reihen! Der Drahtzieher hinter den Spionagediensten gegen Cicero den Einzigen war Prof. Bählemann selber! Aus dem Datenmaterial sind mehrere konspirative Treffen zwischen Bählemann und Auriger nachzuweisen. Beide haben heimtückisch Sabotageakte gegen Cicero den Einzigen geplant. Bählemann wollte zum ehemaligen Computer Cicero Römisch Eins überlaufen!“

„Aber das ist doch gar nicht wahr!“ fiel Frau Bählemann ins Wort, „das ist doch alles gar nicht wahr!“

Bählemann selber hatte noch keine Worte gefunden.

„Der Computer lügt nicht“, wiesen die Mitarbeiter Frau Bählemann zurecht.

„Das hat mein Mann nicht gemacht!“ Frau Bählemann war außer sich, alle sahen feindlich auf Bählemanns.

„Das muß eine Fehlinformation sein“, brachte Bählemann leise hervor.

„Computer lügen nicht, Computer lügen nicht!“ sagten wieder einige Mitarbeiter.

„Computer lügen nicht!“

„Fragen wir doch mal Frau Bählemann“, rief jetzt wieder Dr. Lutz dazwischen:

„Wer lügt, Bählemann oder der Computer Cicero der Einzige?“

„Beide nicht!“ behauptete Frau Bählemann mit überzeugttem Trotz. Es war ihre ganze Weltanschauung und tatsächliche Meinung, aber die Mitarbeiter lachten nur, höhnten und faßten sich an den Kopf, um zu zeigen, daß sie Frau Bählemann nun für unzurechnungsfähig hielten.

„Frauen und Computer!“

„Hä, hä, hä, hä!“

Als sich der kleine Aufruhr wieder etwas gelegt hatte, hob Dr. Lutz die Hand wie bei einem Ritual. Alle waren wieder ernst.

„Im Namen von Cicero dem Einzigen, wird Prof. Bählemann wegen Hochverrat zum Tode verurteilt. Tod durch Pille!“

Feierlich überreichte Dr. Lutz eine Pille. Bählemann nahm sie schnell ein und fiel tot um auf das noch frische Grab von Auriger.

Gisela Schalk
Irgendwann, 14 Uhr 30

Ich fahre die A 45, Dortmund, Olpe, Frankfurt. Der Verkehr läuft schnell und flüssig. Das Autoradio habe ich auf „Pilot“ geschaltet. Mein Kopf und mein Motor singen „fahren, fahren, fahren auf der Autobahn“.

Ich gleite auf dem grauen Streifen dahin: 120, 140, 160 km/h. Selten kommt ein noch schnelleres Fahrzeug, das mich überholt. Die Herbstsonne tut ihr Bestes, der Motor surrt „fahren, fahren, fahren auf der Autobahn“. Fast einschläfernd, aber schön.

Die Bäume am Rand und auf den Böschungen fangen an, sich herbstlich zu färben. Grüne Flecken, gelbe Flecken, rötliche Flecken, über mir ein dünnblauer Himmel, unter mir das graue Band mit einem weißen Streifen. Autobahn; die gleiche Strecke zum 100. Mal. So wenig Betrieb habe ich auf dieser Strecke schon lange nicht mehr erlebt. In einer guten Stunde kann ich in Frankfurt sein. Es ist ein gleichmäßiges, harmonisches Fahren, ich nehme die Schnelligkeit kaum noch wahr. Fahren, fahren, fahren. Seitlich von mir grüne Flecken, rote Flecken, dann zunehmend Gelbtöne von Gold bis Ocker, dazwischen manchmal etwas helles Grün. Ich überhole seit geraumer Zeit niemanden mehr. Was ist los heute? Denken die alle, es gibt Glatteis, oder soll die Autobahn gesperrt werden? Ich schiebe die Gedanken weg. Wenn was wäre, hätte mein Autoradio es mir gesagt. Also weiter, „fahren, fahren, fahren auf der Autobahn“.

Gleich muß der Vorwegweiser fürs Autobahnkreuz Olpe kommen. Von weitem sehe ich schon die Tafel. Aber sie ist stark verschmutzt. Das sieht man selten. Der Reinigungswagen muß mal hier vorbeifahren. Überhaupt nicht mehr zu lesen sind die Tafeln über den Richtungsfahrbahnen. Ich fahre geradeaus und weiß deshalb, daß es über mir „Gießen, Frankfurt“ heißen muß. Auch die Ortsnamen „Köln, Olpe, Wenden“ sind nicht zu entziffern. Die Sache läßt sich mit Schlamperei allein nicht mehr erklären. Ich spüre, wie meine Nackenmuskeln sich zusammenziehen. Außer mir ist kein Fahrzeug mehr auf dieser Strecke, soviel ist mir jetzt klar. Also nichts wie weiter, geradeaus, fahren, fahren, fahren. Auf einmal klingt die Melodie nicht mehr so schön in meinem Kopf.

Die Sonne scheint immer noch hellgelb, der Himmel hat immer noch seine blaßblaue Farbe, aber ich sehe nur noch wenige Farbabstufungen. Alles schimmert golden, mit wenig Grün durchsetzt. Birken. Rechts von mir und auf dem Mittelstreifen: Birken. Zum Teil gewaltig groß, mit riesigen Wipfeln, die an manchen Stellen die gesamte Fahrbahn überschatten. Dabei habe ich diese Strecke ganz anders in Erinnerung. Ich muß mit der Geschwindigkeit runtergehen, die Fernsicht ist nicht sehr gut. Ich weiß nicht genau, wo ich mich befinde. Mein graues Band hat keine weißen Streifen mehr. Weder Spuren noch Seitenstreifen sind markiert. Ich muß noch weiter runter mit der Geschwindigkeit: 120, 100, 90 km/h. Plötzlich zeigt der Asphalt grüne Flecken. Flechten? Moos? Ich schalte runter. Die Leitplanken im Mittelstreifen sind kaum zu erkennen. Sie sind überwuchert von meterhohem Gras und Birken. Die

Geschwindigkeit fällt weiter, ich muß in den zweiten Gang schalten. Mein Wagen fängt an zu holpern. Der Asphalt hat Schlaglöcher, in denen hin und wieder ein Grasbüschel wächst. Lange kann ich nicht mehr weiterfahren. Als ich Birken sehe, wo eigentlich meine Fahrbahn sein müßte, halte ich und steige aus. Meine Füße treten auf einen weichen Teppich aus Moos und goldgelben Birkenblättern. Die Luft riecht frisch und ungewohnt.

Das Auto lasse ich stehen. Ich ahne, daß es niemanden gibt, der sich dafür interessieren könnte. Ich gehe durch einen lichten Birkenwald und versuche zu begreifen, was ich wahrnehme. Angst habe ich merkwürdigerweise keine, vielleicht bin ich traurig. Meine Stimmung läßt sich schwer beschreiben.

Von weitem sehe ich etwas Gebäudeähnliches. Ich gehe darauf zu. Birken und Grasbüschel, wie überall. Aber langsam habe ich gemerkt, daß es innerhalb dieser Einheiten „Gras, Moos, Flechten, Birken“ große Unterschiede gibt. Vor allem unterschiedliche Grassorten, in einer Höhe und Farbtintensität, wie ich sie noch nie gesehen habe. Ich muß mich auf dem Gelände einer ehemaligen Raststätte befinden. Welcher, das kann ich nicht mehr erkennen. Die Tanksäulen sind zerbrochen zu Gewächshäusern, aus denen blaugrüne Grasbüschel ihre meterlangen Rispen im Wind wiegen.

Das Dach der Raststätte ist zum Teil eingestürzt. Auch hier hat die Natur von ihrem Terrain wieder Besitz ergriffen. Ich gehe eine überwachsene Treppe hoch und berühre seitlich Teile einer früheren Mauer. Der Rest stürzt ein und fällt rasselnd auf den mit grauen Flechten bedeckten Steinboden. Jetzt erst fällt mir auf, wie still alles ist. Kein Summen einer Fliege, kein Zirpen eines Vogels, kein Laut irgendeines anderen Lebewesens erreicht mein Ohr. Ich begreife: Außer mir gibt es keine anderen Lebewesen.

Die ehemalige Raststätte liegt auf einem Berg, ich schaue runter ins Tal. Dort gab es einmal eine Stadt. Eigentlich gibt es sie noch. Eine sehr grüne, baumreiche Stadt. Auf den ersten Blick mutet sie idyllisch an. Aber schon beim zweiten Hinsehen stelle ich fest, daß die Dächer nicht mehr intakt sind, auf ihren Resten wachsen Birken. In den Mauerritzen des alten Kirchturms Birken. Überall Birken, kein anderer Baum, kein Strauch. „Birken sind Unkraut in Baumgestalt“ hatte mein Großvater immer gesagt. „Sie wachsen, wo sonst nichts mehr wächst.“

Es weht ein leichter Wind. Die golden blitzenden Birkenblätter tanzen zu Boden und täuschen Leben vor. Hier gibt es aber kein Leben. Nicht mehr. Noch nicht wieder. Deutschland ist Birkenland geworden, ohne Deutsche, dafür mit vielen Birken, Flechten und Moosen und Grasbüscheln und immer wieder den Bäumen mit dem schwarz-weißen Stamm. Wie es aussieht, brauchen sie nicht mehr lange, die Spuren einer früheren Zivilisation zu überwuchern.

Ich laufe in die Birkenstadt hinein. Ich gehe in die Häuser, in ihrem Dornröschenschlaf unberührt seit langer Zeit. Ich sehe zusammengefallene Fabriken, auf deren Trümmern Birkenwäldchen stehen, ich sehe bemooste Stahlgerüste, die sich schief zur Erde neigen und ehemalige Straßen, die ihr früheres Innenleben preisgeben – Einblicke in eine einstige Kanalisation, die längst von Gräsern aller Art erobert wurde.

Auf einer großen graugrünen Fläche liegt ein klotziger Gegenstand. Ich kratze

mit dem Fuß daran. Es ist das Zifferblatt einer Uhr, die hier einmal gestanden haben muß. Ich kratze weiter. Sie ist auf 14.30 Uhr stehen geblieben. Irgendwann.

Plötzlich bekomme ich doch Angst. Ich will mich selber sehen, unbedingt, weil ich mir nicht sicher bin, ob es wenigstens mich noch gibt. Ich renne los, in leere Häuser hinein und suche einen Spiegel. Ich will schreien, „einen Spiegel, einen Spiegel“, aber kein Laut kommt aus meinem offenen Mund.

Von panischem Schrecken getrieben komme ich wieder bei der alten Raststätte an und renne in den Keller, wo sich früher die Toiletten befunden haben müssen. Ich stolpere über Grasbüschel und finde endlich die Wand, an der einmal die Waschbecken hingen. Sie liegen als grüne Knäuel am Boden. Die Spiegel werden darübergeworfen haben. An dieser Stelle reibe ich hastig mit dem Ärmel, fördere eine blanke Stelle zutage, blicke hinein und sehe Birkenblätter sich leicht im Wind bewegen.

Voller Entsetzen laufe ich zu meinem Auto. Ich werfe mich hinein, starte, denke nicht einmal daran, zu wenden. Nur fort. Auf Biegen oder Brechen weiter. Ich holpere durch Schlaglöcher und hüpfte auf Grasbüscheln herum, bis ich nach einiger Zeit merke, daß die Strecke nur noch mit dem algenartigen Gewächs bedeckt ist. Wenn man die Augen zukneift, sieht es fast aus wie eine normale Straße. Nur fort. Fahren, fahren, fahren. Ich bin schneller geworden, muß hochschalten, dann noch einmal. Mein Gott, ich habe wieder Asphalt unter den Rädern.

Ich schäme mich, daß ich mich freue. Träume ich denn nicht immer davon, wie es sein würde, wenn die Natur sich zurücknimmt, was ihr gehört?

Das graue Band hat wieder einen weißen Streifen in der Mitte und einen rechts bekommen, an der Seite steht eine Tafel „Frankfurt 110 km“. Bald werde ich am Ziel sein.

Wolfgang Borsich Phantasie

könnte keine grenzen kennen
kein gesetz/kein leid/ keinen haß/keine armut/keinen krieg

also beginne ich: mich

an künftige ereignisse zu erinnern
und fertige eine kopie der zukunft

Anna Rheinsberg Mutterns Tag

Beim allerersten Augenblinzeln war es klar für sie: endlich raus aus der Scheiße.

Wie an jedem Morgen, so auch heute, stand sie einige Minuten früher auf als Karl, kochte mit kleinen Augen in der Küche Kaffee, schmierte zwei Honigbrötchen. Das war so Karl seine Devise: eine gute Tasse Kaffee, ein Brötchen mit Gelee, und der Termin mit Knöselmann um 9 Uhr 30 lief von ganz allein. Rosa pfiff ein Liedchen, legte Karl die Zeitung aus, daß der blindlings danach greifen und sich auf Seite zwei an Hugo Immenhofs Kommentar zur Lage allgemein und im Besonderen erfreuen konnte. Rosa hatte in allem Routine entwickelt, sie beherrschte die paar Handgriffe im Schlaf. Karl und sie hatten lange geübt daran. Es sollte sein letztes Frühstück sein, das stand fest.

Bereits beim Fußkribbeln wußte sie es: ab heute würde es einige kleine Veränderungen geben, und das erste, was sie sich vorgenommen hatte beim Kniebeugen fünfzigmal rauf und runter: sie würde ein Kleid kaufen! Ein wunderschönes weißes Kleid sollte es sein, mit blauen Rüschen am Kragen, und dazu wollte sie eine Schleife um den Hals binden.

Es war gut, daß sie nach fast zwanzig Jahren die Geschichte jetzt los war. Karl hatte sich damit abzufinden, das Leben war halt nicht so leicht. Und schließlich: so war es abgesprochen, so hatte es die Mutter ihr erzählt. Es war Sitte in diesem Land.

Karl ahnte noch nichts von seinem Glück, der Gute!

Alles zu seiner Zeit.

Als er in die Küche kam, gab sie ihm einen liebevollen Kuß.

Sein Gesicht zeigte ein Erstaunen, was war sie fröhlich?

Er schaute argwöhnisch zu ihr, aber es gab nichts, was ihn zur Beunruhigung veranlassen konnte. Ein anderer Mann?

Er schielte nach ihr, als sie ihm einging. Völliger Friede.

Letzte Nacht mit Herwig ist es wieder einmal etwas zu lang geworden, sagte sich Karl, darum hieß es diplomatisch sein.

„Der Kaffee ist ausgezeichnet, Rosa“. Er nickte ihr anerkennend zu. „Du verstehst es doch immer aufs Neue, mir eine Freude zu machen!“

„Danke“. Rosa lachte.

Kurt griff nach der Zeitung. Auch hier eine erneute Aufmerksamkeit: der geliebte Hugo Immenhof lag ausgebreitet vor ihm.

Der Tag fing gut an: es kroch ein Wohlbehagen von den Zehen zu der Nasenspitze.

„Kochst du mir etwas Leckeres, wenn ich nach Hause komme?“ fragte er, mit gepacktem Täschchen an der Wohnungstür stehend.

„Natürlich, mein Lieber. Rouladen mit Apfelkraut. Dein Lieblingsgericht.“

„Ausgezeichnet!“ Karl schritt freudigen Schrittes die Treppe hinab. Knöselmann wartete nicht gern: Pünktlichkeit ist der Anfang jeder Demokratie!

Diesmal hatte das schnöde Tischdecken Gelüste in ihr geweckt. Wo er nun fort war, stopfte sie Hugo Immenhof unter den Brotkasten. Das ächzte. Solches

würde es demnächst nicht mehr geben, Hugo, deine Zeit geht dem Ende entgegen. Adieu. Sie streckte der Zeitung die Zunge raus.

Rosa wischte den Tisch ab, putzte die Herdplatte fein säuberlich, fegte Brotkumen vom Boden, leerte den Aschenbecher in die Mülltüte. Im Bad ging sie unter die Dusche. Der Tag wollte sinnvoll eingeplant werden, sollte alles bereitet sein, kam Karl von der Arbeit zurück. X Dinge wollten erledigt werden. Sie mußte die Zimmer umräumen und ein Geschenk für Karl besorgen, letzteres war obligatorisch, und sicherlich hatte sie wenig Mühe damit. Die Kaufhäuser waren auf den Tag eingestellt, und Rosa hatte Farbe und Größe im Kopf, daß da nicht geschwätzt werden mußte nachher.

Auch konnte man umtauschen, das war kein Problem.

Aber ihr Kleid! Sie hielt einen Moment inne unterm Strahl, sie überlegte: es sollte ein außergewöhnliches Kleid sein, kein Firlefanz mit schlechtgenähten Rändern und baumelnden Knöpfen.

Das mußte ein besonderes Stück sein nach diesen langen Jahren.

Nicht zu eng und nicht zu dünn, vielleicht mehr solide?

Oder raffiniert, ein Traum aus Tüll?

Rosa puderte die Nase, eine Wolke flog gegen die Stubendecke.

Im Wohnzimmer machte Rosa die Beine lang, sie holte sich eine von Karls Zigaretten aus der Dose.

Das würde ein Heidenstück Arbeit werden mit der Umräumerei.

Sie war nicht die Kräftigste.

Als sie dem Teakholz eine eingehende Musterung schenkte, begann sie zu kichern. Was für ein scheußliches Zimmer! Und: Karl hatte nichts, absolut nichts bemerkt! Daß der Schock nur nicht zu groß würde heut Abend! Da ist schwer dran gewöhnen, das wußte Rosa aus eigener Erfahrung.

Sie begann, das Schlafzimmer auszuräumen, legte Decken und Kissen beiseite, zog die Matratzen heftig aus und schraubte das Bett auseinander.

Sie stellte die Einzelteile von Karls Lagerstätte an der Wand auf.

Nun war mehr Platz und Licht!

Der Toilettentisch mit dem Plüschhocker davor wurde in die Diele verfrachtet, an seine Stelle kam der kleine runde Korbtisch sowie die drei passenden Sessel. Die hatte Karl nie leiden können, deshalb mußten sie die Jahre im Keller verbringen.

Was hatte Karl für ein Theater darum gemacht!

Gerade als sie die Bilder von der Wand nahm, klingelte es.

„Einen herzlichen Gruß von meiner Tochter und mir!“

Frau Weber-Rubinstein stand mit Osterglocken und einem Fuß auf der Schwelle. „Ich will Sie nicht weiter stören. . . darf ich reinkommen? Ich mußte unbedingt vorbeischaun. Es ist heute, nicht wahr?“

Rosa nickte. „Wie lieb, daß Sie an mich gedacht haben.“

„Sicher!“ Die Rubinstein gab sich empört. „Welche Frau wird DIESEN TAG vergessen?!“ Beide lachten.

„Hübsch haben Sie es eingerichtet. Ob er das Teakholz behalten will?“ Rosa zuckte die Achseln.

„Seien Sie bitte so nett und fassen Sie mit an, ja?“ bat sie die Nachbarin, „es ist für mich recht schwer.“

Zusammen wuchteten sie Karls Schreibtisch vom Wohnzimmer in den neu eingerichteten Raum.

„Ich werde ihn wohl auswechseln müssen“, sagte Rosa, „er paßt nicht zu den anderen Möbeln. Für eine Weile tut er es aber noch.“

Sie tranken eine Tasse Tee gemeinsam, die Rubinstein gab Vermutungen kund, erzählte von Herzversagen bei gestandenen Mannsbildern (keiner hats glauben wollen bei denen!) angesichts des TAGES.

Wie schön es aussah! Rosa war hingerissen. Ein eigenes Zimmer! Sie rieb sich die Hände. Das Größte war getan. Ihr Bett stand neben dem Fenster, sie hatte eine bunte Decke darauf ausgebreitet, auch der Flickenteppich, den sie als Mädchen selbst zusammengestückt hatte, fand nun eine Heimstatt.

Neben den Korb Tisch legte Rosa Bücher und Zeitschriften, das gab ein besonderes Flair. Einzig der Schreibtisch – er war zu groß, fand sie, zu schwerfällig, er verdarb den Stil.

Ein neuer mußte her, ein hübsches Exemplar, schmal, mit kleinen Schnörkelchen, geradezu geeignet, um Briefe daran zu schreiben!

Vorbei das Schreiben am Küchentisch!

Rosa fegte durch die Wohnung. Wie würde Karl sein Zimmer gestalten? Sie blickte irritiert durchs Teak. Nun, das war seine Sache!

Beim Fleischer verlangte sie Rouladen. „Bitte zart. Wissen Sie, heute ist nämlich der Tag.“ „Na denn.“ Die Fleischersfrau zwinkerte mit den Augen.

„Zum letzten Mal, was?“ Klatschend legte sie das Fleisch auf die Waage. „Sie sind zu beneiden, meine Liebe. Da wird er sich aber freuen, ihr Mann!“

Im Kaufhaus fand sie sofort das Passende für Karl. „Wir haben es in allen Größen, für die stärkeren Jahrgänge ist reichlich vorhanden.“ Die junge Dame in der Haushaltsabteilung war zuvorkommend. „Wünschen Sie es in einer besonderen Farbe?“ Rosa entschied für Grün. Umtauschen konnte man immer noch.

Nun kam das Beste. Wie auf Watte schritt Rosa die Läden ab.

Besah sich die Schaufenster, ging auch verschiedentlich in das eine oder andere Geschäft; da mußte anprobiert werden.

Man zeigte Verständnis für ihr Zögern.

„Ich weiß, was das heißt“, sagte eine ältere Verkäuferin zu Rosa, die inmitten eines Haufens Kleider saß.

„Sie können sich nicht vorstellen, wie es meinem Mann die ersten Wochen ging. Man muß ihnen Zeit lassen.“

Rosa wählte ein ungewöhnliches Modell. IHR Kleid war aus weißem indischen Stoff, am Brustansatz gekräuselt. Es hatte weite Ärmel und natürlich Rüschen. Genau wie sie es sich ausgedacht hatte.

Sie kaufte sich eine Sonnenbrille in lila. Die Brille war viereckig. Das sei der letzte Schrei in diesem Sommer.

Rosa verließ sich auf diese Aussage.

Auf der Straße riskierte sie einen kessen Blick durch das Fensterglas, den jungen Herrn wurde unruhig unterm Hemd.

Rosa erstand französische Zigaretten mit Goldmundstück, die hatte ihre Mutter schon geraucht.

Zurück vom Einkauf, trat sie sofort in ihr Zimmer hinein. Wahrheit oder

Seifenblase?

Die Freundinnen sprachen Wünsche aus. „Und er hat nichts gemerkt?“ fragte eine sich die Seele aus dem Leib. „Rosa wie aufregend! Du wirst doch geduldig sein?“

„Natürlich. Waren wir nicht immer geduldig? Duldsamkeit ist eine Zier, alles weitere schenke Dir.“ Rosa kicherte. „Das sagte bereits Mutter!“

Um Zwei schmorten die Rouladen im Topf, Karl würde zu seinem Recht kommen.

Rosa öffnete das Fenster, sie legte die Beine genießerisch nach oben, sie rauchte mit spitzen Lippen die Goldstückzigarette.

Was dufteten die Osterglocken verführerisch. Teufel, Teufel.

Es war doch gut eingerichtet in der Welt. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Rosa fühlte sich großartig.

Kurz vor 17 Uhr deckte sie den Tisch, sie stellte Kerzen auf und gab nur vom besten Porzellan her.

Hoffentlich ließ Kurt nicht auf sich warten. Die Termine mit Knöselmann konnten bis in die Nacht hinein dauern, so sagte Kurt jedenfalls, und gerade heute wäre ein Zuspätkommen sehr unpassend.

Rosa hatte Karl einen ausgesprochen netten Empfang vorbereitet.

Das hatte sie Mühe und Schweiß gekostet, mehr als einmal mußte sie verschnaufen, bis alles gerichtet war.

Im Bücherregal war es geblieben wie vorher, nur die Sachen, die ihr gehörten, hatte sie ausgeräumt und in ihr Zimmer getragen.

Zu dumm: wo ehemals der Schreibtisch gewesen, zierte den Teppich jetzt ein abgewetzter Fleck. Aber Karl würde Abhilfe finden. Er war ja so praktisch in diesen Dingen!

Rosa besah sich den Tisch. Du meine Güte, das Wichtigste fehlte noch; sie legte das Geschenk neben Karls Teller.

Das war eine nette junge Frau gewesen im Kaufhaus, sogar ein Bändchen hatte sie um das Papier geschlagen – reizend.

Rosa zog das neue Kleid an, auf das Haar steckte sie sich die Brille. Schade, daß es draußen dunkelte.

Sie setzte sich an den Tisch, zündete die Kerzen an, trank ein Likörchen.

Was für eine Ehe war das mit Karl gewesen!

Sie war ein junges Ding damals, hatte schnell die Lehre abgeschlossen und die Falle schnappte zu. Fix und alle!

Rosa, Rosa. Sie schüttelte den Kopf.

War das noch möglich heute? Die jungen Frauen gingen ja mittlerweile daran, den TAG um Jahre früher anzusetzen.

Rosa war für modische Neuerungen, wie sie es nannte, nicht mehr so zugänglich. Sie hatte ihre Schwierigkeiten mit den radikalen Ideen. Außerdem: es war eine andere Generation.

SIE beherzigte die Grundsätze der Mutter, und: einen alten Baum verpflanzt man schlecht! Punkt aus!

Obwohl diese Sache, die die jungen Frauen forderten, das Nachdenken wert war, gewiß, die zwanzig Jahre waren ihr verdammt sauer angekommen. Sie konnte ein Lied davon singen.

Aber den TAG einfach über den Haufen werfen? Sofort bei der Geburt damit beginnen? Das schien ihr zu gewagt.

Karl war völlig ahnungslos.

Würde er aufbegehren? Wohl kaum. Die Freundinnen mit ihrer Empfindsamkeit! Wirst du auch geduldig sein? öffte sie die eine nach.

Diese Doofe! Nun, der Hermann hatte Schwierigkeiten gemacht und sich dusselig gestellt. Der wollte nicht verstehen, der wollte weiterhin absahnen! Sie, Rosa, hatte die Sache besser im Griff. Verlaß drauf!

Und immerhin: an ihrem Vater hatte sie das beste Beispiel vor Augen, das es geben konnte.

Es drehte sich ein Schlüssel im Schloß. Karl? Rosa: Mut beweisen! „Guten Abend.“

Rosa nahm Karl die Tasche ab. „Wie geht es dir? Du bist direkt zuverlässig. Setz dich gleich hin, das Essen ist fertig.“

Karl küßte einen flüchtigen Stirnkuß.

„Mein Liebling, ich hatte einen anstrengenden Tag . . .“

Karl schnupperte durch die Küchentür, dann ging er mit knappen Schritten seinem Reich entgegen. Kam da ein Schrei?

Rosa horchte. Sie würzte das Apfelkraut.

„Was hast du mit meinem Zimmer gemacht?“ (Er sagte tatsächlich 'mein')

„Wo ist mein Schreibtisch?“

Rosa setzte ein strahlendes Gesicht auf.

„Komm zu Tisch, Karl.“ Rosa führte den sich Sträubenden mit sanftem Griff zu seinem Stuhl.

„Reg dich nicht auf, sonst bekommst dir dein Essen nicht.“

Karl griff sich ans Herz.

„Mein Engel, was sind das für Geschichten?“ Rosa blickte streng.

„Das zieht nicht. Also iß!“ Und sie legte ihm eine dicke Roulade auf den Teller.

„Was ist in dem Paket?“ Karl verstand nicht.

Wo war sein Schreibtisch? Und warum stand das Bett im Wohnzimmer? War Rosa verrückt geworden?

Merkwürdig auch, im Büro war heute eine gedrückte Stimmung gewesen, direkt unangenehm! Kollege Lutz, gestern noch frisch und munter, kündigte Knall auf Fall. Man munkelte Geheimnisvolles, aber niemand wollte Genaues wissen. Knöselmann schien beunruhigt, sagte nebenbei etwas wie „endlich ab mit den alten Zöpfen!“, erklärte sich ansonsten für nicht zuständig.

Karl wurde es unbehaglich, er konnte nicht erklären warum.

„Du siehst so verändert aus, Rosa.“ Er ließ Messer und Gabel sinken.

„Und die Sonnenbrille in deinem Haar . . .“

Tat er nur ahnungslos, der Dumme? „Ja Karl, weißt du denn nicht . . .?“

Das machte sie direkt ärgerlich. „Heute ist der TAG!!!“

„Was für ein Tag?“ Man konnte Karl die Verblüffung von den Lippen ablesen. Wozu ein Geschenk und das Wohnzimmer ausgeräumt?

„Denk doch mal nach, Karl!“ forderte sie ihn auf.

„Erinnerst du dich nicht mehr?“ Sie tat ihm einen Schlag Apfelkraut auf den Teller. „Wir sind just zwanzig Jahre verheiratet!“

„Du mein Gott.“ Karl sprang auf.

„Warum hast du mir nichts gesagt!“

Er klatschte in die Hände. „Wie konnte ich das vergessen!“

Karl schob seinen Teller beiseite, öffnete mit hastigen Fingern das Paket. Da lag sie.

Wunderschön grün anzusehen, mit zwei langen Trägern, genau seine Größe.

„Daß du daran gedacht hast.“ Karl konnte vor lauter Freude keinen Bissen mehr hinunterbringen. Tränen traten ihm in die Augen.

Schnell lief er in den Flur, stellte sich vor dem Spiegel auf. Was für eine entzückende Schürze!

„Rosa, Liebling . . .“ Karl, in einem Anfall von Seligkeit, sprang hoch auf den Wohnzimmersessel, daß dem die Gedärme quietschten.

„Rosa! Rosa! Rosa!“ Karl hüpfte auf und nieder.

Es war nicht zum Aushalten!

Heute war der TAG, und er hatte ihn völlig vergessen.

Licht kam in die Geschichte um Kollegen Lutz.

„Gleich morgen früh rufe ich Knöselmann an, der wird sich wundern. Sagte der tatsächlich ‚ab mit den alten Zöpfen‘! Blaustrumpf der, der Knöselmann! Hätte ich ihm nicht zugetraut.“

Karl band die Schürze um, strich zittrig vor Glück die Falten glatt, damit jeder Zipfel am richtigen Ort säße.

Der Mann ist wie ausgewechselt, dachte Rosa und machte es sich auf dem Stuhl gemütlich.

Wie gut es im Leben eingerichtet war: geteiltes Leid ist halbes Leid.

„Prost Karl! Auf deine neue Arbeit!“

Sie trank ihm zu.

Jens Hagen Der Panzer

war perfekt getarnt. Doch Peter entdeckte ihn sofort. Groß und fleckig stand er unter den tiefhängenden Zweigen des Baumes. Glücklicherweise sahen die Eltern zu, wie ihr Jüngster das Geschenk fachmännisch untersuchte: Mehrkanal-Funkfernsteuerung für verschiedene Funktionen, fünf Vorwärtsgänge, fünf Rückwärtsgänge, auf der Stelle wendbar, drehbarer Turm, Visierautomatik, Original-Kettenrasseln beim Fahren und Ballergeräusche beim Ballern.

Gretel sagte die Weihnachtsgeschichte auf, dann durfte Peter sein Geschenk ausprobieren. Er schoß Mama tot, Papa tot, Gretel tot, die Puppe tot, den Kaspar tot, Tante Ingrid tot, Onkel Heinz tot, Oma tot, Opa tot. Als Opa nicht umfallen wollte, kriegte er noch eins mit dem Colt drübergezogen. Dann durften alle aufstehen. Vater legte eine Platte auf, die Domspatzen sangen „Stille Nacht, heilige Nacht“. Oma wollte mitsingen und wurde umgeballert, weil sie die schöne Stereo-Stimmung störte. Standrechtlich umgeballert, sagte Peter, und Vater war sehr stolz, weil Peter schon so komplizierte Worte wußte. Tante Ingrid staunte, Onkel Heinz erzählte vom Krieg, Opa schwieg und rauchte Pfeife, Oma starrte auf den Weihnachtsbaum, und Mutter hatte

Tränen der Rührung in den Augen.

In der guten Stube war es mollig warm, die Kerzen strahlten hell am grünen Tann, die Gans war braungeschmort und nicht zu fett, auch Wolf, der Schäferhund, bekam was davon ab und durfte später sogar Schokolade fressen. Die Frauen tranken Wein, die Männer Bier und Schnaps, Heino sang Lieder, Gretel fütterte die Babypuppen, und Peter ließ den Panzer durch die Krippe fahren. Vorwärts, rückwärts, alles platt! rief er, und Vater erkannte am Versmaß die musische Begabung des Jungen. Es war ein wunderschöner Abend, anheimelnd und gemütlich, so wie es sich gehört.

Palmström

führte ein neues Polizeipferd vor. Dieses wackelte zwar auch mehrmals mit dem Ohr, aber das hatte überhaupt keinen Effekt, außer vielleicht, daß dadurch ein paar Fliegen verscheucht wurden.

Für den Effekt ist der am Sattel befestigte Terminal zuständig, der wiederum mit dem zentralen Überwachungscomputer verbunden ist. Somit kann auch dieses neue, von Palmström vorgeführte Polizeipferd sowohl den ertappten, als auch den noch nicht ertappten Tropf logarithmisch bis auf Spitz und Knopf errechnen. Seitdem wächst – wie Sie wohl alle wissen – im ganzen Land menschliche Gesittung und Verstand. Ist ja auch logisch. Wer – sagen Sie selbst – wer wagt denn nun schon noch einen Streich? Klar, kaum jemand, denn der Gaul berechnet ihn ja sogleich. Wer schlägt denn noch den hohen Herrn das berühmte Schnippchen?! Der Computer kriegt's ja gleich raus, wer's war, und dann gibt's Saures mit dem Knüppel, mit der Wumme, mit der Schrummschrummschrumm. Oder ein paar Wochen Einzelbeherbergung mit verschärfter Datensperre. Ich brauch Ihnen ja wohl nicht zu erzählen, was das bedeutet.

Was aber das Bedenkliche ist bei alledem: Jedesmal, wenn hierzulande im Plenarsaal von Bonnobananarepublica Worte wie Freibad, Freikarte, Freitag, Freiburg, Freisetzen, Freistoß, Freilichtbühne oder Freiheitsräterä-lall-lall ausgesprochen werden, fängt im Goetheanum zu Dornach die Urne eines gewissen Christoph Morgenstein an zu hüpfen. Vielleicht hieß er aber auch Abendstern, Solymar oder Mittagmond, jedenfalls hüpfte seine Urne.

Übrigens: Die Feststellschraube am linken Ohr des Gauls ist mit einem Kurzvorzwölferschlüssel zu lösen. Überdies und das wird bei Ausfall der Niegelungen-Tarnpappe sicherlich das Sichtgerät sichtbar, mit der Abfangvorrichtung für Personenjagdziffern, die auch als Teleschießstand oder -pingpong zu gebrauchen ist. Dennoch oder gerade deswegen ist das Anfassen der Fasser verboten. Faß, Bello, faß, rief Siebenrügen, es ist Fassenzeit, also faß schon! Und das ginganzgut ging das. Aber da war auch noch der Kurzvorzwölferschlüssel, der rostig rief „Fanget den Anwehren!“. Die Feststellgaulschraube war bald gelöst, was allerdings, das muß man dabei flüstern – nur im Maibrüar oder Julember möglich beziehungsweise unmöglich ist, und besagtes Ohr wedelte wacker und mauzte zum Erstaunen aller das Lovely-Lugaus-Lied mit

dem hübschen Refrain:

„Eines schönen Tages, hassenichesehn
Gingelingeling Computerding
Ginganz ganz kaputtowei
Rabe Ralf, der saß dabei
Saß bei dem Kaputterding
Gingelingeling Kaputterding
Eines schönen Tages, hassenichesehn
Bis um halber Zehn.“

Dabei fiel dann natürlich sogleich die Kurzvorzwölferschüssel ein mit ihrem tiefen Baß, aber das wäre ja jetzt schon wieder eine andere Folge, und die kommt bekanntlich erst beim nächsten Würgemal.

Wenn die güldne Abendsonne

auf Z 12 Querstrich 3 g Querstrich Beta niedersank, überkam tiefes Schweigen die sonst so fröhliche Schar. Ergriffenheit hielt alle umfassen.

Bereits zu Beginn ihres Sensibilitätsstudiums, während der ersten Stunden im zentralen Gefühlslabor, hatten sie diese ungemein wichtige Regung erlernt. Egal ob es nach überkommener Zeiteinteilung morgens um acht, mittags um eins, abends um sieben oder nachts um vier stattfand: Wenn die güldne Abendsonne auf Z 12 Querstrich 3 g Querstrich Beta niedersank, überkam tiefes Schweigen die sonst so fröhliche Schar. Das war die Stunde der Romantik, und die Ergriffenheit wurde stets frei, offen, pünktlich und präzise durchgeführt.

Schon vor über zweihundert Existenzeinheiten war der Zeitverlauf des Niedersinkens der güldnen Abendsonne auf Z 12 Querstrich 3 g Querstrich Beta wissenschaftlich exakt als die Stunde der Romantik belegt worden. Diese wegweisende Erkenntnis, in vielerlei Unterrichtseinheiten eingebracht und vor allem in den zentralen und peripheren Gefühlslabors verwendet, hatte hervorragende Ergebnisse gezeitigt. Ein Lob den Forschern, die ihre mühevollen Arbeit so sehr und selbstlos in den Dienst der reaktionsbegabten Wesen stellen! Ein Lob aber auch der technohumwahnistisch hypersensibilisierten Gemeinschaft, die diese mühevollen Forschungsarbeit qua Existenz wie auch durch ihre allseitigen Anstrengungen zum Wohle aller überhaupt erst ermöglicht!

Zwar hatte einer der Leiter des großangelegten Forschungsprojekts, der mehrfach mit dem goldenen Mikroprozessor ausgezeichnete Chemohistoriker und Verhaltensforscher Mathew B. Claudius, in einem kritischen Bericht auf die Möglichkeit des in früheren Vorzeiten noch bedeutenderen romantikfördernden Einflusses des Trabanten M 1, damals unverständlicherweise „Mond“ genannt, (vor allem im teutonisch-preußischen Umfeld) verwiesen, jedoch war man nach eingehenden Beratungen übereingekommen, es zunächst beim bewährten Romantik-Stimulanz „Güldne Abendsonne“ zu belassen und den Faktor M 1 – falls überhaupt – erst bei Vorlage gesicherter Erkenntnisse zur Anwendung bringen zu wollen.

Wie überaus richtig dieser verantwortungsvolle Beschluß gewesen war, hatte sich schon während der ersten Versuchsreihen erwiesen. Nicht wenige der durch interkontinentale Datenauswahl freiwillig am Experiment Teilzunehmenden hatten nämlich nach Auftauchen des gefleckten hellen Rundkörpers auf Z 9 Querstrich 1 a Querstrich Alpha ungewöhnliche, ja in etlichen Fällen sogar ungebührliche Reaktionen gezeigt. Diese reichten von unkontrolliert schlaffem Dahinsinken über ganz und gar unkodiert verzückte Ausrufe (ohne Zuhilfenahme zeitgemäßer Nivellierungsmodulatoren!) bis hin zu eindeutig regelverletzenden, ja sogar ordnungsfeindlichen Aktionen.

Mehrfach war es vorgekommen, daß Probanden der Kategorie Doppelauswölbung oben und Probanden der Kategorie Vorstehung unten sich an den Händen (!) vereinigten und so angesichts von M 1 minuten- bis stundenlang verharrten, offenbar ohne an die Gefährdung durch Übertragung zu denken. Dreimal war es sogar zum Entsetzen der Wissenschaftler und mehr noch der von der obersten Relativitätskonstanten eingesetzten beobachtenden Behörde passiert, daß sich die dergestalt an den Händen lebensgefährlich Vereinigten (ohne vorherige Befragung des Kodierungsnetzes!) an die Peripherie der von der bekannten Designergruppe Groovy Graveyard gestalteten Experimentallandschaft begaben und dort – sowohl in Steh- als auch in Sitz- und Liegeformationen – unkodierte Berührungen und Bewegungen, einschließlich höchst gefährlicher Saugungen, Eindringungen und Verschmelzungen, ausführten. Allesamt Aktionen, die schon vor hunderten von Existenzeinheiten als unzeitgemäß und ethisch wertlos überwunden und seitdem nie wieder in die Unterrichtseinheiten der zentralen und peripheren Kommunikationslabors aufgenommen worden waren.

Die angesichts von M 1 ausgeführten unkodierten Kontakte zwischen Probanden der Kategorien Doppelauswölbung oben und Vorstehung unten hatten sich im weiteren Verlauf zu derart heftigen systeminkonformen Handlungen entwickelt, daß zwei der drei Generalforschungscomputer die übermenschliche Belastung nicht mehr ausgehalten hatten und in einer grandiosen Verpuffung mit nachfolgendem Schwelbrand den Märtyrertod fürs Große Ganze gestorben waren. Ihren Witwen, den beiden bezaubernden Küchen- und Stimulanzrobotern Lucky Lisa und Frohe Frieda, war in Vertretung der Entschelten die Tapferkeitsmedaille am eisernen Band verliehen, ein Chaos größten Ausmaßes im gesamten Experimentaltbereich jedoch nur mit Mühe verhindert worden.

Nur dank dem unermüdlichen Einsatz unserer sanften Patrouille war das Schlimmste verhindert worden. Nach Umschulung respektive sanftem Zerstören der Probanden beiderlei Kategorie waren die Experimente schleunigst eingestellt worden, worüber jedes reaktionsbegabte Wesen in diesem Existenzabschnitt des überdachten Systems nur froh sein konnte. Denn von nun an stand dem früh erlernten Gefühl nichts mehr im Wege, und heute ist's wie eh und je: Wenn die güldne Abendsonne auf unseren geliebten heimatlichen Zentralbildschirm Z 12 Querstrich 3 g Querstrich Beta niedersinkt, überkommt tiefes Schweigen die sonst so fröhliche Schar. Ergriffenheit hält alle umfassen. Das ist die Stunde der Romantik. Dank sei der sanften Patrouille, dank sei dem Herrn von Quarks und Quanten.

Diese Kinder da werden einst groß sein.
Meine Kinder da mit dem Bart.
Ihre Hände sind grün,
grün auch ihr Fuß.
Meine Kinder sind innen voll Zweigen.

In die Länder gehen sie fort,
gehen fort nach Holland und Deutschland,
kehren zurück auch von dort,
die Faust gestreckt wie ein Hammer.
Meine Kinder mit flüsternden Augen.

Ländlich trifft man sie an,
und am Fluß läuft ihnen der Krug voll.
Ihrem Stummsein lausche vor allem,
denn sie plagen sich ab mit dem Vieh –
Horch! Meine flötenden Kinder.

Sind es mehr denn als fünfhunderttausend?
Sie werden den Weg überwinden,
wo es auch sei,
wo auch immer es sei.
Schneeweiß ist's über den Zelten.
Meine Kinder mit Säcken voll Mehl.

Aber kommen sie jemals zurück
aus Rotterdam, oder bleiben
in Stuttgart sie und verachten
sie dann den Kaffee mit dem Stück
süßen Zuckers, das frag' ich
meine Kinder, längst überwältigt
von Ängsten im Bodensatz
ihrer leergetrunkenen Tassen.

Diese Kinder da werden groß sein
und Wohnung in Häusern nehmen
und sagen, der Traum sei genug,
und werden sie essen, die Schlange,
die finster verblendete Schlange,
meine Kinder, die Adler
am Abhang steigend.

Deutsch von W. D. Bach

Anne Beresford
Das 5. Lied von Almut

Die Sonne durchbricht den Nebel
gibt Sommerbäume frei
und Kühe grau im Dunst.

Voll Wärme und Geheimnis ist der Ort.
So vieles kann geschehn.
Laß uns im Garten drei Zelte baun
– und warten.

Erwartung steigt und fällt
so zart wie am Budleiastrauch der Schmetterling.

Wenn ich dich treffen sollte
drunten am Grund oder
auf den brechenden Wellen,
Aug in Aug, die Welt ins Gold gewendet,
Möwen kreischend über Hecken weit,
deine offne Hand
hielte mein Sinken auf.

*Aus dem Englischen von
Werner Dürrson, Klaus Konjetzky, Heidi Pataki*

Rita Dove
Pamela

„... gekommen war die Stunde, in der der Mensch handeln muß oder für
immer Sklave sein.“

Um zwei verstummte der Stallhof,
ein drängendes Schweigen – Amboß
und Wasserpumpe schimmerten,
als ob alles wartete
auf den ersten Schritt.
Sie schritt
ins Freie. Der Wind
erhob sich – hinter ihr
breiteten Felder die Segel.

Da oben ist wirklich ein Stern und Moos an den Bäumen. Sie entdeckte, sie
könnte, ginge sie in stetigem Tempo, gehen für immer. Der Gedanke freute sie,
und sie summte vor sich hin – Peach Point, Silk Hope, Beaver Bend. Es schien,
als würde sie, je weiter nördlich sie ging, um so freier. Die Sterne waren
silberne Teller für bestes Fleisch; wenn sie danach langte, blitzten sie und
wurden zu Münzen.

Weißer Stille. Nacht über den Hügel verdrängt.
In den Wäldern zischeln die Kletten,
jede ein kleiner Krauskopf.
Sie fühlt sich alt, älter
als jene freundlichen Schatten,
die, wie die Eichhörnchen, nicht zu nahe sich wagen.
Knieltief im Farnkraut sieht sie sie kommen,
durch brechendes Unterholz. Sie lächeln,
Jagdbüchsen gekreuzt vor der Brust.

Aus dem Amerikanischen von Fred Viebahn

Peter Schütt
Die dialektischen Genüsse Manhattans

An der 44. Straße
gibt es seit neustem
eine original-afghanische
Opiumhöhle: der Besitzer
stammt aus fürstlicher
Familie und wurde erst
vor ein paar Wochen
des Landes verjagt.
Zwei Ecken weiter
ein vietnamesisches
Spezialitätenrestaurant,
das gesottene Chow-Chows
auf Saigoner Art serviert,
der Chefkoch war einmal,
vor dem Fall Saigons,
ein hochdekorierte
Armee general. Der Inhaber

des Bohemien-Cafés
an der 83. Straße
nennt sein populärstes
Gedeck noch immer
„Prager Frühling“.
Ich ließ mir
die Dialektik
des revolutionären
Weltprozesses
auf der Zunge
zergehen und stieß
mit Woody Allan an
auf den Tag, da
Franz-Josef Strauß
im World Trade Center
ein bayrisches Bierzelt
eröffnet.

Reinhard Valenta
Heimatlied

Für Helmut Maßel

Ich kenn ein Land, da sterben unsre Toten
ein zweites Mal, wenn man zu Grabe geht.
Da ist das Leben und das Lachen streng verboten.
Und wehe dem, der sich zu leben untersteht.

Ich kenn ein Land, da sterben bunte Träume
eh man sie ausgeträumt am Grau der Wirklichkeit.
Da ist das bunte Träumen per Gesetz verboten.
Wer dennoch träumt, kriegs Traumverbot auf Zeit.

Ich kenn ein Land, da sterben viele Worte
im Munde schon. Die legt man dort auf Eis.
Dort sind die Worte, wenn man spricht, strengstens verboten.
Und wehe dem, der viele Worte weiß.

Ich kenn ein Land, da macht man große Worte.
Da sind die großen Männer kleiner als ihr Mund.
Dort produziert man Größenwahn in der Retorte.
Dort ist ein Dreieck selbstverständlich rund.

Ich kenn ein Land, da träumt man alte Träume.
Da ist die Wirklichkeit grau-braun mit schwarz und gold.
Dort sind gewisse Farben staatlich streng verboten.
Dort wird die Fahne nur auf Halbmast ausgerollt.

Ich kenn ein Land, da leben deren Tote.
Und die Lebendigen, die trägt man dort zu Grab.
Die Toten haben dort das Leben streng verboten.
Statt Blumen pflanzt man auf die Gräber Stacheldraht.

Gewiß, dies Land, es trägt auch einen Namen.
Den malte einst ein Kind, dort wo die Nordsee geht,
in feinen Sand. Die Herbststürme, sie kamen
und haben jenen Namen weggeweht.

Heidi Pataki
praxis

als Immanuel Kant die fenster putzte
fiel ihm bei, daß auch die wäsche
noch von gestern in den trägen schwamm
und er schmiß den fetzen in die ecke
psst! kein lärmern mit dem zuber!
an der taille fehlt ein knopf
für den ausgang täglich abends
(daß die braven leutchen wissen
wieviel es geschlagen hat)
stehn die kloppse schon am feuer?
ist der bäcker wohl bezahlt?
unklar bleibt, woher die mäuse kommen . . .
und er schwang voll zorn den besen
daß die sägespäne stoben

währenddess' die gute Emma
(Käthe, Kläre und so weiter)
sich im stillen stübchen schreibend
mit dem a priori rumschlug
und gemächlich Gut & Böse
in des menschen seele abwog

Hedi Robitzsch-Klee
Sieben Tag

Ich sitz
hinter meine Händ
vor der elektrische Maschin
die fremde Brief diktiert

Der Apparat
der klingelt mir
den Kopf zurecht
im alten Text

Die Hauspost
fällt mir in den Arm
Rank Xerox schluckt
mein Original

In der Betriebsküch
brüh ich mich
kurz wieder auf
dann bin ich noch
zwei Tag
voll da

Freitagmittag
da laß ich mich
gleich da
zu leicht zu schwer
als daß ich mich
nach Haus trag.

Jürgen-Peter Stössel Der grüne Graf

Als seine Vorfahren
fliehen wollten vor dem Oktober-
sturm auf ihre Paläste
mußte die Großmutter
erst einmal lernen sich selbst
die Schuhe zu binden

Er kann natürlich nichts dafür
und ist ja auch dagegen

verdient was er zum Leben braucht
als Landarzt opfert
seine Zeit (das ist der Preis
den er für seine Herkunft zahlt)
den Opfern der Mörder-
bande von Bürokraten Bankbesitzern
Bullen (o ja
starke Worte sind seine Stärke)

Den Graf (so sagen
seine Freunde also sag
ichs auch) den Graf
spielt er nur noch
zum Schreck der Bürger strähnig
sträubt am Kragen sich sein Haar

Die ruhige Lage seines Hauses
läßt ihm keine Ruhe
weil der Nachbar (ein Nazi-
Richter im Ruhestand)
Hecken stutzt Äpfel erntet
Schnee schaufelt und
deutsch redet mit seinem Hund

Selbst der Sonntagsspaziergang
durch den Wald
wird zum Spießrutenlauf
wenn im Fernsehen
Fahndungsbilder gezeigt werden

Herbstabende am flackernden
Kaminfeuer schüren in seinen Augen
helle Wut die um sich schlägt
und Schatten wirft
bis aus der Wand
Bakunin tritt die Bombe
unterm Pelz

Dann weint er schluchzt
vor Freude Haß
im schönsten Donkosakenbaß
und klammert sich
an ein imaginäres MG
dessen Rückstöße ihn erschüttern

Aber tagsüber
schießen nur Zierpflanzen
ins Kraut
Eigenhändig (immerhin)
verteidigt er den biologisch
dynamisch gedüngten Garten
sein privates Paradies
begnügt sich mit braunem
Zucker betrügt
die ausgehöhlten Zähne

Sauer als hätt ers
selbst gebacken schmeckt
das Brot aus einer Landkommune
und ab und zu
wie andere ins Grüne fahren
macht er Ausflüge
zu den Brennpunkten
alternativer Politik

Auf der Kühlerhaube
seines Citroëns CX 2200
geht auch mit 160 noch
die Anti-Atomkraft-Sonne auf

Wie sonst
sollte er pünktlich ans Ziel kommen?

Wenn man ihn reden hört
ist er seiner Zeit
so weit voraus
daß er wirklich keine Zeit hat
zu warten bis
die Menge macht
was er verspricht

Wie einen Orden
den er sich selbst verliehen hat
für die Tapferkeit keine anderen
Herren neben sich zu dulden
trägt er den krausen Christusbart
behauptet seinen Platz
auf dem Podium
öffentlich erhobenen Hauptes
als könne er es kaum erwarten
daß es ihm abgehackt werde
(ein Märtyrer im Konjunktiv
das wär doch was
tut keinem weh)

Verzeih daß ich deine Gastfreundschaft
mißbrauche Aber ich brauche
die Distanz um deutlich
zu sehen daß ich ja auch gern
gegen den Touristenstrom schwimmen würde
auf Bali
wo du von Sonne Wasser Wind
und samt und sonders
sanften Energien zehrst
während die automatische Wärme
in deinem Haus
mir die Zeit vertreibt
mit verspäteten Fliegen
die stur
an die Grenzen des Wachstums stoßen
(als ob die Hitze
Ginsterschoten knackt
oder fallen Schüsse
hinter dem Horizont?)

Wenn du wiederkommst
mein Freund
vermache ich dir den Staub
ihrer Flügel

Wolfgang Bittner Nach dem Traum

Es kann vorkommen,
daß du am Morgen hochfährst,
die Tür knallt gegen die Wand,
und es ist nicht das
schwerbewaffnete Rollkommando
aus deinem Traum,
sondern deine kleine Tochter.
Sie zieht dich an den Haaren,
nimmt die Bettdecke weg
und wirft die
Armbanduhr vom Nachttisch.
Und du stehst freudig auf,
beim Teekochen
pfeifst du vor dich hin,
weil der Tag
so gut begonnen hat,
so könnte es weitergehen.

Dieter Süverkrüp Unpolitisches Lied

1.
Das Geld wächst zwar nicht auf den Bäumen,
doch jedermann hat, was er braucht:
die Zeit zu fragen, die Lust zu träumen;
man weiß ja, der Schornstein raucht.

Die Preisschilder altern in Ehren
und bleiben doch gültig dabei.
Und weswegen sollte sich jemand beschweren,
daß Rindfleisch zu kostspielig sei?

Arbeit ist reichlich vorhanden.
Man sucht sie sich liebevoll aus.
Und meistens hat man gehörigen Spaß dran,
doch geht man auch gerne nach Haus.

Die Mieten sind eher zum Lachen,
obwohl kein Mensch drüber lacht.
Es sind durchaus raffiniertere Sachen,
woraus man das Lächeln sich macht.

Zum Beispiel der Spaß am Studieren,
das fröhliche Kribbeln im Kopf,
drumrum ein Haus mit Dach und mit Türen –
und abends was Gutes im Topf.

Was für ein wohliges Singen,
unengagiert wie der Wind,
von völlig unpolitischen Dingen,
so selbstverständlich sie sind.

2.
Die Kinderchen machen Vergnügen,
doch macht man sie nicht nur zum Spaß,
Im Ernst, es lohnt sich, sie dann auch zu kriegen,
denn schließlich erwartet sie was.

Die Schulen sind hell und freundlich,
die Lehrer sind freundlich und hell.
Oft gibt es Streit, doch nie ist er feindlich;
man geht sich nur heftig an's Fell.

Die Waltraut, das weiß sie, wird Ärztin.
Doch hat sie noch lang bis dahin;
mit zwanzig erst geht sie zur Uni, zunächst
lernt sie Mechanikerin.

Die Bücher sind keineswegs teuer.
man legt sie höchst massenhaft auf.
Doch ist wie ein fressendes Ungeheuer
der menschliche Hunger darauf.

Die Faz kämpft beherzt für den Fortschritt,
die Bildzeitung schreibt seriös;
die Leser reden entschieden ihr Wort mit,
wenn nicht, wird die Leitung nervös.

Was für ein wohliges Singen,
unengagiert wie der Wind,
von völlig unpolitischen Dingen,
so selbstverständlich sie sind.

3.
In Mannheim und Leverkusen,
wo die Chemie produziert,
kann man den wispernden Frühling riechen,
just wenn es Frühling wird.

Im Rhein fängt man schlanke Forellen
Das Angeln ist äußerst beliebt.
Bevorzugt sind plätschernde schattige Stellen,
wo's Kühlung für Bierflaschen gibt.

Wird irgendwas Neues erfunden,
ist alles Volk dankbar und nickt:
schon wieder was Gutes herausgeschunden,
wo jeder sein Quentchen von kriegt.

Wer Maler ist, malt und kann leben,
was anderes muß er nicht.
Und wenn einer Dichter ist, dichtet er eben –
und kriegt genug pro Gedicht.

Warum da das Leben befragen
nach einem verborgenen Sinn?
Man steckt in den sinnfällig sinnreichen Tagen
mit sämtlichen Sinnen tief drin.

Was für ein wohliges Singen,
unengagiert wie der Wind,
von völlig unpolitischen Dingen,
so selbstverständlich sie sind.

Wilfried Meyer
Putative Notwehr

das messer
eines sechzehnjährigen
das im stablampenlicht
der anonym zu einer neubauruine
gerufenen polizei –
HALT
und
HÄNDE HOCH –
in einer hand hoch aufblitzte –
KEINE FALSCHER BEWEGUNG –
war unter dem leblosen körper
kriminaltechnisch geborgen worden
als mundharmonika
und eingestellt
nach vier wochen das verfahren

wiedererkannte ich
nachts auf eine mp-
starrende polizeisperre zurollend
das arrangement
und zögerte
mich zu versuchen
in den richtigen bewegungen:
anhalten
das seitenfenster runterkurbeln
und zur pistole greifen
die ich für den führerschein hielt
oder
durchstarten
und billigend in kauf nehmen
z. b.
die nichteinstellung
des nachfolgenden verfahrens
gegen mich

bevor ein handschuh
WEITERFAHREN
winkte
dessen ich mich schließlich traute

Detlef Grumbach
Heines „Atta Troll“ – Die „Unveräußerlichen Rechte des Geistes“

Zur Begründung einer politischen Poetik

„Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“¹ ist im Vergleich zum wenig später geschriebenen „Deutschland. Ein Wintermärchen“ das unbekanntere von Heinrich Heines beiden Versen.

Zwar haben jüngere Germanisten in den letzten Jahren die Literatur des Vormärz in das Blickfeld der Universitäten gerückt, aber selbst für sie spielte diese Dichtung bisher nur eine untergeordnete Rolle.

Für eine im engeren Sinne politische Rezeption gibt „Atta Troll“, im Gegensatz zum „Wintermärchen“, auf den ersten Blick nicht viel her. Heine selbst scheint es vorausgesehen zu haben:

„In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.“ (2/85)²

Dennoch rief die Veröffentlichung des „Atta Troll“ die deutsche Opposition auf den Plan, und ähnlich wie nach dem Erscheinen der Börne-Schrift wurde Heine als Verräter an der Sache der fortschrittlichen Kräfte in Deutschland bezeichnet . . .

Die heutige Auseinandersetzung mit dem Werk weist Parallelen zu der damaligen zeitgenössischen Reaktion auf:

„Atta Troll“ wird gerade von der literaturwissenschaftlichen Richtung, die in Heine statt des politisch-operativen Dichters einen Anhänger der Romantik mit gelegentlichen politischen, und dann auch noch reaktionären Ausrutschern sehen will, zum Kronzeugen für ihre Auffassung erhoben.

Diese „Atta Troll“-Rezeption begründet ihre Thesen in erster Linie mit der in dem Bären Atta Troll versinnbildlichten Kritik Heines an der deutschen Opposition zu Beginn der 40er Jahre und mit der poetisch-romantischen Form des Werkes.

Ist Heines „Atta Troll“ wirklich ein Rückfall in die Romantik, eine Flucht aus der Realität, eine Abrechnung mit den Ideen der Opposition, der er selbst angehörte, oder ist es ein Schritt auf einem widersprüchlichen Weg in einer widersprüchlichen Zeit, der aber nicht im Widerspruch zu Heines Rolle als Vorkämpfer der Revolution von 1848 steht? Heine war ein politischer Dichter, aber – kennzeichnend für ihn – er war in erster Linie Dichter. Es gab für ihn keine Trennung zwischen seinen politischen und seinen literarischen Zielen, Vorstellungen und Idealen. Die zentrale Frage seines Schaffens war, wie es nach dem „Ende der Kunstperiode“ (B3/72) gelingen kann, literarische Werke nicht mehr als abgeschlossene Teile einer „zweiten Welt“ aufzufassen und zu produzieren, sondern das „Dichten und Trachten als ein in die ‚erste Welt‘ des Historischen, Politischen, Sozialen, Ideologischen Verwickeltes und Verwobenes zu manifestieren“³, wie also Ästhetik und Politik unter einer eigenständigen Funktionsbestimmung des Ästhetischen vermittelt werden können im Kampf um eine reale und umfassende Emanzipation der Menschheit.

„Die Revolution bedurfte – so sah Heine es – der Kunst, um gewahrt zu werden, wie gründlich und tief sie zu menschlicher Freiheit und Selbstverwirklichung vorstieß, und die Kunst bedurfte der Revolution, um wesentlich, um mehr als eine müßige Belustigung zu sein.“³)

So konnte Heine die Poesie nicht preisgeben, ohne zugleich bei seinen Vorstellungen von einer emanzipierten Menschheit Abstriche zu machen, so ist die Entfaltung der Poesie, die Vertretung ihrer „unveräußerlichen Rechte“ (2/9), nicht das „Eiapoepia vom Himmel“ (2/94) der Romantik, sondern das „freie Spiel der Phantasie“⁴ durchaus irdischer, historischer Menschen.

Mit „Atta Troll“ wollte Heine die Rechte des Geistes, der Poesie verteidigen – auch gegen die in seinen Augen kunstfeindliche bürgerliche Opposition, gegen die Tendenzpoeten, deren Werke er als „gereimte Zeitungsartikel“ abqualifizierte.

So wird „Atta Troll“ hier verstanden als Bestandteil von Heines Ringen um die Einheit von Poesie und Politik, um die Begründung einer gesellschaftlich fundierten politischen Lyrik, die ihre Wirkung auch aus ihrem relativ eigenständigen ästhetischen Wert heraus entwickelt.

Unter diesem Gesichtspunkt ist „Atta Troll“ auch heute noch aktuell.

Das Epos erzählt die Geschichte des Tanzbären Atta Troll, der seinem Führer entflieht, seine Frau Mumma in dessen Ketten zurückläßt und dann in Freiheit, in der Höhle bei seinen Kindern revolutionäre Reden schwingt.

Dann wird Atta Troll gejagt. Das lyrische Ich, das ihn vorher in satirischen Kommentaren geschildert hat, bricht zusammen mit Laskaro, einem finsternen, mittelalterlichen Gesellen, auf zur Hütte der Hexe Uraka, der Mutter Laskaros, um von dort die Spur Atta Trolls aufzunehmen. Das Ich wendet sich jedoch von der Jagd ab und erlebt statt dessen zur Geisterstunde das Vorbeiziehen einer phantastischen „Wilden Jagd“.

Auf verschiedenen Ebenen handelt die Dichtung von Heines Stellung zur deutschen Opposition (so in der Satire auf den Bären Atta Troll) und zu ihrer Literatur, von Heines falschen Freunden bei der Reaktion (in Gestalt des Laskaro und der Hexe Uraka), die sich bei seinen Feldzügen gegen die Opposition, bei der Jagd auf den Bären, zu ihm gesellen. In der „Wilden Jagd“ geht es um die eigenen Vorstellungen des Dichters, wie sich seine lebensbejahende Haltung, sein Sensualismus mit dem politischen Kampf um die Emanzipation der Menschheit verbinden läßt.

Heine und sein „Atta Troll“ im literarischen Vormärz.

Heines Rolle im literarischen Vormärz ergibt sich zunächst einfach daraus, daß er als Schüler und Überwinder der Romantik keiner der literarischen und politischen Gruppierungen der deutschen Opposition eindeutig zuzurechnen ist.

Heine überwand die Romantik in ihrer politischen Haltung, die zunehmend auf die katholische Kirche fixiert war und – das Mittelalter heraufbeschwörend – in den Dienst der Reaktion trat. Er überwand genauso die pessimistische Haltung Hegels zur Romantik und präsentierte mit der „Romantischen Schule“ sowohl einen Überblick über die deutsche Literatur als auch das Programm einer neuen Literatur nach Goethes Tod.

Daß gerade Heine dieses Programm formulierte, entspringt der Grundproblematik seiner Dichterpersönlichkeit und seines gesamten Schaffens: die „reale Befreiung der Volksmassen von allem, was sie materiell und ideell knechtet, erniedrigt und entwürdigt, und große Kunst als geistig-sinnliche Betätigung menschlicher Freiheit als Einheit zu fassen.“⁴⁵ Mit diesem Anspruch steht er, aus der Romantik kommend, im Gegensatz zum Jungen Deutschland und auch zu der später aufkommenden Tendenzpoesie.

Das Junge Deutschland beschränkt sich auf Literatur im Sinne einer *moralischen* Erneuerung, und seine Vertreter lehnten so in der Konsequenz die Revolution von 1848 ab.

Die zu Beginn der 40er Jahre verstärkt in den Blickpunkt rückende Tendenzpoesie, vertreten durch Freiligrath, Herwegh und andere, instrumentalisiert die Literatur ausschließlich für die Politik, für die Positionen der radikalen Demokraten und gibt dabei in Heines Augen die Poesie auf, sie steht für ihn im Gegensatz zu den „wahrhaft großen Dichtern“, die „die großen Interessen ihrer Zeit anders aufgefaßt (haben) als in gereimten Zeitungsartikeln.“ (B5/438).

Heine, der diese „großen Interessen“ seiner Zeit auch in der Poesie vertreten sehen will, kann Ende der 20er Jahre nicht anders als sich von der Literatur der „Kunstperiode“ abzuwenden und nach neuen Wegen zu suchen. Heine selbst spricht zunächst von einer „Übergangsliteratur“, ohne dabei zu erkennen oder die Möglichkeit zu reflektieren, daß diese „Übergangsliteratur“ (4/194) Elemente der neuen Kunst in sich birgt, daß gerade sein Werk Zeichen für die Suche danach ist. Mit seinen „Reisebildern“ entwickelte Heine in der zweiten Hälfte der 20er Jahre eine Prosaform ausdrücklich analog zur ihm prosaisch scheinenden Wirklichkeit, im Gegensatz zur Poesie, die ihm zu diesem Zeitpunkt mehr der Natur und der Liebe vorbehalten scheint. Dies kennzeichnet Heines Schaffen, bevor er einen Begriff des Poetischen entwickelt, der die Interessen der Menschheit, die Politik einschließt. Doch mit dieser weiterreichenden poetischen Konzeption stößt er in den 30er Jahren an enge Grenzen. So ist seit den 30er Jahren – den Zeiten verschärfter Reaktion – auch die Analyse von Politik, Gesellschaft und Kunst, vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der Möglichkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung und einer entsprechenden positiven Funktionsbestimmung der Literatur der Hauptgegenstand seiner literarischen Arbeit. Er erklärt zu seinem Ziel, durch die Vermittlung zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen praktischer gesellschaftlicher Veränderung auf der einen und „Revolution“ in der Philosophie auf der anderen Seite, einen Beitrag zu dieser Entwicklung zu leisten. (Pariser Korrespondenzen, „Die Romantische Schule“, „Zur Geschichte von Religion und Philosophie“).

In der ersten Hälfte der 40er Jahre entstehen, neben der „Lutetia“ und kleinen Gedichten, seine beiden Versepen „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“ und „Deutschland. Ein Wintermärchen“, deren Gemeinsamkeiten in der literarischen Form, in der Entfaltung der Poesie, und deren Hauptunterschiede in der politischen Stoßrichtung liegen. In „Deutschland. Ein Wintermärchen“ gelingt es Heine, auf einer neuen Stufe die angestrebte Einheit von Poesie und Politik zu verwirklichen, durch Poesie auf die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen

gen einzuwirken.

Zur Entstehungszeit des „Wintermärchens“ befindet sich Heine, Freund Marxens und anderer Sozialisten, auf der Höhe seiner weltanschaulichen Entwicklung, er sieht die revolutionäre Bewegung in Frankreich und in Deutschland in der Offensive und erkennt wieder eine konkrete Chance zur Verwirklichung seiner Ideale. Jetzt benennt er klar den Gegner und entwirft die konkretere Utopie eines anderen, neuen Deutschlands.

An diesem „Knotenpunkt unserer literarischen Entwicklung“⁴⁶ schlägt Heine „die Brücke von den fortschrittlichen literarischen, philosophischen und politischen Emanzipationsbestrebungen des 18. Jahrhunderts zu den Aufstiegs kämpfen des Proletariats. Das Erbe der antifeudalen und antiklerikalen Kritik seit den Tagen Voltaires und Lessings, das Ideengut der Sozialutopien vom Altertum bis zu den Saint-Simonisten und über sie hinaus, die Traditionen künstlerischer und sprachlicher Gestaltungsmöglichkeiten der Volkspoesie, der Klassik und Romantik – all das ist im „Wintermärchen“ verarbeitet zu den „singenden Flammen“ eines großen Spott- und Triumphgesanges über die ganze alte, von der Weltgeschichte gerichtete Welt.“⁴⁷

Es scheint bemerkenswert, daß es eine vergleichbare Beurteilung „Atta Trolls“ auch seitens der marxistischen Literaturwissenschaft sonst nicht gibt.

Die Idee zum „Atta Troll“ entstand im Sommer 1841, während Heine mit seiner Frau zur Kur in Cauterets in den Pyrenäen war, die dann ja auch Ort der Handlung sind.

Heines Auseinandersetzung mit der deutschen Opposition, die nach dem Erscheinen der Börne-Schrift in voller Schärfe entbrannte und deren Höhepunkt ein Duell mit Salomon Strauß war, wird konstitutiv für die Entstehung des Werkes.

Strauß, dessen Frau und ehemalige Geliebte Börnes in Heines Denkschrift eine unrühmliche Rolle spielte, hatte behauptet, er habe Heine in Paris auf offener Straße unter Zeugen geohrfeigt, und Heine sei darauf in die Pyrenäen geflüchtet. Heine erfuhr davon in Cauterets und forderte schließlich Strauß zum Duell, das dann nach langem Hin und Her im September in Paris tatsächlich stattfand und bei dem Heine leichte Verletzungen erlitt.

„Ja, das Schrecklichste auf Erden
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient –
Das Duell mit einer Wanze!“ (2/37)

Aus dieser und einigen anderen Textstellen den Schluß zu ziehen, das Epos sei insgesamt als Heines Beitrag zu dieser Affäre zu interpretieren, ist sicherlich falsch. Deutlich wird aber gerade durch solche Anspielungen die enge und nicht nur zeitliche Identität der Entstehungsphase „Atta Trolls“ mit der Wirkungsphase der Börne-Denkschrift. „Ludwig Börne. Eine Denkschrift“ entstand zwischen 1837 und 1839 und erschien im Jahre 1840.

Themen sind, vermittelt durch die chronologische Schilderung der Beziehung beider Autoren, das Entstehen der politischen Bewegung in Deutschland nach 1815, die verschiedenen Richtungen der Oppositionsgruppen – von Deutsch-tümlern über Liberale bis hin zu radikalen Demokraten – und vor allem die

Pariser Exilrepublikaner.

Heine kritisiert, von seiner französischen Warte aus, schonungslos die Borniertheit und Kurzsichtigkeit dieser Kräfte und gestattet sich dabei auch nicht mehr vertretbare unsachlich-polemische Angriffe auf Börne, das ungekrönte Haupt der Radikalen.

Insgesamt ist die Schrift Ausdruck einer eher pessimistischen Grundhaltung: „Ach, es wird noch eine gute Weile dauern, ehe wir das große Heilmittel ausfindig machen; bis dahin muß noch eine lange schmerzliche Zeit dahingesiecht werden, und allerlei Quacksalber werden auftreten mit Hausmittelchen, welche das Übel nur verschlimmern.“ (5/314)

Heine schließt die Börne-Schrift mit einem Traum, in dem er eine „verdrießliche Herbstnacht“ mit Nymphen verbringt, die die „überlieferte Heiterkeit, alle Süße, allen Blumenduft, alle Poesie“ im Leben symbolisieren, die immer tiefer in die Wälder fliehen und schon ganz krank und angegriffen sind. (5/314f) Sie fliehen vor dem kunstfeindlichen Pöbel und den Kirchenglocken, den Symbolen der Reaktion, die ihnen beide die Existenzberechtigung absprechen. Die deutsche Opposition mußte sich durch die Börne-Schrift also getroffen fühlen, zumal Heine „in verschiedenen Passagen seiner Schrift stark den Prinzen aus Genieland, den Künstler und Ästheten“ hervorkehrt, „der die Repräsentanten der politischen Bewegung sehr distanziert, wie etwas weit unter ihm Stehendes, betrachtet.“⁸

Diese Tendenz hat für die Entstehung des „Atta Troll“ entscheidende Bedeutung, denn das Hauptfeld der Auseinandersetzung war ja in Deutschland zu diesem Zeitpunkt die Literatur.

Ein besonders wichtiger Punkt war die von Börne, aber auch von anderen verfochtene Trennung von Talent und Charakter des Schriftstellers.

Dieser künstlichen Trennung setzte Heine immer wieder entgegen, „daß ohne innere Einheit keine geistige Größe möglich ist, daß, was eigentlich Charakter genannt werden muß, zu den unerläßlichen Attributen des Dichters gehört.“ (5/304)

In der Tendenzpoesie, für die ja auch der charakterfeste Atta Troll steht, zeigte sich für Heine die Beschränktheit der Opposition in aller Deutlichkeit. Nach seiner Ansicht gab diese Dichtung das auf, was für ihn untrennbar zur Emanzipation der Menschheit gehörte: Lebensbejahung und – auch ästhetischer – Genuß. Das brachte ihn dazu, bei der Konfrontation in erster Linie die „unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie“ (2/9) und nach über einem Jahrzehnt vorwiegender Prosaarbeit sein erstes Versepos zu schreiben, das ihn von der Tagespolitik im engeren Sinne wegführt.

Die äußeren Faktoren wie Ort, Zeit, konkreter Anlaß sind Kristallisationspunkte eines Konfliktes, der seinem Wesen nach viel tiefer geht, von dem Heine in seiner ganzen Persönlichkeit ergriffen ist und der sich durch Gegensatzpaare auf verschiedenen Ebenen beschreiben läßt: der Konflikt zwischen Sensualismus und Spiritualismus, Hellenen und Nazarenern, Charakter und Talent, Kunstprinzip und Tendenz. Er dient keinem Selbstzweck, sondern es geht dabei um die Perspektive und den Weg der Emanzipation der Menschheit, um die Stellung der Kunst darin. Dieser Konflikt wird in erster Linie innerhalb der Kunst ausgetragen.

Die Satire auf Atta Troll – Heine und die „Tendenz“

„Jede Blindheit weicht! Mein Blick Sonderbar! wie wohlbekannt
„Dringt bis in die tiefste Steinkluft, Dünkt mir diese Bärensprache!
In die Höhle Atta Trolls – Hab ich nicht in teurer Heimat
Ich verstehe seine Reden! Früh vernommen diese Laute?“ (2/18)

So knüpft Heine am Ende von Caput III an die gemeinsame Vergangenheit mit der deutschen Opposition an, deren Teil er war und auch im Exil noch ist. Atta Troll hat im Epos die Freiheit errungen, und seine bärenhafte Heldenfigur wird in Caput IV kontrasthalber in die traditionsreiche Umgebung der Rolandsage versetzt und durch den Anspruch, der in diesem Vergleich liegt, offensichtlich lächerlich gemacht. Außerdem ermöglicht die Schilderung der romantischen Umgebung es dem Autor, seiner ureigenen Haltung zur Romantik Ausdruck zu geben:

„Ronceval, du edles Tal! Glänzend steigt empor die Traumwelt
Wenn ich deinen Namen höre, Die jahrtausendlich versunken,
Bebt und duftet mir im Herzen Und die großen Geisteraugen
Die verschollne blaue Blume! Schauen mich an, daß ich erschrecke!“ (2/18)
Die Romantik also „bebt und duftet“ im Herzen des Dichters, aber gleichzeitig erschrickt er vor ihr. Sie übt mit ihren poetischen Gestaltungsmöglichkeiten einen ungeheuren Reiz auf ihn aus, andererseits aber steht sie in der absolut unromantischen Zeit des Vormärz seinem Ziel einer Vermittlung von Poesie und Politik diametral entgegen.

Atta Troll ruht sich derweil gar nicht heldenhaft in seiner Höhle, in einer rührend geschilderten Familienidylle mit seinen Kindern aus. Er erzählt von seiner „Völkerschau“ und „Weltfahrt“. Wie die Tanzbären älterer Fabeln prahlt er vor seinen Kindern, fühlt sich selbst als Held und münzt frech das Gelächter seiner Zuschauer in „kolossalen Beifall“ (2/20) um. Als Beweis für sein „Talent“ fängt er dann auch gleich an zu tanzen, und mit „aufgesperzten Schnauzen“ (2/21) schauen seine Kinder ihm zu.

Caput V zeigt einen bärenhaften Antihelden:

„In der Höhle, bei den Seinen,
Liegt gemütskrank auf dem Rücken
Atta Troll, nachdenklich saugt er

An den Tatzen, saugt und brummt.“ (2/21)

Er brummt vor Sehnsucht nach seiner verlorenen Mumma, die noch immer in den „Fesseln“ der Menschen „schmachtet“, und verklärt anschließend seine Tierwelt gegenüber

„... jener Brut

Die den Namen Menschen führet

Und sich Herrn der Schöpfung dünkelt.“ (2/22)

Die Menschen werden charakterisiert als „Erzaristokraten“, als „frech und adelsstolz“ und ihre „Menschenrechte“, diese „Privilegien“ werden als „unvernünftig“ und „unnatürlich“ klassifiziert (2/22). Ihr wesentlicher Unterschied zum Tierreich, in dem unter Nachtigallen, Löwen und Kamelen auch Ferdinand Freiligrath auftaucht, läßt sich mit den Begriffen „Talent“ und „Charakter“ fassen.

„... – nein, es adelt

Nicht die Atzung; der ist edel,
 Welcher edel fühlt und handelt.“ (2/23)
 Unwesentlich ist für Atta Troll, daß die Menschen „Wissenschaft und Künste mit Erfolg“ (Hervorhebung D. G.) betreiben, unwesentlich auch ihr aufrechter Gang“, „kriechen niedrig die Gedanken“ doch in ihrem Haupte (2/23). Die Menschen, charakterlose Aristokraten (auch Aristokraten des Geistes wie Heine) stehen also mit Talent begabt den untalentierten, aber charakterfesten Tieren, Atta Troll und seinem menschlichen Kronzeugen Freiligrath gegenüber. Diese Tiere beanspruchen ihrerseits, mit den Menschen auf einer Stufe zu stehen, genauso viel wert zu sein weil sie:
 „Menschen, seid ihr etwa besser
 Als wir andre, weil eu'r Fell
 Glatt und gleißend? Diesen Vorzug
 Müßt ihr mit den Schlangen teilen.“ (2/24)
 Das Ich unterbricht diese Rede Atta Trolls und schaltet sich selbst durch eine Stellungnahme ein: Es bekennt sich zum Menschsein, tritt energisch gegen den „frechen Gleichheitsschwindel“ Atta Trolls auf:
 „Ja, ich bin ein Mensch, bin besser Und im Kampf mit andern Bestien
 Als die andern Säugetiere; Wird ich immer treulich kämpfen
 Die Interessen der Geburt Für die Menschheit, für die heil'gen
 Wird ich nimmermehr verleugnen. Angebornen Menschenrechte.“ (2/24)
 In den letzten Zeilen gebraucht Heine einen anderen Begriff: War in Atta Trolls Ausführungen von „Menschen“ und „Menschenvolk“ die Rede, taucht hier im Einwurf des Ich zum ersten Mal der Begriff „Menschheit“ auf. Ganz im Sinne von Heines Programm zur Befreiung der ganzen Menschheit und des ganzen Menschen überwindet das Ich die einschränkende Unterscheidung Atta Trolls zwischen „Mensch“ und „Tier“. Es erklärt sein Ziel, das einerseits im Sinne der ganzen Menschheit umfassender ist, andererseits gegen eine totale Gleichmacherei Unterschiede berücksichtigt, ja im Sinne des „Dichter-Aristokraten“ Heine sogar fordert.
 Das Bild Atta Trolls wird abgerundet, indem er in seiner ersten längeren Rede seine Borniertheit gerade in dem Punkt zur Schau stellt, der für Heine in seiner Auseinandersetzung mit der Tendenzpoesie von zentraler Bedeutung war. Hier nimmt das Ich so direkt Stellung, daß der Widerspruch beider Auffassungen klar hervortritt.
 In seinen folgenden Erklärungen (Caput VI–X) nimmt Atta Troll unterschiedliche, zum Teil widersprüchliche Positionen ein. Das Ich rückt sie einleitend in ein ironisches Licht:
 „Doch ist es vielleicht ersprießlich
 Für den Menschen, der den höhern
 Viehstand bildet, daß er wisse,
 Was da unten räsoniert wird.
 ...
 In den niedern Tierweltschichten,
 Brütet Elend, Stolz und Groll.“ (2/25)
 Mit dem „höhern Viehstand“ wird der von Atta Troll aufgebaute Unterschied zwischen Mensch und Tier vom Ich endgültig zurückgenommen. Es bleibt bei

der Unterscheidung hoch – niedrig. Den folgenden Reden Atta Trolls wird trotz überheblichem Spott und trotz Ironie eine gewisse subjektive Berechtigung zugesprochen, wenn auch ihre Konsequenzlosigkeit und Harmlosigkeit als erstes betont wird. Sie sind für seine Feinde „ersprießlich“ anzuhören und nicht etwa gefährlich. Atta Trolls harmlose Tolpatschigkeit wird zum bestimmenden Motiv der Satire.

Im weiteren Verlauf des Caput VI proklamiert Atta Troll – frei nach den bürgerlichen Idealen – „Einheit“, „Gleichheit“ und „Brüderlichkeit“, die die Tiere gegen die Herrschaft der Menschen durchsetzen können und müssen. Die „Einheit“ wird jedoch nicht prinzipiell gefordert, sondern nur für „ein'ge Zeit“ (2/26), die Forderung nach „Gleichheit“ läßt Heine ihn ironisch auf die Spitze treiben („Jeder Esel/ Sei befugt zu höchstem Staatsamt, . . .“) und gleich wieder relativieren:

„Nur das Tanzen auf den Märkten
 Sei den Juden nicht gestattet;
 Dies Amendement, ich mach es
 Im Interesse meiner Kunst.“ (2/27)

Wo die Gleichheit sein ureigenes Terrain berührt, macht Atta Troll sofort einen Rückzieher aus Konkurrenzrücksichten.

Kern der Ironie und des Spotts ist hier Atta Trolls Art, seine im Prinzip richtigen und berechtigten Anliegen vorzubringen – die dadurch sofort relativiert werden –, nicht seine Ideen schlechthin. Der Bärenhaftigkeit Atta Trolls wird allerdings auch keine Alternative entgegengesetzt. Das entsprach auch nicht Heines Absicht, es führte ihn allerdings in eine Situation, die ihn bei der zweiten Veröffentlichung des Epos zwang, verschiedene Mißverständnisse auszuräumen. Seine Kritiker in Deutschland hatten gerade diesen Punkt aufgegriffen, um seine vermeintlich verräterischen Positionen, die sie schon in der Borne-Denkschrift gesehen hatten, zu belegen. Deshalb finden wir in der 1846 geschriebenen Vorrede zur Buchausgabe die Rechtfertigungssätze:

„Aber du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und du lügst, Asinus, wenn ihr behauptet, mein Spott träge jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber soviel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporale Bärenhaut.“ (2/10)

Dies trifft auch für die folgenden Capita zu, in denen Atta Troll die Positionen national-demokratischer Burschenschaftler, der „sogenannten Deutschthümer“ (5/260) und frühkommunistische utopische Ideologien vertritt.

In Caput VII wird noch einmal Atta Trolls Verhältnis zu den Menschen thematisiert.

Charakteristisch für die Menschen ist in Atta Trolls Augen das Lächeln:

„Mich verletzte stets am meisten
 Jenes sauersüße Zucken
 Um das Maul – ganz unerträglich
 Wirkt auf mich dies Menschenlächeln!“ (2/27)

Für Atta Troll bedeutet das Lächeln Charakterlosigkeit, Überheblichkeit, und sein Haß zeigt, wie verkniffen er sich seiner Unterlegenheit bewußt wird. Für Heine bedeutet das Lächeln dagegen Lebensbejahung, Sensualismus, aber auch eine wissende Überlegenheit, den eigenen Sieg. So kristallisiert sich am Lächeln immer wieder der Konflikt Atta Trolls mit den Menschen heraus, der auch auf die Tanzkunst nicht ohne Wirkung bleibt:

„Immer lächeln sie! Sie lächeln
Selbst im Tanzen. Sie entweihen
Solchermaßen diese Kunst,
Die ein Kultus bleiben sollte.“ (2/28)

Atta Troll formuliert hier eine Tanz- (und damit auch Literatur-) auffassung, die Heine nicht teilt. Wenn man die Kunst auf einen Kultus reduziert, instrumentalisiert man sie zu außerästhetischen – hier religiösen, bei den Tendenzdichtern: politischen – Zwecken. Dabei muß die Kunst nach Heines Auffassung zugrunde gehen.

So läßt Heine auch den Atta Troll sich die Wirkungslosigkeit seiner Kunst eingestehen – wobei hier Zweifel an seiner Einschätzung der Vormärzlyrik unbedingt geäußert werden müssen.

Höhepunkt des Atta Troll-Teils ist das Selbstbekenntnis, das er einsam von der „Koppe seines Lieblingsfelsens“ hinunterheult „in den Nachtwind, in den Abgrund“ (2/32):

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es, Bin es, den ihr Zottelbär, Brummbär, Isegrimm und Petz Und Gott weiß wie sonst noch nennet.	Bin die Zielscheib eures Witzes, Bin das Ungetüm, womit Ihr die Kinder schreckt des Abends, Die unart'gen Menschenkinder.
--	--

Ja, ich bin ein Bär, ich bin es, Bin die ungeschlachte Bestie, Bin das plumpe Trampeltier Eures Hohnes, eures Lächelns!	Bin ein rohes Spottgebilde Eurer Ammenmärchen, bin es, Und ich ruf es laut hinunter In die schnöde Menschenwelt.
--	---

Hört es, hört, ich bin ein Bär,
Nimmer schäm ich mich des Ursprungs,
Und bin stolz darauf, als stammt ich
Ab von Moses Mendelssohn!“ (2/32)

In dieser Mischung aus Verzweiflung und Trotz wird deutlich: nicht die Ideen, die Atta Troll vertritt, verfallen der Ironie, sondern seine Beschränktheit, die ihn bei der Proklamation des Fortschritts oft genug dazu bringt, ins Gegenteil zu fallen, so daß er zu jeder praktischen Konsequenz unfähig und zu einem lebensfremden Kämpfer wird, der durch seine eigene Praxis seine Ziele schon verrät. Dies ahnend wendet er sich in Trotz und Wut gegen diejenigen, die seine Schwäche überwunden haben, denen er sich unterlegen vorkommt und von denen er sich ertappt fühlt. So sieht Heine die deutsche Opposition in dieser Zeit, ihre wesentlichen Eigenschaften – und gerade sie macht er verantwortlich für den historischen Stillstand und das langsame Tempo des Fortschritts in Deutschland. In der Figur Atta Trolls überwiegen die trennen-

den Faktoren alle Gemeinsamkeit. Gemeinsames kommt bestenfalls noch in der literarischen Form, durch die Art der Ironie zum Ausdruck, die Atta Troll eher sympathisch und harmlos als gefährlich erscheinen läßt. Die trennenden Faktoren veranlassen das Ich zu der anschließenden Jagd auf Atta Troll und bedingen sein Ziel, ihn zum Schweigen, d. h. zur „Tanzunfähigkeit“ zu bringen.

Nach den zwischengeschobenen Jagdvorbereitungen wird der Tod Atta Trolls geschildert. Laskaro und Uraka machen sich ausgerechnet seine Liebe zu Mumma zunutze und locken ihn durch die Imitation ihrer Stimme aus seiner Höhle in den Hinterhalt.

Er stirbt also nicht gerade einen Heldentod und erweckt eher das Mitleid von Autor und Leser.

Sein Tod wird in Anlehnung an den Rolands gestaltet: Der „ritterliche Judas, Ganleon von Mainz“ (2/77) habe ihn verraten. Der Verräter aus der Roland-sage hieß auch Ganleon, war aber Erzbischof von Sens. Die Ortsangabe Mainz ist eine deutliche Anspielung auf die staatliche Zensurbehörde, die in Mainz ihren Sitz hatte und deren Opfer Heine genauso wie die Tendenzdichter waren.

Jenseits der anfänglichen Beteiligung des Ich an der Bärenjagd stellen sich die wahren und am Ende ausschlaggebenden Feinde Atta Trolls als diejenigen Kräfte heraus, die in Deutschland die Reaktion repräsentieren und als solche genauso die Feinde Heines sind, der Atta Troll zwar auch bekämpft, jedoch von einer fortschrittlichen Position aus und nur solange, bis er sich, wie der nächste Abschnitt zeigen wird, über den Utopiencharakter seiner eigenen Ziele und das wahre Gesicht seiner falschen Freunde im Klaren ist.

Vorläufig widmet ihm Heine diese Grabinschrift für Walhall:

„Atta Troll, Tendenzbär; sittlich Religiös; als Gatte brünstig; Durch Verführtsein von dem Zeitgeist,	Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung Tragend in der zott'gen Hochbrust; Manchmal auch gestunken habend; Kein Talent, doch ein Charakter!“ (2/78)
--	--

Waldursprünglich Sansculotte;

Der Weg zur Hütte Urakas – Heine zwischen Reaktion und Fortschritt

Im zweiten Erzählstrang, der „Bärenjagd“, wird das lyrische Ich zum Hauptakteur.

Auch die natürliche Umgebung ändert sich: Im Gegensatz zu der finsternen Höhle Atta Trolls finden wir jetzt eine freundlichere Landschaft.

Zunächst tritt das Ich tatenfroh zusammen mit Laskaro den Weg zur Hütte Urakas an.

Diese Haltung, die sich am Schluß von Caput X schon als Konsequenz aus der Beobachtung Atta Trolls ankündigte, verändert sich auf dem Weg bis zur Hütte infolge der verschiedenen Ereignisse und Begegnungen. Festmachen läßt sich dieser Wandel an dem Verhältnis des Ichs zu Laskaro. Aus dem in Caput XI ohne irgendwelche Besonderheiten eingeführten Jagdgefährten, dem Freund und Führer, wird im Verlaufe des Weges ein undurchsichtiger, vielleicht sogar schon toter Sohn einer Hexe, mit dem es am Ende keine Gemeinsamkeiten mehr gibt. Von ihm und von der Jagd, die das Ich erst so energisch angeht,

wendet es sich ab, und Laskaros „Schicksalskugel“ trifft den Bären, während sich das Ich in der Hütte Urakas aufhält. Zuwendung und Abkehr von der Jagd auf Atta Troll, Feindschaft und duldendes Einverständnis – das sind die Pole, zwischen denen sich Heines Verhältnis zu den Tendenzpoeten und den von ihnen vertretenen politischen Richtungen bewegt. Angesichts der immer deutlicher werdenden Rolle Laskaros, des Vertreters der Reaktion, überwiegt am Ende der zweite.

Auf diesem Weg, der den Jäger in die Gemeinschaft mit Laskaro bringt, werden – gerade angesichts der Profilierung Laskaros – die Widersprüchlichkeiten in Heines Verhältnis zur deutschen Opposition ausgetragen und entschieden.

Die erste Station ist der Pont d’Espagne, die Brücke zwischen Frankreich und Spanien. Interessant hier schon die Richtung: Sie führt aus Frankreich nach Spanien, in das Land der „Westbarbaren“ (2/35), die historisch tausend Jahre zurück sind. Sie führt aus dem „Vaterland der Freiheit und der Frauen“ (2/36), die das Ich liebt, in die Vergangenheit, ins Mittelalter. Sie führt das Ich noch weiter zurück als Heines „eigene Ostbarbaren“, die nur „ein Jahrhundert“ (2/35) hinter der Zeit herhinken.

An diesem denkwürdigen Grenzübergang sitzt ein armer Spanier, der mit „schrillem Mißlaut, der verhöhrend aus den Klüften widerhallte“, (2/36) eine alte Mandoline spielt, sich manchmal nach dem Abgrund hinunterbeugt und lacht. Er singt ein Lied, das von seinem Rückzug aus der Realität in eine harmonische Innerlichkeit zeugt.

„Weiterwandernd, zu mir selber
Ist der tolle Bursch’ das Sinnbild
Sprach ich: ‚Sonderbar, der Wahnsinn vom Ideentauch der Länder?
Sitzt und singt auf jener Brücke, Oder ist er seines Volkes
Die aus Frankreich führt nach Spanien. Sinnverrücktes Titelblatt?“ (2/36)
Am Abend rasten Laskaro und das Ich in einer spanischen Herberge, essen aus einer „schmutzigen Schüssel“ ein Armengericht, das „Flintenkugeln“ vergleichbar und selbst für deutsche Mägen unverdaulich ist (2/37). Daran schließt sich oben zitierte Anspielung auf das Duell mit Strauß an.

Das Bild vom Grenzübergang hier erinnert an ein Traumbild Heines bei seinem Grenzübertritt nach Frankreich im Jahre 1831, das er in „Cervantes. Don Quixote“ 1837 niederschrieb.

In diesem Traumbild begleitete ihn Don Quixote, dieser „dürre Ritter“ (B4/153), der auch ein „armer Spanier“ (2/36) war:

„Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Don Quixoteismus bestehe darin, daß der edele Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, . . . Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine ebenso undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will . . .“ (B4/153f)

Die zitierte Stelle bezieht sich indirekt auch auf Heine selbst, der ja mit dem Ziel angetreten ist, von Paris aus ein Stück französische Zukunft in die deutsche Vergangenheit zu bringen. Das Ich in „Atta Troll“ wird aber statt dessen von Laskaro noch weiter in die Vergangenheit geführt.

Heine begegnet seinem eigenen „Don Quixoteismus“, der sich jetzt jedoch resignativ lachend zum Abgrund hinab beugt, statt mutig wenigstens gegen

Windmühlen zu kämpfen.

In Anspielung auf die naturapologetische romantische Dichtung konfrontiert Heine das „Schwärmen“ der Poeten für die „Natur“, mit dem „großen Tempel Gottes“, „dessen Prächte von dem Ruhm des Schöpfers zeugten“ (2/38), mit den Mühen des Bergauf- und Bergabsteigens in den Pyrenäen, mit seiner realen natürlichen Umgebung.

Laskaro schreitet niemals sprechend und niemals lachend an der Seite des Ichs:

„Ja, es heißt, er sei ein Toter,
Längst verstorben, doch der Mutter,
Der Uraka, Zauberkünste
Hielten scheinbar ihn am Leben.“ (2/38)

Weiterwandernd gelangen Laskaro und das Ich bei schlechtem Wetter zur Hütte des Fährmanns am Lac-de-Gobe.

Der Fährmann und seine Nichten stehen offensichtlich in einem Gegensatz zueinander. Das Ich reagiert ambivalent, doch steht zunächst die Furcht, das Gruselige im Mittelpunkt:

Der Fährmann entwickelt ein Bild vom Geschichtsablauf, in dem der Volksglaube von Riesen und Zwergen aufgegriffen, aber verändert wird. Die Geschichte wird als Wechsel der Herrschaft von Riesen, Menschen bis hin zu Zwergen dargestellt.

„Ja, die Riesen und die Bären Stritten weiland um die Herrschaft Dieser Berge, dieser Täler, Eh die Menschen eingewandert.	An die winzig klugen Leutchen, Die im Schoß der Berge hausen. In des Reichtums goldnen Schachten, Emsig klaubend, emsig sammelnd.
---	--

Bei der Menschen Ankunft flohen Aus dem Lande fort die Riesen, . . .	Wie sie lauern aus den Löchern, Mit den pfiffig kleinen Köpfchen, Sah ich selber oft im Mondschein, Und mir graute vor der Zukunft!
--	--

„So macht einer’ – sprach der Alte – „Platz dem andern auf der Erde. Nach dem Untergang der Menschen Kommt die Herrschaft an die Zwerge.	Vor der Geldmacht jener Knirpse! Ach, ich fürchte, unsere Enkel Werden sich wie dumme Riesen In den Wasserhimmel flüchten!“ (2/40/41)
---	---

Dieses Bild nimmt Bezug auf verschiedene historische Zustände der menschlichen Existenz: auf die entfesselte Sinnlichkeit und auf die durch eine restriktive Moral bedingte Askese. Heine sieht die in den beiden ersten Zuständen verkörperten „Naturelle“, Hellenentum und Nazarenentum, im Kampf miteinander, „der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird.“ (5/182) In der pessimistischen Variation des Fährmanns kommt es nicht zu der angestrebten Harmonie, sondern die Zwerge bleiben am Ende übrig, ihre Geistigkeit siegt, die in dieser Schilderung eng verbunden ist mit der Philisterwelt, dem aufsteigenden Kapitalismus.

Laskaro gerät im folgenden in immer größere Übereinstimmung mit der lebensfeindlichen, bedrohlichen Umgebung, während sich das Ich in stärkerem Maße von ihr emanzipiert, sich seinem Einfluß entzieht und ihm seine

Lebensfreude, seine Gegenwärtigkeit entgegensetzt:

„Und ich machte den Vernunftschluß:

Ja, ich küsse, also leb ich!“ (2/43)

Diese Haltung des Ich führt jedoch nicht zu aktivem Eingreifen sondern lediglich zu einer passiven Abkehr von der Jagd. Das Ich flüchtet sich in das Erleben der nächtlichen „Wilden Jagd“ und in die darauffolgende Reflexion, in der es seine scheinbar utopischen Vorstellungen entwickelt.

Die „Wilde Jagd“ – der „romantische“ Sommernachtstraum

Frei von der Auseinandersetzung zwischen Atta Troll als Symbol für die deutsche Opposition und Laskaro als Vertreter der Reaktion, frei von der Kunstfeindlichkeit, von der Absage an die Sinnlichkeit, die ja beide Seiten prägt, entfaltet Heine im Bild der „Wilden Jagd“, in der nächtlichen Gegenrealität zum Tage, seine Utopie einer harmonischen Verbindung von Tag und Nacht, von Spiritualismus und Sensualismus.

So ist die „Wilde Jagd“ der vom Tage in die Nacht Verbannten nicht als totale Flucht aus der Realität in das romantische Ideal der Nacht zu verstehen, wie dies bürgerliche „Atta Troll“-Interpreten immer wieder tun. Sie selbst beinhaltet beide Seiten des Widerspruchs, zwischen denen Heine sich bewegt, und die Utopie ist gerade auf die Überwindung der Gegensätze in der Realität gerichtet.

In der Gesamtschilderung der „Wilden Jagd“ reitet Nimrod von Assyrien neben dem letzten Bourbonen-König Karl X., Shakespeare, in dessen Tradition sich Heine stellt, wird von seinem pietistischen Kommentator Franz Horn begleitet, hinter splitter nackten Nymphen reiten „zugeknöpfte Ritterfräulein“. Auch die drei Hauptfiguren der Jagd, die Göttin Diana, die Fee Abunde und die Königin Herodias, tragen diese Widersprüchlichkeit in sich, wenn auch in unterschiedlichem Maße.

In diesen drei Frauen gestaltet Heine Repräsentantinnen philosophisch-literarischer Strömungen im Emanzipationsprozeß der Menschheit, sie sind „Bestandteil der ‚sensualistischen‘, ‚hellenischen‘ Tradition, derjenigen historischen Linie also, die die Emanzipation des Geistes und der Sinnlichkeit will,“⁹ und als solche eng mit dem literarischen Suchen Heines verbunden ist. Sie symbolisieren die klassisch-griechische, die romantische und die jüdische Traditionslinie. Die Beziehung des Ich zu ihnen ist gepaart aus Erotik und Brutalität, und am nächsten Morgen – der Tag hat wieder über die Nacht gesiegt – versucht das Ich, diese Gestalten in den Tag hinüberzueretten. Daran, wie ihm das ge- oder mißlingt, läßt sich ablesen, in welchem Maße die betreffende Tradition für Heines poetisches Programm von Bedeutung ist, aber auch, daß es ihm zu diesem Zeitpunkt mit keiner gelingt, sein Programm konkret zu realisieren. Diana, die „große Göttin“ (2/55) wird als klassische griechische Statue beschrieben, doch die Art, wie sie dort im „Mondschein“ steht, verrät etwas von ihrer eigentlichen Tiefe.

„Fackellicht und Mondschein“ gehören untrennbar zu der Kälte der griechischen Tradition, die sich hier jedoch etwas störend auswirkt.

Ihr hellenisches Wesen ist aus der Vergangenheit her getrübt mit einem diesem an sich widersprechenden Element, einer nazarenischen „Keuschheit“, die sie

im „Übermut“ zum Verbrechen trieb.

Und was tut Diana am Tage?

„Unter alten Tempeltrümmern,

Irgendwo in der Romagna,

(Also heißt es) birgt Diana

Sich vor Christi Tagesherrschaft.“ (2/61)

Diana kann also den Gegensatz von Tag und Nacht in ihrer Person nicht überwinden, sie ist ganz in ihm gefangen. Sie ist für das Ich zwar eine positiv besetzte Person, aber für die Lösung seines Anliegens nur sehr bedingt von Interesse.

Entsprechend ist ihr auch nur relativ wenig Raum in der Wilden Jagd gewidmet.

Neben Diana reitet die Fee Abunde in der Wilden Jagd. Sie ist ganz anders, „nicht so griechisch streng gemessen“ (2/56), und das Ich erkennt sie an ihrem „herzlich tollen Lachen“ (2/57).

Abunde steht für die Romantik, für die Poesie, aber für eine sinnliche Romantik und nicht für das, was Heine in der „Romantischen Schule“ kritisiert hat. Sie wird ohne Einschränkungen positiv beschrieben, und das Ich wäre bei ihrem nächtlichen Anblick fast aus dem Fenster gesprungen, wobei es sich mit Sicherheit den Hals gebrochen hätte. In ihrer Schönheit und Problemlosigkeit, mit allem Zauber, den sie auf das Ich ausübt, ist sie allerdings völlig unerreichbar. Der Versuch, ihr näher zu kommen, wäre tödlich, und sie würde ihn obendrein mit ihrem wenig mitfühlenden Gelächter bestrafen.

Ihre Unerreichbarkeit ist auch am nächsten Morgen der zentrale Punkt in der Reflexion des Ich. Auch Abunde hat Angst, sie flüchtet am Tage vor den Nazarenern auf die sichere Insel Avalun.

Dies ist insgesamt ein treffendes Bild der Beziehungen Heines zur Romantik: Sie übt einen gewissen Zauber auf ihn aus, aber sie bleibt entrückt von der zeitgenössischen Situation. Unvereinbar mit der Philisterwelt und mit den Klängen der Kirchenglocken, steht sie außerhalb der realen Probleme und damit auch in gewisser Weise außerhalb des Tag-Nacht-Gegensatzes. Sie pendelt zwischen Wilder Jagd und ihrer Insel, ist aber in ihrem Wesen von diesem Wechsel gar nicht betroffen, wie dies bei Diana und auch bei Herodias der Fall ist.

Abunde ist eine schöne Illusion, als eine solche erkannt und ohne weitere praktische Konsequenz.

Herodias nimmt sowohl in der Nacht als auch in der folgenden Reflexion eine besondere Rolle und deshalb wohl auch am meisten Raum ein.

Zunächst wird sie gegenüber den anderen beiden, die als „Teufelinnen“ bezeichnet werden, abgehoben. Das Ich weiß nicht genau, ob sie ein „Teufel oder Engel“ ist (2/57).

Herodias wird als „Fürstin“, als „Judäas Königin“ eingeführt, also im Gegensatz zu den anderen in Anlehnung an eine historische Figur (2/58). Sie wird als sehr schön und sinnlich beschrieben, mit einem orientalischen Flair, also nicht als symbolisiertes religiöses Judentum.

Mit Diana gemeinsam hat sie die Schuld, das Verbrechen als Ursache ihrer Verdammung zur nächtlichen Jagd. Nicht übermütige Keuschheit trieb sie zu

ihrer Tat, sondern aus Liebe hat sie Johannes den Täufer köpfen lassen.
Nun ist sie also verdammt, jede Nacht das Zeichen ihrer Liebe und ihrer Grausamkeit, den Kopf des Johannes mit sich herumzutragen.

Als einzige der drei versucht sie, aus dem Jagdzug heraus Kontakt zu dem Ich aufzunehmen, denn sie will ihrem Schicksal entinnen.

Diese Sonderstellung nimmt Herodias auch am nächsten Tag ein. Nachdem Diana und Abunde zwar mit Sympathie, aber ohne Konsequenz abgehandelt werden, kommt das Ich zu Herodias:

„Aber du, Herodias

Sag, wo bist Du? – Ach ich weiß es,

Du bist tot und liegst begraben

Bei der Stadt Jeruscholayim!“ (2/62)

Tagsüber ist sie also tot, sie führt kein verstecktes Dasein wie die anderen beiden, freut sich nicht auf die Nacht, sie muß zur Wilden Jagd erst geweckt werden.

Die folgende Liebeserklärung an Herodias, die Vorstellung, an ihrer Seite durch die Nacht zu reiten, von ihr geliebt zu werden, ist die Utopie des Ich. Aber es ist eine Utopie nur für die Nacht, und dies erkennt das Ich mit allen Konsequenzen:

„Jede Nacht, an deiner Seite,
Reit ich mit dem wilden Heere,
Und wir kosen und wir lachen
Über meine tollen Reden.

Ja, am Tage sitz ich weinend
Auf dem Schutt der Königsgrüfte,
Auf dem Grabe der Geliebten,
bei der Stadt Jeruscholayim.

Werde dir die Zeit verkürzen
In der Nacht – Jedoch am Tage
Schwindet jede Lust, und weinend
Sitz ich dann auf deinem Grabe.

Alte Juden, die vorbeigehn,
Glauben dann gewiß, ich traure
Ob dem Untergang des Tempels
Und der Stadt Jeruscholayim.“ (2/63)

Das Ich ist bereit, für diese Utopie die eigene Handlungsunfähigkeit am Tage und das Mißverständnis in Kauf zu nehmen, der alten Religion nachzutrauern. Diese Bereitschaft hat ihre Ursache in der mangelnden Perspektive für den Tag, in dem resignativen Gefühl, selbst nicht mehr zu den handelnden Subjekten in der Realität zu gehören:

„... – Mich kümmert's wenig,
Daß du tot und gar verdammt bist –
Habe keine Vorurteile –

Hapert's doch mit meiner eignen
Seligkeit, und ob ich selber
Noch dem Leben angehöre,
Daran zweifle ich zuweilen!“

In Caput XXV wird die eigentliche Handlung des Epos abgeschlossen. Der tote Atta Troll wird im Triumphzug ins Dorf getragen, von dem er zu Beginn des Epos entflohen ist. So ist der Rahmen der Handlung geschlossen, doch hat sich in diesem Dorf

während der Bärenjagd einiges verändert.

Aus den schönen Damen, die Atta Troll zu Beginn des Epos ausgelacht haben, sind „alte Weiber“ geworden, Laskaro und Uraka gehen „wie Anverwandte“ hinter dem „Verstorbenen“ her und Uraka grüßt darüber hinaus „sehr verlegen“ (2/79). Der Bürgermeister des Dorfes hält eine Rede, in der er zunächst allgemein den gesellschaftlichen Status quo Frankreichs, das System und die Verdienste des Bürgerkönigs Ludwig Philipp lobt, der die Herrschaft der Finanzbourgeoisie sowohl gegen den reaktionären Feudaladel als auch gegen das revolutionäre Proletariat und das Kleinbürgertum verteidigt.

Dann wendet sich der Redner der Heldentat Laskaros zu: Er feiert ihn als „Pyrenäen-Lafayette“ (2/80), als Helden Frankreichs und Spaniens. Diese scheinbare Widersprüchlichkeit, „beider Länder Held“ (2/80) zu sein, der Held des „Vaterlands der Freiheit“ und des um 1 000 Jahre zurückgebliebenen Spanien, löst er auf, indem er sich mit der „trikoloren Schärpe“, der von Lafayette, dem Vorkämpfer für die Menschenrechte, geschaffenen Flagge den Schweiß abwischt und so demonstriert, wie wenig er von der französischen Revolution hält. Laskaro hat also nicht den fortschrittlichen Kräften einen Dienst erwiesen. Als er das hört, nimmt er, der während der ganzen Jagd nicht einmal gelacht oder gesprochen hat, menschliche Züge an:

„Als Laskaro solchermassen
Offiziell sich rühmen hörte,
Lachte er vergnügt im Barte
Und errötete vor Freude,

Und in abgebrochnen Lauten,
Die sich seltsam überstürzten,
Hat er seinen Dank gestottert
Für die große, große Ehre!“ (2/80)

Dadurch wertet Heine die Erlegung Atta Trolls als eine Tat, durch die der Repräsentant des Mittelalters, von dem sich das Ich im Verlauf der Jagd distanziert hat, eine gesellschaftlich anerkannte Kraft wird.

Bei dieser Zeremonie taucht das Ich nicht mehr auf; es befindet sich am Schluß der Handlung in Paris, wo es über das Fell Atta Trolls hinweg zu Juliette ins Bett steigt: so endet die Dichtung mit einer in dem erotischen Bild vermittelten Utopie, im progressiven Überwinden des Atta Troll im Namen der Emanzipation und der Freiheit.

Atta Troll und das poetische Programm Heines

In Frage steht hier die Perspektive im Kampf um die Emanzipation der Menschheit und speziell um die Stellung und Aufgabe der Kunst und Poesie in diesem Kampf.

„Atta Troll“ ist aus einer Situation heraus entstanden, in der Heine zwar Vorstellungen von einer Geist und Körper umfassenden Emanzipation hatte, jedoch weder für sich noch insgesamt eine konkrete Chance sah, sie zu realisieren. Er entschied sich in dieser Situation für die Poesie.

Schauen wir abschließend sein poetisches Programm für den „Atta Troll“ an, das er im Caput III entwickelte und das bis zur Buchveröffentlichung im Jahre 1847 einige Veränderungen erfuhr: Von Caput III existieren vor der Buchfassung der Text des Journaldrucks von 1843 und eine nicht veröffentlichte handschriftliche Fassung aus dem gleichen Jahr.

Hier die erste Fassung von 1843:

„Traum der Sommernacht, phantastisch
Zwecklos ist mein Lied! Ja zwecklos
Wie das Leben, wie das Lieben!
Wittert nicht darin Tendenzen –

Atta Troll ist kein Vertreter Von dickhäutig deutscher Volkskraft Und er greift nicht allegorisch Mit der Tatze in die Zeit ein –	Nicht einmal ein deutscher Bär Ist mein Held. Die deutschen Bären Werden stets wie Bären tanzen, Aber nicht die Kette brechen.“ (B4/989f)
--	---

Die letzte Strophe wurde in dieser Form nicht veröffentlicht, sondern zuvor von Laube, dem Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt“, entschärft. Deutlich ist hier der klare Angriff auf die Tendenzpoeten, denen Heine Inkonsequenz und Wirkungslosigkeit vorwirft, und der die postulierte Zwecklosigkeit der Dichtung schon in Frage stellt. Heine wendet sich bewußt gegen die Tendenz, sein phantastischer Sommernachtstraum soll eine Alternative zu einer Dichtung sein, der er beides – literarische Qualität und reale Wirkungsmöglichkeiten – abspricht. Genauer ergibt sich aus der handschriftlichen Zwischenfassung von 1843, in der Heine die funktionale Trennung zwischen Poesie und Prosa ausspricht:

Traum der Sommernacht, phantastisch
Zwecklos ist mein Lied, ja zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe.
Keinem Zeitbedürfnis dient es.

Sucht darin nicht die Vertretung
hoher Vaterlandsinteressen;
Diese wollen wir befördern,
Aber nur in guter Prosa.

Ja, in guter Prosa wollen
Wir das Joch der Knechtschaft brechen –
Doch in Versen, doch im Liede
Blüht uns längst die höchste Freiheit.

Hier im Reich der Poesie,
Hier bedarf es keiner Kämpfe,
Laßt uns hier den Thyrsus schwingen
Und das Haupt mit Rosen kränzen!“ (B4/990)

Heine fordert beides: Eingreifen in das Leben mit guter Prosa (wie z. B. „Lutetia“) und Poesie, die über das gegenwärtige Leben hinauszielt, eine zukunftsorientierte Literatur, die deshalb auch poetisch sein kann.

Wie sieht es nun im „Atta Troll“ mit der „höchsten Freiheit“ aus, die im Liede blüht?

Der Widerspruch zwischen Tag und Nacht, zwischen Traum und der Realität ist im Werk thematisiert: nicht Flucht in eine romantische Gegenwelt ist die Funktion der Wilden Jagd, sondern sie richtet sich mit der in ihr entfalteten Utopie in das Leben, wenn auch ohne Konsequenzen.

Das Ich wendet sich gegen Atta Troll, aber es steht ihm nicht antagonistisch gegenüber. Es wendet sich von Laskaro ab und hegt sogar Sympathien für den Bären, für die Seite des „Fortschritts“. Seine Utopie ist aber auch ironisch in der Vorstellung, als Bettgenosse Juliettes über Atta Troll hinwegzugehen, ausgedrückt. Die Freiheit hat ein „Vaterland“, und zwar Frankreich. Dies darf nicht überbewertet werden, der wesentliche Punkt ist und bleibt die „Wilde Jagd“. Aber wenn man den Zusammenhang zwischen diesen Elementen berücksichtigt, dann kommt man zu dem Ergebnis, daß Tag und Nacht im Epos, ihr Verhältnis zum ganzen Werk und dessen Zielrichtung über die romantischen Funktionen hinausgehen. Es wird zwar kein konkretes Ziel genannt, keine reale Alternative zu Atta Troll geboten, aber die Perspektive des Epos zielt in die Realität. Ihre Grundlage ist die antifeudale, auch das Bürgertum überwindende Position Heines – und daß ihre Verwirklichung zum gegebenen Zeitpunkt noch nicht möglich scheint, macht das Ich am Ende seiner Reflexionen, seiner Vorstellung einer Verbindung mit Herodias, so traurig. Diese Traurigkeit, die für Heine in dieser Zeit prägend ist, überwindet er aber schließlich am Schluß des Epos in seinen erotischen Vorstellungen mit Juliette.

Caput III der Buchausgabe trennt nicht mehr die Funktionen von Poesie und Prosa. Heine hat inzwischen das „Wintermärchen“ geschrieben, in dem er sich sehr konkret mit der prosaischen Wirklichkeit auseinandersetzt, in dem er in ähnlich poetischen Formen wie im „Atta Troll“ Plätze und Namen nennt, überaus konkrete gesellschaftliche Verhältnisse aufdeckt und unmittelbar in die aktuelle politische Diskussion eingreift. Am Ende des „Wintermärchens“ droht er dem König, ihn in die Hölle des Dante einzusperren:

„Kennst du die Hölle Dantes nicht, Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
Die schrecklichen Terzetten? Aus diesen singenden Flammen!
Wen da der Dichter hineingesperret, Nimm dich in acht! daß wir dich nicht
Den kann kein Gott mehr retten – Zu solcher Hölle verdammen.“ (2/160)

Hier sehen wir einen selbstbewußten Poeten, der sich mit seinem Werk ganz das Gegenteil dessen zu leisten imstande sieht, was er am Ende des „Atta Troll“ über dessen Wirkung voraussagt:

„Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik!
In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.“ (2/85)

Heine hat also in den Jahren nach dem Erscheinen des „Atta Troll“ im Verlauf realer politischer Veränderungen einen bedeutenden Schritt in Richtung der

Verwirklichung seiner Vorstellungen – politisch und literarisch – gemacht, den Schritt, der die Trennung von Poesie und Prosa überwindet, Ästhetik und Politik zu verbinden erlaubt. Dies hat ihn veranlaßt, bei der Buchveröffentlichung im Jahre 1847 eine rechtfertigende Vorrede zu verfassen und neben anderen Veränderungen gerade den programmatischen Teil stark zu überarbeiten. In der Vorrede schreibt er zu dem Vorwurf des Ästhetentums:

„Bei den ewigen Göttern! damals galt es, die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie. Wie eine solche Vertretung das große Geschäft meines Lebens war, so habe ich sie am allerwenigsten im vorliegenden Gedicht aus den Augen gelassen, und sowohl Tonart und Stoff desselben war ein Protest gegen die Plebiszita der Tagestribünen.“ (2/9)

Daß er den „Atta Troll“ überhaupt noch einmal veröffentlichte, hat rein materielle Gründe, er gehorchte einem „Drange“, „der wahrlich nicht von innen kommt“ (2/7): er brauchte das Honorar.

„Atta Troll“ ist das „letzte freie Waldlied der Romantik“ in dem Sinne, daß er aus der schwierigen Lage Heines heraus Poesie und Kunstprinzip mit realem Eingreifen in die Realität verbinden, die Einheit von Ästhetik und Politik herstellen will. In diesem Sinne ist er eben nicht ein Werk der deutschen Romantik schlechthin, sondern „der Versuch einer ‚sensualistischen‘ Aktivierung der Romantik“¹⁰, ein Wiedererwecken der Poesie, der Phantasie in der neuen Zeit, ohne daß Heine die in diesem Versuch steckenden Möglichkeiten voll erkannte.

Die literarische Perspektive, die in „Atta Troll“ steckt, erkennt Heine erst im Verlauf der Veränderungen des politischen Klimas, und so ist „Atta Troll“ Voraussetzung für das „Wintermärchen“, in dem Heine die Poesie mit den Problemen der Zeit in Einklang bringt.

Die zentrale Frage, um die es im „Atta Troll“ geht und die Heine mit ihm noch nicht lösen konnte, entbehrt nichts an Aktualität.

Politische Literatur sollte sich immer an zwei Maßstäben messen lassen, die doch einer sein sollten: Sie sollte die „richtige Tendenz“ haben, und die schließt nach Benjamin die politische und die literarische ein!

Politische Literatur soll den ganzen Menschen ansprechen: den Skeptiker angesichts der sich verschärfenden politischen Lage, den Kämpfer um den noch so kleinen Fortschritt und den Träumer von großen Zielen.

¹ Fertiggestellt Ende des Jahres 1842, 1843 erstmals in der „Zeitung für die elegante Welt“ veröffentlicht, ein zweites Mal stark überarbeitet im Jahre 1847 als Buch erschienen. Die Buchausgabe wird hier im wesentlichen zugrunde gelegt.

² Zitierweise der Heine-Zitate:

– Heines Werke in fünf Bänden, Weimar/Berlin 1978: 2/85 (2. Band, Seite 85)

– Heine, Sämtliche Schriften, hrsg. von Klaus Briegleb, München 1968: B3/40 (B 3. Band/Seite 40)

³ Wolfgang Preisendanz, H. Heine. Werkstrukturen und Epochenbezüge, München 1973, S. 65

⁴ Hans Kaufmann, H. Heines literaturgeschichtliche Stellung; in: Internationaler Heine-Kongreß Weimar 1972, Weimar 1973, S. 19

⁵ ebd. S. 18

⁶ ders., Politisches Gedicht und klassische Dichtung. H. Heine: Deutschland, Ein Wintermärchen, Berlin 1958, S. 6

⁷ ebd. S. 217

⁸ ders., H. Heine, geistige Entwicklung und künstlerisches Werk, Berlin 1976, S. 60

⁹ Karl Heinz Götze, Besprechungen, in: Argument 118, 1979, S. 892

¹⁰ Rainer Rosenberg, Literaturverhältnisse im deutschen Vormärz, München 1975, S. 171

Irmela Brender Skandalöse Muse, zärtliches Genie: George Sand

„Where do we go from here?“
(Lewis Carroll, Alice in Wonderland)

In den Erfahrungsgruppen der modernen Frauenbewegung gibt es einen Begriff, der heißt *talking bitterness*. Das Berichten und Bereden von erlebtem Leid macht das Verständnis für den gegenwärtigen Zustand erst möglich – Trauerarbeit als Voraussetzung fürs Weitermachen mit mehr Freude. Aber diese Auseinandersetzung mit einer Vergangenheit der Unterdrückung und Entrechtung kann auch einen verhängnisvollen Sog entwickeln. Nicht von ungefähr gehörte die Traurigkeit in den Lasterkatalog der Kirchenväter als müßiges Verharren im Leid, als Versagen vor dem Anspruch.

Das ging mir durch den Kopf, als ich mich nach Frauen in der Vergangenheit umsah, die unbeirrt und allen Umständen zuwider machten, was ihnen wichtig erschien – obwohl oder weil sie Frauen waren. Ich suchte keine Vorbilder, sondern ein paar andere Töne für Zukunftsmusik, ein paar andere Materialien zum Bau von Modellen, falls man die für nötig hält. Ich fand Friederike Caroline Neuber, Annette von Droste-Hülshoff und George Sand – auf den ersten und zweiten Blick eine ungewöhnliche Troika. Aber sie beförderten das Ereignis weiblicher Selbstverwirklichung ohne Programm ein Stückchen weiter, jede auf ihre Art. Für die Neuberin war das Wichtigste das Theater, dem hat sie gelebt, und sie hat es umgestaltet wie in Deutschland keiner sonst. Der Droste war das Dasein Zweck für Dichtung, und die ist von ihr geblieben. George Sand wollte vom Leben mitbekommen, soviel nur möglich ist, und das hat sie geschafft.

Die Texte sollen irgendwann irgendwo als Buch erscheinen, die folgenden Auszüge beschäftigen sich mit Lebensphasen von George Sand.

Die Entstehung von George Sand

Auch in den ereignisreichsten Lebensläufen gibt es Zeiten der Ruhe, fast der Erstarrung, die man im nachhinein als Verpuppungsperioden bezeichnen könnte – zwischen zwei unterschiedlichen Existenzphasen liegt eine träge Pause, in der scheinbar nichts geschieht, in der aber Kräfte gesammelt werden zu einem neuen Anfang. Die Baronin Aurore Dudevant geborene Dupin war eine zunächst schwärmerische junge Ehefrau mit betonter Verliebtheit gewesen. Weil ihr eher schlichter Ehemann Casimir nicht hielt, was sie sich von ihm versprochen hatte, steigerte sie sich in eine platonische Liebe zu dem jungen Staatsanwalt aus Bordeaux, Aurélien de Sèze, die ihren Mann vorübergehend zu mäßigen geistigen Anstrengungen ermunterte – und nun, sie war Mitte zwanzig, geschah offenbar überhaupt nichts in ihrem Leben. Aus finanziellen Gründen war sie gezwungen, auf ihrem Besitz in Nohant zu leben, den ihr Mann nun verwaltete. Sie hatte das Gut in der Landschaft Berry immer geliebt, den Hof mit seinen Akazien und Flieberbäumen, die mit Sand bestreuten Alleen, das bequeme Haus und die Bewohner des Dorfes, aber jetzt, nach

Reisen zu Freunden, nach Aufenthalten in Paris, fand sie es nicht allzu heiter dort. Ihr Sohn Maurice war noch klein und nahm zwar ihre Zeit in Anspruch, aber er zerstreute sie nur. Ihr Mann, der ihre heimliche Verachtung spürte, hatte seine ehrgeizigen Vorsätze begraben und ging nun lieber mit seinem Schwager Hippolyte auf die Jagd oder auf Sauf Touren und stellte dem Gesinde nach. Aus Bordeaux kamen Briefe, die mal ernst, mal scherzhaft klangen, aber selten zärtlich. Aurélien, der platonische Liebhaber, schickte außerdem Bücher und eine Baskenmütze, Aurore häkelte für ihn eine Börse und stickte ihm Hosenträger, das alles sah nach einem recht dürftigen Ende einer großen Leidenschaft aus.

In dieser Zeit malte Candide Blaize ein Porträt von Aurore. Es zeigt sie im rüschenbesetzten Seidenkleid, das schwarze Haar zu modischen Locken gebauscht, den Mund ohne Lächeln geschlossen, die Augen seltsam stumpf. Manche ihrer Biographen erkannten in diesem Gemälde einen Ausdruck von Scheu und Abwehr. Man könnte aber auch sagen, die junge Gutsherrin sieht hier einfach mürrisch aus, zwar hübsch hergerichtet, aber verdrossen wie jemand, der sich durch die Tage nörgelt und nicht weiß, wohin mit seiner Unzufriedenheit.

In ihr Tagebuch schrieb die dreiundzwanzigjährige: „Was tun? Es regnet. Ich spiele hübsche Frau. Ach, was Frau angeht, ist es nicht allzuweit her! Und mit hübsch noch weniger . . .“ Immerhin, sie spielte. Zusammen mit Casimir, der ihre liberalen politischen Ansichten teilte, unterstützte sie den republikanischen Parlamentskandidaten Duris-Dufresne. Um mehr für ihn tun zu können, ließen sich die Dudevants im nahen Städtchen La Châtre nieder, mieteten ein Haus und veranstalteten Gesellschaften. Hier traf Aurore ihre Jugendfreunde wieder, mit denen sie im Mondschein durch die Gegend rannte, Liebespaaren auflauerte, Bürger aus dem Schlaf schreckte oder zum Arbeiterball ging, um dort zu tanzen. Die jungen Leute machten ihr den Hof, und das gefiel ihr. Die Bürger von La Châtre, die sich schon zuvor über ihre Männerkleidung erregt hatten, tadelten ihr herausforderndes Benehmen. Sie legte den Grundstein für ihren schlechten Ruf. Und als sie im September 1828 – sie war 24 Jahre alt – ihre Tochter Solange zur Welt brachte, fragte man sich allenthalben: Wer war der Vater? Am wenigsten kam wohl Ehemann Casimir in Betracht. War es Aurélien de Sèze, der ausgerechnet zu Solanges Geburt und Taufe aus Bordeaux angereist kam? Oder war es Stéphane Ajasson de Grandsagne, mit dem sie einst als junges Mädchen an einem Skelett die menschliche Anatomie studiert hatte? Sie hatte ihn in Paris mehrfach wiedergesehen, er besuchte sie in Nohant, und angeblich nannte sie ihre Tochter manchmal Mademoiselle Stéphane. Trotz aller Bekenntnissucht, trotz allem Drang, die Wahrheit auch dann zu sagen oder zu schreiben, wenn sich kein Mensch dafür interessierte, gab Aurore Dudevant, später George Sand, nie Auskunft über den Erzeuger ihrer später so mißratenen Tochter Solange.

Überhaupt: Aurore – oder George – und die Männer! Daß sie Liebhaber hatte, war bekannt, sie machte nie einen Hehl daraus, doch stets schwor sie, daß es nie zwei oder noch mehr zur gleichen Zeit gewesen seien. Ihre Biographen haben ihr Liebesleben erforscht bis zur Peinlichkeit, und wenn man alle auch nur irgendwo erwähnten Liebschaften und Affären plus die Ehe

zusammenzählt, dann kommt man auf sechzehn. Für einen Mann in ihrer Zeit wäre das keine besondere Zahl gewesen, und nicht erst George Sand, auch schon Aurore Dudevant glaubte, daß Männer und Frauen die gleichen Rechte haben müßten. Außerdem – rund ein Jahrhundert vor ihr hatte Katharina II. von Rußland in vierundvierzig Jahren einundzwanzig Liebhaber gehabt, rund ein Jahrhundert nach ihr, also zu unserer Zeit, gestand eine fleißige Chansonniers das Doppelte, und das alles deutet darauf hin, daß Frauen ebenso vielfältig lieben können wie Männer – wenn sie sich nur trauen. Vielfältig, wohlgemerkt, und vielzählig nur als Folge davon – denn mal liebt man einen Geist, mal einen Körper, mal sind die Sinne im Spiel, mal der Instinkt für das eigene Gute, mal Bewunderung, mal Beschützergefühle, und darum ist jede Liebe eine andere und erste, und keine ein Betrug.

Warum Aurore Dudevant sich zwei Jahre nach der Geburt ihrer Tochter Solange mit 26 Jahren in den neunzehnjährigen Jules Sandeau verliebte, ist leicht zu verstehen. Sie langweilte sich in der Provinz, er kam aus der Hauptstadt Paris. Sie erstickte am stumpfsinnigen Alltag, er hatte exaltierte Träumereien. Sie hatte einen starken Charakter, der sich nicht unterwerfen wollte, er einen schwachen, der eine Beschützerin suchte. Sie strotzte, trotz mancher Beschwerden, die man heute psychosomatisch nennen würde, vor Gesundheit, er war zart und kränklich. Sie war fasziniert von dem blonden Milchbart, er von der dunklen schönen Schloßherrin. Und so saßen sie eines Tages auf einer Bank in einem hübschen kleinen Gehölz im Park von Nohant – Freunde hatten Jules Sandeau in den Ferien mit ins Berry gebracht – und gestanden einander ihre Liebe. „Dort“, schrieb Aurore in einem Brief, „offenbarten sich unsre Herzen laut einander. Dort begegneten sich unsere Hände zum ersten Male.“ Noch genügte es für ihr Entzücken, wenn sie sein rotes Hutband sah, noch war er glücklich über ihren Schal auf der Bank, aber Aurore hatte nun genug von den „Chimären der platonischen Liebe“ und entschloß sich, den Minderjährigen zu verführen. Die beiden waren nicht vorsichtig. Sie trafen sich in einem Pavillon in Nohant oder auch in den Wäldern, während ihre Freunde aufpaßten. Die Muse der Unterpräfektur und der kleine Jules setzten sich über alle Tabus hinweg und schockierten damit zwar die braven Leute in La Châtre, doch sie befanden sich ganz im Einklang mit dem Zeitgeist, der die Leidenschaft und die Tollheit vergötterte. Als die Ferien zu Ende gingen, kehrten Aurores Freunde und auch der kleine Jules nach Paris zurück. Aurore schrieb ihnen, wie sehr sie sich langweilte, bloß zur Zerstreuung und zum Zeitvertreib habe sie sich ein Fieber und einen gehörigen Rheumatismus zugelegt, es geschehe einfach nichts in Nohant – aber da geschah doch etwas. In Casimirs Schreibtisch entdeckte die Herrin von Nohant ein an sie adressiertes Päckchen, öffnete es und las das Testament ihres Mannes. Einem ihrer Freunde schrieb sie, was es enthielt: „Verwünschungen, weiter nichts! Er hatte darin alle seine Anwandlungen von Mißgelauntheit und Zorn gegen mich zusammengetragen, alle seine Gedanken über meine Perversität, alle Gefühle der Verachtung wegen meines Charakters. Diese Lektüre hat mich endlich aus dem Schlaf gerissen. Mein Entschluß ist gefaßt, und ich kann sagen: unwiderruflich gefaßt.“ Sie teilte ihn Casimir sofort mit: Sechs Monate wolle sie künftig jährlich in Paris leben, sechs Monate in Nohant,

außerdem verlange sie dreitausend Franken Pension, dann sei sie bereit, den Schein einer Ehe aufrechtzuerhalten. Casimir willigte ein. Für Maurice wurde ein Hauslehrer in Nohant engagiert, Solange wollte Aurore mit nach Paris nehmen, sobald sie dort Fuß gefaßt hatte.

Natürlich fuhr Aurore zu Jules Sandeau. Zuerst lebten sie in der Wohnung von Aurores Bruder Hippolyte, dann fand sie eine Mansarde am Quai St. Michel, wo sie notfalls auch den Geliebten verstecken konnte, wenn der Ehemann zu Besuch kam. Ihre dreitausend Franken reichten nicht weit, vor allem hatte sie in dem schmutzigen Pariser Winter bald Kleiderprobleme und bat ihre Mutter um Rat: „Wie ist es möglich, sich in diesem fürchterlichen Klima eine nur einigermaßen anständige Toilette zu bewahren, ohne wenigstens sechs Tage in der Woche im Hause zu bleiben?“ Ihre Mutter empfahl ihr, Männerkleidung zu tragen, wie sie selbst in ihrer Jugend es getan habe. Dann könne sie überall hin zu Fuß gehen und im Theater, wo Frauen damals nur auf dem Balkon und in den Logen saßen, auch die billigen Plätze nehmen. Also kleidete sich Aurore zum zweiten Mal in ihrem Leben wie ein Mann, und genau wie damals als junges Mädchen in Nohant tat sie es aus praktischen Erwägungen. Sie nähte sich einen langen Überrock aus grauem Tuch, eine sogenannte Redingote, dazu trug sie Hose und Weste aus dem gleichen Material, einen grauen Hut und eine dicke wollene Halsbinde und sah aus wie ein Student im ersten Semester. Zuerst wollte Aurore ihre Einkünfte durch Malen aufbessern, aber damit hatte sie keinen Erfolg. Aus Nohant hatte sie ein Romanmanuskript mitgebracht, *Aimée*, für das sie vergeblich einen Verleger suchte. Doch bei diesen Bemühungen traf sie Henri de Latouche, einen Gelehrten, Schriftsteller und Journalisten, der damals gerade ein kleines satirisches Blatt erworben hatte, den „Figaro“. Er bot ihr dort eine Mitarbeit an, und Aurore schrieb Artikel und Glossen für zwölfteufel Franken im Monat. Gemeinsam mit Jules Sandeau schrieb sie den Roman „Rose et Blanche“, der unter dem Pseudonym J. Sand erschien und Erfolg hatte. Aurore äußerte sich dazu sehr bescheiden. „Ich bin Jules' wegen entzückt“, schrieb sie. „Das beweist uns, daß er Erfolg haben kann. Ich habe mich entschlossen, ihn an meinen Arbeiten teilnehmen zu lassen oder mich an den seinigen zu beteiligen, ganz wie Sie wollen. Soviel steht fest, daß er mir seinen Namen leiht, denn ich will nicht hervortreten, und ihm lasse ich meine Hilfe angedeihen, wenn er ihrer bedarf.“ Das war 1831, Aurore war siebenundzwanzig Jahre alt, und obwohl sie schon immer geschrieben hatte – Tagebücher, Briefe, Romanversuche –, entdeckte sie jetzt zum ersten Mal die Lust an der Arbeit des Schreibens. Von diesem Moment an betrieb sie die Literatur nicht wie eine Dilettantin, die im Vertrauen auf die Inspiration und aus Freude am Zusammenfügen schöner Worte spielerisch zur Feder greift, sondern wie eine harte Professionelle. Sie mußte Geld verdienen, und sie tat es mit dem ihrer Talente, das am besten dazu geeignet war. Sie unterwarf sich den rauen Gesetzen der Lohnschreiberei im „Figaro“, und nachdem ein Roman Erfolg gehabt hatte, begann sie unverzüglich mit dem zweiten. Die Arbeit wurde ihr zu einer natürlichen Funktion, aber sie war doch auch mehr. An einen Freund schrieb sie in jenem ersten Jahr ihres Berufslebens: „Ich bin mehr denn je entschlossen, die literarische Laufbahn einzuschlagen. Trotz der Widerwärtigkeiten, denen ich dabei manchmal begegne, trotz der Tage, an

denen ich vor Trägheit und Müdigkeit meine Arbeit unterbrechen muß, und trotz des mehr als bescheidenen Lebens, das ich hier führe, fühle ich, daß mein Leben nunmehr ausgefüllt ist. Ich habe ein Ziel, eine Aufgabe, ja, sagen wir das Wort: eine Leidenschaft. Der Beruf des Schreibens ist eine glühende, fast unzerstörbare Leidenschaft. Wenn sie sich eines armen Kopfes bemächtigt hat, kann er davon nicht mehr los . . .“

Das traf auf Aurore zu, nicht aber auf Jules Sandeau. Er war faul. Sie mußte ihn mit Gewalt zum Arbeiten antreiben, und das tat sie nur so lange gern, wie sie in ihn verliebt war. Im Herbst schrieben die beiden einen zweiten gemeinsamen Roman, „Nonne und Schauspielerin“, der in fünf Bänden erscheinen sollte. Aurore arbeitete die Nächte durch und sandte ihren Freunden Erfolgsmeldungen: „Es ist sechs Uhr in der Frühe, ich arbeite seit sieben Uhr abends. In fünf Nächten habe ich einen Band zusammengeschrieben.“ Nun waren die Romanbände damals nicht so dick wie die Bestseller von heute, doch zwanzig Manuskriptseiten pro Tag oder besser pro Nacht waren Aurores normale Arbeitsleistung. Damit konnte Jules Sandeau nicht Schritt halten.

Für „Nonne und Schauspielerin“ schrieb er nicht viel mehr als ein paar schlüpfrige Szenen, die der Verleger gewünscht hatte, und danach kehrte er krank von Nohant nach Paris zurück. Aurore besuchte ihn zwar und äußerte Gewissensbisse, das Feuer ihrer Liebe könne ihn krank gemacht haben, doch dann fuhr sie wieder nach Nohant und arbeitete weiter, diesmal allein, an einem dritten Roman. Sie gab ihm den Titel „Indiana“, und als Jules Sandeau das Manuskript las, mußte er zugeben, daß es besser und seriöser war als alles, was er sich zu schreiben zutraute. Er lehnte es ab, ein Werk, an dem er nicht mitgearbeitet hatte, mit seinem Namen zu zeichnen. Der Verleger aber wollte auf den Autoren-Namen Sand nicht verzichten, der ja bereits einiges Renommée hatte.

Ein Freund wurde zu Rat gezogen, und der schlug einen Kompromiß vor: Aurore sollte den Nachnamen Sand beibehalten und einen Vornamen hinzufügen, der ihr allein gehörte. Schnell und ohne Bedenken verfiel sie auf George. So war George Sand entstanden, und der Name war bald mehr als ein literarisches Pseudonym – er wurde die Bezeichnung für einen Menschen, der tatsächlich mit der Baronin Aurore Dudevant geborene Dupin nicht mehr viel zu tun hatte. Bald nannten auch ihre Freunde sie nicht mehr Aurore, sondern George, und sie selbst gewöhnte sich daran, George Sand zu sein.

Die Schloßherrin und der Revolutionär

Wer sich mit dem Leben von George Sand befaßt, kommt um ihre Geliebten nicht herum. Ihre Namen reihen sich bald im Kopf wie die der römischen Cäsaren oder der Kaiser deutscher Nation: Stéphane Ajasson de Grandsagne, Aurélien de Sèze, Jules Sandeau, Prosper Mérimée, Alfred de Musset, Pietro Pagello. . .

Manche kann man vergessen. Sie waren nichts als Gefährten aus einer Laune heraus oder aber verliebte Freunde, mit denen sie sich kurz liierte aus Eitelkeit oder Zärtlichkeit, wer mag das wissen. Andere aber trugen wesentlich zu der Lebensgeschichte von George Sand bei oder sie zu der ihren, und hier stellt sich die Frage: Was interessiert uns eigentlich heute noch an dieser Frau aus dem

neunzehnten Jahrhundert – ihr Leben, oder das, was sie schrieb?

Ihre jüngste Biographin, die Französin Francine Mallet, vertritt hier einen klaren Standpunkt. In ihrem 1976 in Frankreich erschienenen Buch „George Sand“, das in der deutschen Ausgabe nach einem Zitat von André Maurois „Die Muse der Republik“ heißt, schreibt sie: „George Sand, diese bedeutende Schriftstellerin, auf eine bloße Persönlichkeit zu reduzieren, ist sehr ungerecht, und es scheint mir dumm, wenn man ihre Geschichte auf ein paar Liebschaften beschränken will.“ Aber da muß man doch fragen, wie bedeutend diese Schriftstellerin George Sand war oder ist. Wer zwanzig Seiten am Tag ausstößt, ist allenfalls fleißig. Wer mit seinen Romanen bei den Zeitgenossen Erfolg hat, beweist damit, daß er denkt oder besser: fühlt wie die meisten von ihnen, und das ist kaum ein ästhetisches Kriterium. Zur selben Zeit wie sie schrieben in Frankreich Stendhal, Balzac, Flaubert, Musset, Dumas père und Victor Hugo, und jeder von diesen ist, aus der Entfernung von heute gesehen, innerhalb seines Genres bedeutender als sie.

In ihren Romanen gibt es Sätze, die man heute nur noch mit Schauern lesen kann. Ein Beispiel aus „Isidora“, keinem ihrer besten Bücher, an dem sich gerade deshalb die Routine im Umgang mit schmückenden Beiwörtern und banalen Bildern ablesen läßt: „Wir würden es vergeblich versuchen“, heißt es da, „den Ausdruck seiner Physiognomie zu schildern, die gewöhnlich so stolz ruhig, so überzeugungsmächtig war, wenn sie die verborgenen Stürme enthüllte, oder den Ton seiner Stimme, die fast erloschen im interesselosen Gespräch, biegsam, kurz, eindringlich, herzergreifend war, wenn er sich der Verzweiflung und der Liebe hingab.“ Schon dieses Stilbeispiel zeigt, daß ihr mehr an einer effektvollen Sprache gelegen war als an einer aufrichtigen. Zur Aufrichtigkeit, die letzten Endes stilbildend ist, hatte George Sand ein gebrochenes Verhältnis. Ihr ehrlichstes Buch, den Roman „Lélia“, bearbeitete sie später ausgiebig, und selbst zu dieser gereinigten Fassung wollte sie sich im Alter nicht mehr bekennen. Etwas anderes war es mit ihren mehr journalistischen Schriften, den „Briefen eines Reisenden“ zum Beispiel oder auch der Geschichte ihres Lebens. Da zeigte sie sich als geistvolle Beobachterin, als ironische und kluge Kommentatorin der Wirklichkeit, und das hat noch heute Bestand. Aber immer dann, wenn sie Erlebtes oder Beobachtetes durch den Filter des mitteilbaren Gefühls goß und es mit Handlung und Botschaft anreicherte, wurde eine Mischung daraus, der man das Prädikat „bedeutend“ versagen muß. Wenn Nietzsche sie als „Schreibekuh“ bezeichnete und Musset sie den „Typus der gebildeten Amsel“ nannte, dann hatte das schon seine Gründe. Übrigens war die Sand selbst frei von übersteigertem literarischem Ehrgeiz, gewisse große Themen wagte sie nicht aufzugreifen, weil sie sich für unwürdig hielt, und an einen Freund schrieb sie: „Nur ein Dichter zu sein, bedeutet nichts; man muß vor allem Mensch sein.“ Als Mensch aber war sie außerordentlich. Sie bewies mit ihrem Leben, daß eine Frau gleichzeitig Geliebte und Mutter sein kann, daß es ihr möglich ist, sich sozial zu engagieren, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und schöpferisch tätig zu sein – das alles zu einer Zeit, die einer solchen weiblichen Vielseitigkeit durchaus nicht günstig war. Heinrich Heine, ihr Gast und Bewunderer, fand ein Wortspiel für sie, das nur scheinbar boshaft ist: Er nannte sie eine *Emancimatrice*, eine unübersetz-

bare Verbindung von emanzipiert und Gebärmutter.

Als Emanzipierte verlangte sie für die Frauen nicht etwa das Stimm- und Wahlrecht, sondern die Gleichheit vor dem Gesetz und in der Liebe. Über die Situation der Frauen schrieb sie: „Man mißhandelt sie; man wirft ihnen die Idiotie vor, in die man sie versenkt; man verachtet ihre Unwissenheit, man spottet über ihr Wissen. In der Liebe behandelt man sie wie Kurtisanen, in der Ehe wie Dienerinnen. Man liebt sie nicht, sondern bedient sich ihrer, beutet sie aus und hofft so, sie dem Treuegesetz zu unterwerfen.“ Dieses eheliche Treuegesetz galt ihr nichts.

In ihren Augen war nicht die Frau schuldig, die ihre Geliebten wechselte. Sündig war es vielmehr, sich jemandem hinzugeben, den man nicht liebte, selbst wenn es der Ehemann wäre.

Öffentliche Funktionen wünschte sie nicht für die Frauen, sie hielt sie für unvereinbar mit den Pflichten der Mutterschaft. Und hier kommt der zweite Bestandteil von *Emancimatrice* ins Spiel. „Das Herz der Frau“, schrieb George Sand, „wird die Zufluchtsstätte der Liebe, der Hingabe, der Geduld und des Erbarmens bleiben.“

Hingebend, geduldig und erbarmend lieben letzten Endes die idealen Mütter, und so liebte auch George Sand bei aller als skandalös erachteten Selbstbestimmung in der Auswahl ihrer Objekte. Musset hatte sie erobert, als er ihr schrieb: „Ich liebe Sie wie ein Kind.“ Er war jünger als sie, physisch und psychisch schwächer, er gab ihr das Gefühl, gebraucht zu werden. Genauso war es mit allen ihren anderen Liebhabern – bis auf eine Ausnahme, die in der Lebensgeschichte dieser Frau vor allem deshalb so betörend und geradezu erfrischend wirkt, weil sie der Sand wenigstens zeitweilig den Nimbus der mütterlich sich verströmenden Liebenden nimmt.

Diese Ausnahme war Louis Chrysostome Michel, genannt Michel de Bourges nach seinem Wohnort. Die Sand lernte ihn kurz nach ihrem Bruch mit Musset kennen, sie war einunddreißig Jahre alt, er achtunddreißig. Ihre Freunde aus dem Berry machten sie mit ihm bekannt, weil sie einen Anwalt für ihre noch immer nicht geregelte Scheidung von Casimir Dudevant brauchte. Michel de Bourges, Sohn eines armen Holzfällers, sah aus wie ein gebeugter Greis, kahlköpfig, mit einem seltsam beuligen Schädel, den er aus Furcht vor Erkältungen mit drei Tüchern umknotete. Zu diesem phantastischen Kopfputz trug er einen unförmigen Überrock und plumpe Stiefel, aber ein immer frisches weißes Hemd. Er war kränklich und mit einer reichen Frau verheiratet, vor der er sich fürchtete. Nach Aussage eines Zeitgenossen klang seine Stimme hohl, und er hatte etwas Grobes und Primitives an sich. Was faszinierte George Sand, die gerade noch behauptet hatte, sie sei zu alt für die Liebe, an diesem Menschen?

Nun, er hatte die Gabe der Beredsamkeit, er war ein Revolutionär, und er forderte sie heraus.

Die Schloßherrin von Nohant fühlte sich als Republikanerin, durch ihre Abstammung mütterlicherseits hielt sie sich für volksverbunden, sie hatte ein Gerechtigkeitsempfinden und sah die Mängel der Gesellschaft. Michel de Bourges aber war gerade ein Anhänger von Babeuf geworden, der mit Gewalt der Ungleichheit ein Ende machen und eine kommunistische Richtung durch-

setzen wollte. Wenn George Sand von Liebe und Gerechtigkeit sprach, setzte Michel die Macht dagegen und spottete, daß sie ihre Kräfte an Liebesromane verschwende. Er nannte sie „Dummkopf“ und zeigte sich als geistiger Tyrann. Das war für sie eine neue Erfahrung, die ihr politisches Denken zwar nicht grundlegend veränderte – sie sehnte sich stets nach einer etwas naiven Mischung aus Christentum und Sozialismus zum Heil der Welt –, ihm aber doch ein paar neue Anstöße gab. Sie wurde keine Prophetin von Michels Lehre, doch so etwas wie ein Soldat im Dienst der guten Sache. „Ich bin nur dazu geeignet“, schrieb sie, „brav und getreu einen Befehl auszuführen. Ich kann handeln, nicht aber Entschlüsse fassen, denn ich weiß nichts und bin in allem unschlüssig . . . Vorwärts also, mögen auch die Farben Ihres Banners sein, wie sie wollen, wenn nur Ihre Phalangen sich stets der republikanischen Zukunft entgegenbewegen. Ich bin nur ein armes Soldatenkind, nehmen Sie mich mit.“ So spricht nicht gerade eine Muse der Revolution, eher eine klarsichtige Mitläuferin, die ihre Grenzen kennt.

Michel plädierte leidenschaftlich im Scheidungsprozeß seiner Geliebten, und nachdem viel schmutzige Wäsche gewaschen worden war, kam es endlich auch zu einer Regelung: Casimir Dudevant bekam das Sorgerecht für den Sohn Maurice und die Nutznießung aus dem Pariser Stadthaus, George Sand behielt die Tochter Solange und das Gut Nohant, das damals neuntausendvierhundert Franken im Jahr einbrachte. Während der Prozeß noch lief, fing Michel de Bourges schon an, sich von seiner Geliebten und Mandantin zurückzuziehen. George Sand wehrte sich in Briefen, mit denen sie allen widersprach, die sie im Zusammenhang mit ihrem Roman „Lélia“ frigide genannt hatten. Jetzt beschrieb sie glühende Nächte, besang den „abgöttisch geliebten Körper“ ihres Freundes, den „so manche Male erschöpften und von unserer Liebeswut schmerzenden und so oft durch meine Lippen, meine Haare, meinen Atem geheilten und wiederbelebten Körper.“ Wenn Michel sie wissen ließ, daß er ein paar Stunden Zeit für sie habe, galoppierte sie in der Nacht von Nohant nach La Châtre oder Châteauroux, schrieb ihm nach der Heimkehr weitere zärtliche Briefe und bettelte um das nächste Stelldichein. In einem dieser Briefe beklagte sie sich über Müdigkeit, Kälte und Hunger ohne Appetit und fuhr fort: „Nun, erscheine, mein Geliebter, und ich werde schön und jung sein, weil ich in deinen Eisenarmen vor Freude hüpfen werde. Komm, komm, und mir wird Kraft, Gesundheit, Jugend, Heiterkeit und Hoffnung verliehen sein . . . Lieben oder Sterben, für mich gibt es keinen Mittelweg.“

Aber Michel kam nicht, er beklagte sich vielmehr, daß sie seinen ehelichen Frieden und seine Arbeitsruhe störe, und so fand schließlich auch George Sand den Mittelweg zwischen Lieben und Sterben, zu dem am ehesten noch der Stolz führt. Als Michel wieder einmal eine Zusammenkunft vorschlug, schrieb sie ihm, es sei ihr zu heiß zum Reisen, sie werde warten, bis er die Zeit aufbringe, sie zu besuchen. Rund zwei Jahre hatte die leidenschaftliche Beziehung gedauert, und George Sand hatte in dieser Zeit manche Demütigung von ihrem Revolutionär einstecken müssen. Sie wußte sich dagegen kaum zu wehren. Zwar soll sie zwischendurch eine halbherzige Affäre mit einem anderen gehabt haben, doch Michel gegenüber zeigte sie sich nie kokett, nie versuchte sie, die sogenannten Waffen einer Frau einzusetzen – vermutlich verfügte sie darüber

noch nicht einmal. Statt dessen schrieb sie ihm von einer Reise wiederholt, wie sehr sie unter ihrer Keuschheit leide, sie habe aufregende Träume, und das Blut steige ihr zu Kopf. In einem anderen Brief beklagt sie sich darüber, daß er ein Rendez-vous bei ihrer Rückkehr nicht eingehalten habe, und da heißt es dann: „Als ich hier ankomme, erschöpft und mißgelaunt, erstickend vor Tugend, wie ich Ihnen gestehen muß, und nicht wissend, wo ich diesen Schwung und diese Glut, die die Schweiz in mein Blut gebracht hat, verschwenden soll, da finde ich von Ihnen einen Brief vor, wie ihn höchstens ein alter Bankier an ein von ihm ausgehaltenes Frauenzimmer schreiben würde. Daß ein Mann wie Sie eine Frau wie mich so ansieht und so behandelt, ist zum Erbarmen.“

So unaufrichtig George Sand an anderer Stelle war, in ihren Romanen und in wohlüberlegten Briefen, in denen es ihr darauf ankam, sich in gutem Licht zu zeigen – in den spontanen, kummervollen und wütenden Briefen an Michel de Bourges war sie offen bis zur Schutzlosigkeit, und Michel machte bösen Gebrauch davon. Er zeigte sich launisch, er versagte sich ihr, und letzten Endes verließ er sie, auch wenn es so schien, als habe sie den Schlußstrich gezogen. Nun widerfuhr ihr das gleiche, was sie Sandeau, Musset, Pagello und den anderen zugefügt hatte. In ihrem intimen Tagebuch zog sie daraus einen selbstironischen Schluß: „Die Frau“, heißt es da, „hat nur ein Mittel, sich ihr Joch zu erleichtern und sich ihren Tyrannen zu bewahren, wenn ihr Tyrann ihr notwendig ist: indem sie ihn in gemeiner Weise umschmeichelt. Sie muß sich ihm schon zu Füßen werfen und ihm sagen: Du bist groß, erhaben, unvergleichlich. Du bist vollkommener als Gott! Dein Antlitz leuchtet, dein Fuß träufelt Ambrosia, du hast kein Laster, wohl aber alle Tugenden . . .“

Das ist sehr einfach argumentiert, und es fragt sich, ob Michel, der Revolutionär mit dem kalteempfindlichen Kopf, auf solche Schmeicheleien hereingefallen wäre. Es zeigt jedoch, daß George Sand die Liebe als ein Herrschaftsverhältnis sah und daß sie das eingestand in diesem besonderen Fall, in dem sie die Unterlegene gewesen war. Jeder aber weiß, daß kaum einer herrschsüchtiger liebt als die Mütter.

Die Romantikerin und die Revolution

George Sand und die Revolution – über dieses Thema erhitzte sich die Nachwelt mindestens ebenso wie Sands Zeitgenossen über die Frage, ob sie und der Arzt Pagello am Krankenbett von Alfred de Musset tatsächlich aus einer Teetasse getrunken haben. War die Schloßherrin von Nohant eine politische Naive oder eine Muse der Revolution? War sie Kommunistin oder Opportunistin? War sie Dilletantin oder Prophetin? Selbst ihre eigenen Äußerungen lassen keine eindeutigen Schlüsse zu.

„Ich gehöre zum Volke“, erklärte sie, „durch das Blut ebensowohl wie durch das Herz . . . Ich bin kein Eindringling im Volke.“ Und das stimmte – wenigstens zum Teil. Durch ihre Mutter, die Vogelhändlerstochter, gehörte sie ebenso zum Volk, wie sie durch ihren Vater, den Enkel des Grafen von Sachsen, mit der Aristokratie verbunden war. Sie hatte als kleines Mädchen mit den Bauernkindern von Nohant gespielt, doch später war sie mit den Töchtern der Vornehmen und der Reichen in die Klosterschule gegangen. Sie hatte ihr Herz dem Revolutionär Michel de Bourges geschenkt, aber auch dem

aristokratisch denkenden Frédéric Chopin. Sie unterstützte Leute aus dem Volk – etwa die Arbeiterdichter, die sie durch Michel de Bourges kennengelernt hatte –, aber sie war und blieb die vermögende Gutsbesitzerin. Und sie fand Argumente, die durch Scharfsinn und Naivität verblüffen, um die Widersprüche zu entkräften. So schrieb sie: „Mir ist Grundeigentum verhaßt. Mein Herz hängt höchstens am Haus und am Garten. Feld, Wiesen, Heideland und alles, was flach ist, ist mir ein Greuel, vor allem, wenn dieses Flache mir gehört und ich mir sage, daß ich, weil es mir gehört, gezwungen bin, es zu behüten, mit einem Stacheldrahtzaun zu umgeben und die Herde des Armen davon zu vertreiben, falls ich meinerseits nicht arm werden will, was in gewissen Situationen unweigerlich die Zerrüttung der Ehre und die Vernachlässigung der Pflicht nach sich zieht.“ Sie war es in der Tat, die 1840 in ihrem Roman „Le Compagnon du tour de France“ den Begriff Kommunismus in die Literatur eingeführt hatte, doch sie hatte sozusagen ihren Privatkommunismus, den sie so begriff: „Ich bin Kommunistin, wie man im Jahr 50 unserer Zeitrechnung Christin war. Der Kommunismus ist für mich das Ideal des gesellschaftlichen Fortschritts, die Religion, die in einigen Jahrhunderten herrschen wird. Ich kann mich an keine aktuellen Formen des Kommunismus anschließen, weil sie alle ziemlich diktatorisch sind . . . denn eine Religion wird sich niemals mit Gewalt durchsetzen.“

Heute würde man sagen, George Sand war „links“, ein Begriff, den man übrigens auch damals schon verstand, denn die Parteienbezeichnung der „Linken“ und „Rechten“ nach den Sitzplätzen in der Abgeordnetenkammer entstand in Frankreich bereits 1816. George Sand war „links“ auf eine instinktive, vage, idealistische und romantische Weise. In die Praxis unserer Zeit übersetzt, könnte man sie sich vorstellen als Verfasserin von Resolutionen, aber nicht als Demonstrantin; als Rednerin auf einem linken Festival, aber nicht auf dem mühsamen Marsch durch die Institutionen; und schon gar nicht als Theoretikerin bei Arbeitsdiskussionen. – In den Monaten vor der Februar-Revolution 1848 hatte ihr Privatleben sie mehr beschäftigt als die Politik. Die Schwierigkeiten mit ihrer Tochter Solange Clésinger, die Trennung von Chopin, die Verheiratung ihrer Adoptivtochter Augustine mit einem aus Polen stammenden Zeichenlehrer, Arbeit und Krankheit beherrschten ihr Leben in Nohant. Sie haßte den sogenannten Bürgerkönig Louis Philippe, aber den Streit um die Wahlreform, der schließlich seinen Sturz herbeiführte, betrachtete sie als eine Intrige zwischen stürzenden und kommenden Ministern, in die sich das Volk nicht einmischen werde. Als die Revolution begann, war ihr Sohn Maurice in Paris, der Maler Delacroix schrieb ihr, er sei wie trunken vor Begeisterung, und aus Sorge um ihn fuhr sie in die Hauptstadt. Dort waren nun ihre Freunde an der Macht, Lamartine, Louis Blanc, linke Intellektuelle. Die Proletarier huldigten ihnen, und George Sand fand diese Demonstrationen schön, schlicht und rührend. An ihre Pflgetochter schrieb sie: „Es war wunderbar. Das Volk von Paris steht unter den Völkern der Welt oben!“ George Sand ließ sich von der allgemeinen Begeisterung anstecken und nutzte ihre Beziehungen. Sie erhielt einen Dauerpassierschein, der ihr Zutritt bei den Mitgliedern der provisorischen Regierung verschaffte. Ihre Freunde in La Châtre und in Châteauroux ließ sie zu Kommissaren der Republik ernennen,

ihren Sohn Maurice zum Bürgermeister von Nohant, sie selbst wurde beauftragt, das Bulletin der Republik zu redigieren. An ihren Sohn schrieb sie im März 1848: „Ich stecke jetzt tief in der Arbeit drin wie ein Staatsmann. Heute habe ich zwei Regierungserlasse verfaßt: einen für den Minister für das Unterrichtswesen, den anderen für den Innenminister. Mich amüsiert dabei, daß dies alles: *An die Bürgermeister* gerichtet ist und du auf dem Dienstwege Anweisungen deiner Mutter bekommen wirst. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Von allen Seiten ruft man nach mir. Ich fühle mich in meinem Element.“ Und so verfaßte sie ein Bulletin nach dem anderen mit dem Ziel, ihre Leser bei den bevorstehenden Wahlen zur Unterstützung der revolutionären Kandidaten zu veranlassen. Dabei ließ sie sich auch zu Sätzen hinreißen, die weder von politischer Klugheit noch von demokratischer Integrität zeugten: „Das Ideal des Begriffs der Souveränität aller ist nicht die Mehrheit, sondern die Einstimmigkeit“, hieß es da in einem Bulletin. „Es gibt Stunden, da im Angesicht des Himmels die Einstimmigkeit erreicht wird und vor ihr die Mehrheit nicht mehr zählt.“ Und in der sechzehnten Nummer des Bulletins rief sie sogar zum Aufruhr auf, als sie schrieb: „Wenn die Wahlen der sozialen Wahrheit nicht zum Siege verhelfen, wenn sie ein der vertrauensvollen Loyalität des Volkes entrissener Ausdruck der Interessen einer Klasse sind, dann werden die Wahlen, die das Heil der Republik sein sollen, zweifellos deren Untergang herbeiführen. Dann würde es für das Volk nur eine Rettungsmöglichkeit geben: es müßte ein zweites Mal seinem Willen Ausdruck verleihen und die Entscheidungen einer falschen Nationalvertretung aussetzen.“ Das waren nicht die Worte eines klugen politischen Geistes, hier wurde die Feder allein geführt von der spontanen Begeisterung für die Sache des Volkes – *La Cause du Peuple*, wie übrigens auch eine kurzlebige politische Zeitschrift der Sand aus jener Zeit hieß. George Sand sah Frankreich gespalten in bürgerliche Republikaner, denen sich die Monarchisten angeschlossen hatten und in sozialistische Republikaner, zu denen sie sich zählte. Einen Tag nach dem Erscheinen ihres aufrührerischen Bulletins forderten die Sozialisten bei einer großen Demonstration den Sturz der bürgerlichen Republikaner, doch die Nationalgarde, dazu das Bürgertum und die Bevölkerung der Vorstädte stellten sich ihnen entgegen mit dem Ruf: „Es lebe die Republik – nieder mit den Kommunisten!“ Die Wahlen am 23. April endeten mit dem gleichen Tenor. Die Massen im ganzen Lande wählten bürgerlich konservativ, und nun vertrat George Sand in ihren Zeitungsartikeln eine Taktik des Ausgleichens, indem sie versuchte, sowohl die Sozialisten wie die Bourgeoisie zu beruhigen. Man darf ihren Einfluß hier wie im 16. Bulletin nicht überbewerten – ihre Stimme war nur eine unter vielen, und sie war letzten Endes nur die einer Leitartiklerin, nicht die eines politischen Führers. Am 15. Mai kam es bei einer Kundgebung für die unterdrückten Polen wieder zu einem Sturm radikaler Sozialisten auf die Nationalversammlung, der wieder an der Nationalgarde scheiterte. Die Anführer wurden verhaftet, und weil sie George Sands Freunde waren, hielt auch sie sich für gefährdet. Sie verbrannte ihre politischen Papiere und blieb noch zwei Tage lang in Paris, um nicht den Anschein zu erwecken, sie wolle sich einer Verhaftung entziehen. Aber niemand behelligte sie, und so reiste sie am 17. Mai nach Nohant mit dem Bewußtsein, daß die Sache des Volkes – für den

Augenblick zumindest – verloren sei. „Es gibt keine Doktrin, die zu neu oder zu kühn sein könnte“, schrieb sie, „doch mit der Tat darf man nicht spielen. Das Volk ist noch nicht reif, und wenn wir es zu sehr aufstacheln, werfen wir es zurück.“ Hier tritt das zutage, was auch eine Bewunderin der Sand wie Simone de Beauvoir kritisiert, wenn sie schreibt: „Was ich ihr am wenigsten verzeihe, ist die systematische Fälschung der Stimme ihres Innern, durch die sie ihr jeweiliges Verhalten zu einem erbaulichen Beispiel aufzuschönen versteht. Hier tritt bei ihr eine so grundlegende Verlogenheit zutage, daß mir sogar die Haltung verdächtig ist, zu der sie sich 1848 bekennt.“

Wozu eigentlich hat sich die sogenannte Muse der Revolution 1848 bekannt? Zuerst zum Sozialismus. Dann zum Ausgleich. Und schließlich, nach der Niederschlagung des Arbeiteraufstands im Juni 1848 in einem Brief an den verhafteten Revolutionär Barbés, nur noch zum Zuschauen. „Man sagt“, heißt es da, „ich sei ‚Komplizin‘ von irgendwas gewesen. Ich wußte nicht wovon. Ich hatte weder die Ehre noch das Verdienst, etwas für die Sache getan zu haben. Ich wußte nichts, ich verstand nichts von dem, was vorging, ich war da als Neugierige, als Erstaunte, als Beunruhigte. Es war durch die Gesetze der Republik noch nicht verboten, zu einer Zuschauergruppe zu gehören.“ Zugegeben, sie wußte, daß dieser Brief die Zensur passieren würde. Dennoch ist der Gesinnungswandel im Laufe von nur drei Monaten höchst befremdlich, und wenn man danach liest, was sie im September des gleichen Jahres an einen Freund schrieb, fühlt man sich erheitert: „Man müßte den augenblicklichen Notwendigkeiten der Zeit Konzessionen machen, und dazu fühle ich mich nicht fähig.“ Das ist zuviel Bescheidenheit! Es läßt sich nicht bestreiten, daß sie hilfsbereit war und viele Bittgesuche für ihre sozialistischen Freunde unternahm, beim Präsidenten, beim Innenminister und bei den Präfekten. Manchen verhalf sie ins Exil, anderen besorgte sie Geld zum Verlassen des Landes, für wieder andere erreichte sie die Begnadigung, die in mindestens zwei Fällen von den Verurteilten abgelehnt wurde. Nachdem sie zuerst ihren Einfluß bei Louis-Napoléon genutzt hatte, brach sie jeden Kontakt zu ihm ab, nachdem er sich zum Kaiser proklamieren ließ. Auch die Pensionen und Ehrungen des zweiten Kaiserreichs wies sie zurück. Doch das war wieder eine emotionale Haltung und keine politische. George Sand erlebte noch einen Volksaufstand, die Pariser Commune im Frühjahr 1871, diesmal allerdings aus sicherer Entfernung in Nohant und Mittelfrankreich. Und nun machte sie eine totale Kehrtwendung: Sie, die in ihren Bulletins 1848 über Einstimmigkeit und Mehrheit polemisiert hatte und die soziale Wahrheit über Wahlergebnisse gestellt hatte, tadelte jetzt die Extremisten in Paris, die sich auf „aktive Minderheiten“ stützten. Sie schrieb: „Die Mißachtung der Massen, dies ist das augenblickliche Verbrechen.“ Wer George Sand kritiklos bewundert, mag das Altersweisheit nennen. Aber ihre Gier, ständig politische oder so gemeinte Äußerungen von sich zu geben und Ratschläge zu erteilen, spricht dagegen. Sie wollte immer und unter allen politischen Umständen eine Sprechrolle spielen, und den Text variierte sie je nach dem Regisseur. Gleich blieben nur das Kostüm und eine eigene, liebe kleine Botschaft, die sie in den Text einbrachte – sie paßte auch immer: George Sand trug links, und ihre nette naive Botschaft hieß: „Es gibt nur eine Wahrheit in der Politik: das Gerechte. Macht die Liebe

zur Grundlage der Gleichheit.“ Das ist ein zusammengesetztes Zitat, aber dem Sinn nach stimmt es. Nur ein bißchen Gott gehörte vielleicht noch hinein. Nach dem Scheitern des Juni-Aufstandes 1848 schrieb George Sand zunächst keine Artikel mehr. Sie widmete sich ihrer Autobiographie, der „Geschichte meines Lebens“, und arbeitete an Bauernromanen, eine Art neuer Schäferdichtung, in der sie den Dialekt der Landschaft Berry auf stilisierte Art verwendete. Von nun an wurde Nohant immer mehr zum Mittelpunkt der Welt für sie. Ihr Sohn Maurice brachte seine Freunde auf das Gut, und in diesem Kreis hatte George Sand auch aufmerksame Zuhörer für ihre Ansichten zur Politik. Vor allem der Graveur Alexandre Manceau, 13 Jahre jünger als sie und von schwacher Gesundheit, teilte ihre Meinungen. Er wurde bald ihr Favorit. Manceau war auch dabei, als George Sand den Vetter von Louis-Napoléon besuchte, den Prinzen Napoléon-Jérôme, der als Jakobiner galt. Manceau nahm von dieser Begegnung einen Zigarrenstummel mit, den er sorgfältig verwahrte. dazu meinte er – George Sand schrieb es auf –: „Wer weiß, ob nicht vielleicht eines Tages . . . ? Er ähnelt so sehr seinem Onkel!“ Jahre später wurde George Sands Stück „Marquis de Villemer“ im Pariser Odéon-Theater uraufgeführt. Vor der Premiere besuchte die Autorin mit Manceau den Prinzen Napoléon-Jérôme, zur Vorstellung kam die gesamte kaiserliche Familie. Es hatte also keine große Bedeutung mehr, daß sie den Kaiser Louis-Napoléon nicht aufsuchte – er kam zu ihr.

Über den Unterschied des Schweins zum Menschen

Ein Gespräch zwischen Gerd Fuchs, Schriftsteller, Udo Hergenröder, Journalist und Lehrer, und Hans-Peter de Lorent, Lehrer und Autor des Berufsverbotsromans „Die Hexenjäger“.

Hergenröder: Hans-Peter, Hamburgs Schulsenator Joist Grolle erklärte öffentlich: „Auf die Kunstfreiheitsgarantie vermag sich Herr de Lorent nicht mit Erfolg zu berufen.“ Warum sollst du und dein Buch nicht durch Artikel 5 Grundgesetz geschützt sein?

de Lorent: In der gleichen Pressekonferenz hat er gesagt, warum er den Roman für inkriminierbar hält. Nämlich: „Kritisch wird es für mich als Dienstherr, weil in diesem Roman fünf Bedienstete der Hamburger Verwaltung zwar nicht namentlich genannt werden, aber so eindeutig und unverkennbar beschrieben werden, daß überhaupt kein Zweifel ist, um wen es sich dabei im einzelnen handelt.“ Dies ist nicht eine Laudatio auf einen realistischen Roman, sondern die Begründung für Sanktionen gegen den Autor eines solchen Romans. In Hamburg wollen sich fünf Beamte in Romanfiguren wiedererkannt haben. Bei zwei Anhörungen in der Schulbehörde hat man mir 31 Textstellen aus dem Buch vorgelegt, mit der Anklage, hierbei handele es sich um Beleidigungen leicht zu identifizierender Personen.

Hergenröder: Ist so etwas, „Diffamierung von Bediensteten des Öffentlichen Dienstes“, ein hinreichender Grund, den Artikel 5 des Grundgesetzes aufzuheben?

Fuchs: Ich bestreite, daß sie diffamiert worden sind, weil man sie angeblich wiedererkennen kann. Möglicherweise trifft die Wiedererkennbarkeit für einen ganz kleinen Kreis Eingeweihter zu. Die Frage muß aber sein: Wiedererkennbar für die Öffentlichkeit? Literatur ist schon von der Konzeption her prinzipiell eine öffentliche Ausdrucksform, und es kann niemand sagen, daß diese für die Öffentlichkeit namenlosen Herren aus der Schulbehörde und der Verwaltung wiedererkennbar wären. Für mich sind sie überhaupt nicht identifizierbar. Der Vorwurf der Wiedererkennbarkeit ist natürlich dazu geeignet, die Kunstfreiheit wesentlich einzuschränken, wenn nicht aufzuheben.

Hergenröder: Nun droht nach diesem Vorwurf der Diffamierung und nach der Feststellung der Nichtanwendbarkeit des Kunstfreiheitsgebots letztlich eine Entlassung aus dem Schuldienst. Kann man in dem Zusammenhang deiner Meinung nach von Zensur sprechen?

Fuchs: Unbedingt. Es ist Zensur gegeben, da Hans-Peter de Lorent die Freiheit abgesprochen wird, seine Erfahrungen als Berufsverbotsopfer literarisch zu verarbeiten. Mit dem Vorwurf der Wiedererkennbarkeit wird ganz entscheidend das Wesen von Romanen, von belletristischer Literatur, erzählender Literatur angegriffen: ihre Fiktionalität. In diesem Roman ist keine der Figuren mit ihrem richtigen Namen genannt, wie Grolle ja selbst sagt. Hans-Peter spricht auch nicht von sich selbst als Hans-Peter de Lorent, es gibt einen Ich-Erzähler mit Namen Christian Günther, der seine Erfahrungen beschreibt.

Hergenröder: Würdest du meinen, daß der Begriff „Schlüsselroman“ dafür

eine zutreffende Kategorie ist?

Fuchs: Das würde ich für jede Literatur ablehnen, das ist ein ganz schiefer, mieser Begriff. Schlüsselroman hat ja etwas von peep-show, Literatur als peep-show. Das kann natürlich nicht gelten. Ich würde sagen, alle Bedingungen der Fiktionalität sind in diesem Buch gegeben und folglich genießt dieses Buch auch den Schutz, den Fiktionalität genießen muß, wenn ein Volk überhaupt Wert darauf legt, eine Literatur zu entwickeln.

Hergenröder: Welche Repressionsmaßnahmen mußt du befürchten, wenn Grolle mit der Zensur durchkommt?

de Lorent: Es gibt eine ganze Reihe von Maßnahmen, die jetzt schon wirksam geworden sind. Mit Hinweis auf das Buch bin ich nicht verbeamtet worden; wegen angeblicher Störung des Betriebsfriedens von der Schule, an der ich sieben Jahre gearbeitet habe, von einem auf den anderen Tag versetzt worden; dann betreibt die Behörde das Verwaltungsgerichtsverfahren weiter, mit dem Ziel auch der Entlassung aus dem Angestelltenverhältnis: mir ist die sofortige fristlose Entlassung bei einer weiteren, ähnlichen Verfehlung angedroht worden, wobei eine ähnliche Verfehlung nach Meinung eines Teils der Rechtsabteilung der Schulbehörde schon darin liegt, eine zweite Auflage des Buches zu veröffentlichen, und darin, auf Veranstaltungen, in Buchhandlungen aus dem Buch vorzulesen. Das ist ganz deutlich geworden bei der zweiten Anhörung, in der man mich konkret gefragt hat, welchen Einfluß ich auf die Herausgabe der zweiten Auflage gehabt habe, ob auf meinen Einfluß hin Veränderungen vorgenommen bzw. unterlassen wurden. In einer Gerichtsverhandlung wegen der Umsetzung von meiner Schule hat die Behörde als belastend Lesungen in Buchhandlungen vorgehalten, mit der Begründung, ich würde, obwohl ich weiß, daß die Behörde 31 Verunglimpfungen in dem Roman festgestellt hat, diese Verunglimpfungen durch das Vorlesen fortgesetzt weiterbetreiben. Man hat mir vor Gericht von Behördenseite als eine der größten Provokationen vorgehalten, daß ich einige Bücher signiert habe. Aber am gravierendsten ist sicherlich, daß sowohl der Schulsenator als auch der Staatsrat für den Verwaltungsdienst, gemeinsam mit zwei Beamten, die sich wiedererkannt haben wollen, Strafantrag beim Landgericht wegen Verleumdung und Beleidigung nach §§ 185 ff StGB gegen mich gestellt haben.

Hergenröder: Ist zu erwarten, daß du aus dem Schuldienst endgültig herausfliegst, wenn sie mit dieser Klage durchkommen?

de Lorent: Das passiert schon, wenn sie vor dem Verwaltungsgericht gewinnen. Denn dort haben sie das Buch auch eingeführt. Sie haben die Brücke geschlagen von den alten Vorwürfen bis zur Buchveröffentlichung. Der „Agitationscharakter“ des Romans belege, daß ich immer noch nicht einsichtig geworden sei und die ehemals inkriminierten „Verfassungsfeindlichkeiten“ auf anderer Ebene verstärkt fortgesetzt würden. Das Strafverfahren hat sicherlich das gleiche Ziel und ist wohl als zusätzliche Absicherung gedacht.

Hergenröder: Hier soll offensichtlich ein Exempel statuiert werden gegen einen Lehrer, der, obwohl gegen ihn seit Jahren ein Berufsverbotverfahren in der Schwebe gehalten wird, die Frechheit besitzt – in den Augen der Behörde – sein Verfahren zu beschreiben. Was kann es für die Literatur bedeuten, wenn das Schule macht?

Fuchs: Das hat ganz weitreichende Folgen. Noch einmal zur Wiedererkennbarkeit. Ich behaupte, daß Wiedererkennbarkeit gerade die Voraussetzung für die Kommunikation zwischen Autor und Leser ist, des Prozesses, der vom Wiedererkannten zum Noch-nicht-Erkannten fortschreitet. Wenn ein solches Verfahren, ein solches Urteil ergehen würde, müßte sich jeder Autor fragen: Wer könnte sich alles in meinen Figuren wiedererkennen? Aber wie soll ein Autor das herausfinden, wo fängt Wiedererkennbarkeit an, wo hört sie auf? Das könnte doch nur heißen, daß sich der Autor die Schere im Kopf selbst installiert. Es gibt in der Literatur noch ganz andere Fälle, in denen wirkliche Figuren des öffentlichen Lebens literarisch dargestellt wurden. So gibt es bei Thomas Mann eine ganze Reihe von öffentlich bekannten Figuren, im *Zauberberg* etwa Naphta als Georg Lukacs, Settembrini als Adorno, Peeperkorn als Gerhart Hauptmann, oder im *Faustus* der Leverkühn als Arnold Schönberg. In den *Buddenbrooks* fühlte sich die ganze Lübecker high society porträtiert. Es gehört einfach zur Kultur eines Landes, daß Personen, die Figuren des öffentlichen Lebens sind, auch öffentlich beschrieben werden dürfen, ohne daß es immer ein direktes Porträt ist. Natürlich ist der Naphta im *Zauberberg* keineswegs gleichzusetzen mit Georg Lukacs. Er hat Züge, die eventuell an Georg Lukacs erinnern. Unmöglich ist es, eine literarische Figur mit dem Autor selbst zu identifizieren. Die Figur, die in einer fiktionalen Erzählung auftaucht, ist prinzipiell nicht der Autor, und prinzipiell ist der Autor auch dort nicht das biografische Selbst, wo er scheinbar als Erzähler erzählt. Denn auch der Erzähler selbst ist wieder erzählt. Viele Autoren nehmen wechselnde Erzählsituationen ein, die Literaturwissenschaft hat dafür ja gerade den Begriff Rollenprosa gefunden.

Hergenröder: Vergleichbar mit der *Hexenjagd* wäre vielleicht Chotjewitz *Herren des Morgengrauens* oder *Schon bist du ein Verfassungsfeind* von Peter Schneider. Kann man denn einen Unterschied daraus konstruieren, daß die von Hans-Peter beschriebenen fiktiven Figuren Beamte, Bedienstete der Verwaltung sind und der Autor selbst Beamter werden will?

Fuchs: Sicher wird die Absicht von Hans-Peter den Spürsinn dieser Herren und auch ihr angebliches Moralgefühl beflügelt haben. Von Peter Schneider war nicht zu erwarten, daß er im Schuldienst bleiben wollte und von Peter O. Chotjewitz ist nicht zu erwarten, daß er hineinwill in den Justizdienst – immerhin ist er noch Rechtsanwalt.

Hergenröder: Aber der Kunstfreiheitsparagraph muß ja wohl unzweifelhaft für jeden Autor gelten?

de Lorent: Schulsenator Grolle hat explizit gesagt, es sei ein Unterschied, ob man Beamter ist und ein Buch schreibt, oder ob man Schriftsteller ist . . .

Fuchs: Das ist natürlich absolut skandalös. Denn im Grundgesetz wird ebenfalls gefordert, keiner darf wegen seiner Religion, Weltanschauung, Rasse diskriminiert werden, und natürlich darf er genausowenig diskriminiert werden, wenn er Beamter ist.

de Lorent: An den Beamten sind nun aber besondere Erwartungen gestellt und der Beamte hat besonderen Erwartungen zu genügen. Zu mir hat man gesagt, der Roman stelle eine „Dienstpflichtsverletzung“ dar, und zum Beleg dafür hat man mir, der ich Angestellter bin, einen Paragraphen aus dem Bundes-

Angestellten-Tarifvertrag (BAT) vorgelegt und vorgehalten. Da steht präzise und deutlich: „Der Angestellte hat sich so zu verhalten, wie es von Angehörigen des Öffentlichen Dienstes erwartet wird.“

Fuchs: Das ist doch wieder ein Skandal. Wer erwartet was von einem Angestellten? Erwartet man von dem Angestellten, von dem Angehörigen des Öffentlichen Dienstes, daß er sich die Schere in den Kopf operieren läßt?

de Lorent: Das sind die Erwartungen der Beamtenseelen, die sich in dem Buch wiedererkannt haben.

Fuchs: Da wird doch offenbar das Ducken als spezifische Beamtentugend vorausgesetzt. Das kann es doch gar nicht geben, daß der Beamte ein Mensch zweiter Klasse ist, der sich nicht literarisch äußern darf. Wieviel Beamte haben wir in der deutschen Literatur, von Goethe angefangen, der schließlich Minister war. Eine Reihe glänzender Namen ließe sich da zusammenstellen, die waren alle Beamte.

de Lorent: Wobei Goethe ein gutes Beispiel für die Reihe von Autoren ist, die sich mit Beleidigten, Verärgerten herumschlagen mußten, die sich in für sie ärgerlicher Weise porträtiert fühlten. Nicht umsonst schreibt Goethe vor über 200 Jahren in einer Anmerkung im *Werther*: „Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genötigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.“ Ich habe gerade die Kopie eines Schreibens einer dänischen Germanistin an den Hamburger Senat bekommen, in der sie Charakterisierungen und Beschreibungen von Beamten in der *Hexenjagd* parallel zu Goethes Beschreibungen von Beamten, die den *Werther* leiden lassen, zitiert. Auch da müßte sich manche Seele aus der „Hamburger Straße“ wiedererkennen.

Hergenröder: Man hat dich des Buches wegen zweimal vor die Inquisition zitiert. Wie haben sie denn da argumentiert?

de Lorent: Die Behörde setzt voraus, daß der Autor identisch ist mit seiner Ich-erzählenden Romanfigur – mit der schwachsinnigen Formulierung, daß ich als Autor trickhafterweise keine Dokumentation gemacht habe, sondern das Geschriebene als Roman bezeichne und mir in dem Roman „das Pseudonym Christian Günther gegeben“ habe. Die Hauptfigur ist für sie schlicht pseudonym. Man hat mir dann für alle anderen Romanfiguren, die herausgehobene Beamtenfunktionen in dem Buch haben, real existierende Personen benannt und mich gefragt, ob ich nicht zugeben wolle, daß man korrekt entschlüsselt habe. Wobei der Anhörer auf Nachfrage erklären mußte, daß er für das „Dechiffrieren“ die ganzen Akten, die in der Behörde existieren, das Verfassungsschutzmaterial und alles, was sich in meinem Berufsverboteverfahren angesammelt hat, durchgearbeitet hat, um nachzusehen, wer denn in den einzelnen Kapiteln gemeint sein könnte, weil ihm eine Zuordnung auf Anhieb nicht immer möglich war. Ich habe gesagt, daß es unsinnig ist, alle Gedanken, Gefühle und Aussagen einer Romanfigur dem Autor zuzuordnen. Wäre das nicht so, könnte man unmöglich beispielsweise Kriminalromane schreiben. – Wie froh bin ich, daß ich den Christian Günther nicht hab denken lassen: Den könnte ich umbringen! Sie hätten mich wohl wegen beabsichtigten Mordes inhaftieren lassen. Wie Klaus Mann zu seinem *Mephisto* habe ich erklärt, daß es mir darum ging, „einen Typus“ darzustellen, eine nicht nur in Hamburg

immer noch gängige Maschinerie zu beschreiben. Es hat sie nicht überzeugt. Zwei Tage später macht Senator Grolle eine Pressekonferenz und erklärt, daß die Romanfigur des Schulleiters identisch ist mit der realen Person des Schulleiters an der Schule, an der ich damals gearbeitet habe. Die Beleidigung, die man mir unterstellt, ist durch Grolle eigentlich erst in Kraft getreten. Denn er behauptet in der Öffentlichkeit, diese Person ist keine Romanfigur, sondern „eindeutig und unverkennbar“ eine von ihm dann bezeichnete konkrete Person. Die Beleidigung ist durch diejenigen erst zum Tragen gekommen, die gleichzeitig vorgeben, die Beleidigten schützen zu wollen.

Hergenröder: Gibt es über den Schulsenator und die Beamten, die Strafanzeige gestellt haben, hinaus noch Personen, die sich wiedergefunden haben?

de Lorent: Ja. Nach des Senators Behauptung, ich hätte meine persönlichen Schülerlebnisse zu Papier gebracht, hat mich beispielsweise ein Kollege empört angesprochen und gesagt, es wäre eine Sauerei, daß er in der Figur eines Lehrers negativ dargestellt worden sei – dabei war er nicht im entferntesten auch nur die gedankliche Grundlage für die fiktive Person. Das bekräftigt noch einmal Gerds Aussagen am Anfang: Man kann als Autor gar nicht wissen, wer alles Identifikationserlebnisse beim Lesen eines Buches hat. Es gibt nun aber auch ein positives Beispiel. In einem Schreiben von etwa sechzig Berufsverbots-Betroffenen aus der ganzen Bundesrepublik an den Hamburger Senat wird festgestellt, daß alles das, was die Romanhauptfigur denkt und fühlt, genau das ist, was sie gedacht und gefühlt haben während ihres Berufsverbotsverfahrens. Und auch die beschriebenen Hexenjäger seien repräsentativ für die Leute, mit denen auch sie zu tun gehabt haben.

Fuchs: Es gründet sich alles auf einen einzigen Punkt, nämlich die Annahme, Figur und Autor seien identisch. Offenbar ist hier von den Herren, die ja den Literaturunterricht in der Schule zu organisieren haben, eine Grundvoraussetzung von Literatur nicht begriffen worden. Warum nämlich ein Autor nicht „Ich“ sagt, sondern eine Figur hat. Das hat ja ganz tiefe, erkenntnistheoretische Gründe, das ist ja nicht nur Trick. Das ist keineswegs ein Sichdrücken des Autors, sondern die Folge der Einsicht, daß eine direkte Umsetzung persönlicher Erfahrungen nicht möglich ist. Gerade auf dieser Einsicht basiert fiktionale Literatur. Wir haben ja im Moment eine Literatur, die versucht, das zu durchbrechen, indem die Autoren in diesen Büchern versuchen, ohne alle literarische Berechnung „Ich“ zu sagen. Die Schwierigkeiten dieser Autoren sind enorm, die literarischen Ergebnisse außerordentlich zweifelhaft. Die Figur eines Autors ist nie er selbst. Da ist ein Teil von ihm drin, aber nie er insgesamt. Das hieße ja auch, naiv zu unterstellen, jemand wüßte, wer er wäre. Wobei es ja gerade der Zweck des Schreibens ist, herauszufinden, wer man ist. Wenn man das von vornherein wüßte, brauchte man wiederum überhaupt nicht zu schreiben.

Hergenröder: Aber selbst wenn man die Ich-Form wählen würde, wäre es doch vermessen, die Identität zwischen der realen Person des Autors und dem Ich-Erzähler zu konstruieren.

Fuchs: Völlig richtig. Wenn Karin Struck, beispielsweise, um einen Autor dieser Literatur zu nennen, Bekenntnisbücher schreibt, in denen sie „Ich“ sagt – kein literarisch gebildeter Mensch würde sagen: So sieht nun die Karin

Struck aus. Darauf verläßt sie sich ja auch. Das ist eine Voraussetzung, ein Schutz, unter dem sie von sich schreiben kann.

Hergenröder: Bei Kriminalromanen, bei denen der „Kriminelle“ der Erzähler in der Ich-Form ist, müßte nach Hamburger Behördenlogik der Autor sofort verhaftet werden.

Fuchs: Dann müßten die Großen der Weltliteratur alle verhaftet werden, weil es bei ihnen ständig um Mord und Totschlag geht. Wo wäre ein Dostojewski, der wäre gleich zum zweiten Mal eingelocht worden. Die Bücher müßten alle längst verboten sein, denn das wären Aufforderungen zu allen möglichen Gewalttaten.

de Lorent: Die Argumentation in der Anhörung ist ganz schlicht gewesen. Man sagt: Sie können doch nicht bestreiten, daß Sie Briefe, die an Sie gerichtet worden sind, in dem Buch verarbeitet haben. Und das bestreite ich ja auch überhaupt nicht. Die Dokumente laden zur Satire manchmal geradezu ein. Abgesehen davon, daß bei Berufsverböten mit hektographierten Schreiben, nach Schema F verfahren wird, so daß die Repräsentanz schon von daher gegeben ist. Aber ihr Schluß ist simpel: Wenn ein Brief in dem Roman enthalten ist, der an mich, Hans-Peter de Lorent, real gerichtet gewesen ist, im Buch aber wiederauftaucht und dort an Christian Günther gerichtet ist, dann folgt daraus, daß die Reaktion Christian Günthers auf den Brief wiedergibt, was ich in der entsprechenden Situation gedacht und gefühlt habe.

Fuchs: Das ist schon von einer barbarischen Primitivität. Wenn ich nicht vermuten würde, daß diesen Herren jedes Mittel recht ist, müßte ich sagen, es handelt sich um literarische Analphabeten.

Natürlich hat der Autor das Recht, jedes Material zu verarbeiten, das er findet, jedes Dokument. Kluges *Schlachtbeschreibung* besteht nur aus Dokumenten. Es gibt ein Dokumentartheater, einer der Begründer ist Heinar Kipphardt, der den *Fall Oppenheimer* ausschließlich aus Dokumenten entwickelt hat. In dem Buch sagt keine Figur einen Satz, den nicht eine real existierende Figur gesagt hat. Und trotzdem sind das nicht die real existierenden Figuren. Der Oppenheimer Kipphardts ist sicherlich ein anderer als der reale Oppenheimer.

de Lorent: Aufschlußreich ist es, sich einmal anzusehen, welche Formulierungen als beleidigend gewertet werden. Im Katalog der 31 zensierten Stellen steht: „geübter Berufsverbieter“, „hat ein abgelecktes Babygesicht“, benutzt „zynische und perfide“ Argumente, „ist gewohnt alles zu tun, was von oben angeordnet wird“. Eine Romanfigur darf nicht als „plump“ bezeichnet werden, von „Machenschaften“ darf nicht die Rede sein, „hat Material für einige Tiefschläge gesammelt“ darf nicht behauptet werden. „Kurzmann ist ein Chamäleon“ wird behördlicherseits beanstandet, wobei es in Hamburg einen Schulleiter namens Kurzmann nicht gibt; trotzdem darf die Romanfigur Christian Günther die real nicht existierende Person Kurzmann nicht als Chamäleon empfinden. Eigentlich kann man alle 31 Textstellen vorlesen. Für die Presse sind dann nur vier aus dem Kontext willkürlich herausgerissene Ausdrücke aufbereitet worden, die immer zitiert werden, etwa daß die gesamten Verwaltungsbeamten als „Mafia“ bezeichnet würden. Die Ärmlichkeit der Argumentation, die vier mühsam herausgefiemelten Begriffe zeigen mir, daß hier nur ein Vorwand vonnöten war. Die Verantwortlichen wollen die

Gesamtaussage des Buches nicht, ihre Arbeit ist auf Anonymität und ein Verstecken hinter einem Grauschleier angelegt, sie empören sich darüber, daß ihnen der Spiegel vorgehalten wurde, der die üblen Machenschaften der Berufsverbüeter öffentlich macht.

Fuchs: Es ist auch ein Zeichen für die Barbarisierung des geistigen Klimas in diesem Land, wenn etwas passiert, was in deinem Fall hier passiert. Als Sartre auf die Straße ging und linksradikale Flugblätter und seine Zeitung verteilte, da wollte der Pariser Polizeipräsident ihn verhaften. De Gaulle sagte: „Einen Voltaire verhaftet man nicht.“ Bei uns aber offenbart sich eine Kulturlosigkeit, die erschreckend ist, die sich über alles hinwegsetzt und der es völlig gleichgültig ist, welche Konsequenzen ein solches Urteil hätte – und das hat für die Literatur sehr weitreichende Konsequenzen – solange sie nur diesen einen Menschen aus dem Schuldienst entfernen können. Für diesen Zweck werden enorm wichtige Sachen geopfert. Das erschreckt mich als Autor sehr, denn da werde ich als Autor direkt angegriffen. Wenn ein Richter den Intentionen der Hamburger Behörde entsprechen würde, so hieße das, daß Romane zu schreiben ein gefährliches Geschäft wird.

Hergenöder: Im Moment reagieren die Herrschenden offenbar immer besonders gereizt, wenn aktuelle gesellschaftliche Realität beschrieben und entlarvt wird. Wir haben das in Hamburg auch im kleineren Maßstab massenweise bei Schülerzeitungen, die zensiert und verboten werden, weil sie die Realität des Schulbetriebs beschreiben, wir haben es bei den Massenmedien, wo zensiert wird, wo Druck auf die Redakteure ausgeübt wird, wenn bestimmte Realität dargestellt wird.

Fuchs: Sicher, aber die bürgerliche Gesellschaft hält sich ja viel zugute auf ihre Vorstellung von Kunst als einer autonomen und dadurch a priori geschützten Weise des Ausdrucks und der Kommunikation. Da fiele dann wirklich die letzte Schambarriere.

de Lorent: Interessanterweise wird zwar immer behauptet, daß es sich nicht um Romanfiguren, sondern um real existierende Figuren handelt, aber es wird niemals bestritten, daß die als real existierend bezeichneten Leute das Beschriebene auch tatsächlich gemacht haben.

Fuchs: Die Tatsache des Berufsverbots können sie ja nicht bestreiten. Was sie stört, ist die Bewertung, die die Figur Christian Günther vornimmt. Letzten Endes wollen diese Leute Berufsverbote aussprechen und gleichzeitig ein gutes Gewissen dabei haben.

de Lorent: Sie wollen Berufsverbote aussprechen und trotzdem nicht wahrhaben, daß die Betroffenen ihre Machenschaften als unmenschlich empfinden und als verabscheuungswürdig bezeichnen.

Fuchs: Daß der Widerstand gegen Berufsverbote kriminalisiert wird, ist nun wirklich eine Perversion menschlichen Denkens, es sei denn, sie unterstellen, die Berufsverboteopfer sind keine Menschen und ihre Reaktion daher unerheblich. Sowie man beim Schlachten eines Schweines auch nicht auf die Angst des Schweins vor dem Metzger Rücksicht nimmt, sondern sagt, das muß eben sein.

de Lorent: Bei dem Schwein kann man wenigstens sicher sein, daß es danach nicht auch noch die Schlachtung beschreibt.

Fuchs: Ja, das ist der Vorteil des Schweins gegenüber dem Menschen.

Hergenöder: Was verlangen nun die Herren Hexenjäger von dir, damit du bei ihnen wieder in Gnade bist?

de Lorent: Auf den Nenner gebracht wünschen sie, daß das Buch nicht mehr erscheint. Sie sagen, die Veröffentlichung sei eine Dienstpflichtsverletzung, wobei sie mir unter Umständen noch zugute halten, es damals in Unkenntnis ihrer Bewertung geschrieben zu haben. Aber nachdem sie mich jetzt darauf aufmerksam gemacht haben, erwarten sie, daß keine weitere Auflage erscheint. Schon nach der zweiten Auflage hat es sofort eine neue Anhörung gegeben. Wenn eine Veranstaltung zur Literaturzensur gemacht wird, an der ich teilnehme, wird das als fortgesetzte Provokation angesehen. Die noch nicht ausgesprochene Forderung ist: Das Buch soll nicht weiter erscheinen, es soll nicht mehr darüber geredet werden, es soll nicht daraus vorgelesen werden.

Hergenöder: Wie sieht es aus mit deiner Kompromißbereitschaft, mit dem Zurückstecken, mit der dritten Auflage oder der vierten Auflage? Gibt es bei dir schon Anzeichen für die Wirksamkeit ihres Vorgehens?

de Lorent: Eine Identität zwischen Autor und Romanfigur gibt es tatsächlich, nämlich die Schlußbemerkung: „Lieber geb ich den Beruf als mich selbst auf“. Das ist aus meinem Herzen gesprochen. Ich bin überhaupt nicht bereit, von meiner in den Anhörungen vertretenen Position abzugehen, die keine juristisch empfohlene ist, sondern eine wesentliche Grundlage für mich. Wenn es nicht mehr möglich ist, Dinge, die man selbst erlebt hat und die Freunde erlebt haben, literarisch zu verarbeiten, wenn das nicht mehr möglich sein soll und wenn das dazu führt, daß man hier in der Bundesrepublik nicht Beamter werden kann, nicht Lehrer bleiben darf, dann bin ich eher bereit, diesen Schuldienst zu verlassen, als dieses Recht aufzugeben.

Ursula Eisenberg Besetzt – Notizen einer Randständigen

5. 12. 80

Ein bißchen anders hatte ich sie mir schon vorgestellt, die GEW-Schulveranstaltung zum Kindergartenstreik. Ich habe mich bereiterklärt, unsere Erziehschüler über den Stand der Dinge zu informieren – ich mache das gern, denn wenn über hundert Berliner Tagesstätten wegen drohender Überbelegung die Türen schließen, ist das schon eine stolze Bilanz.

Nachdenklich macht mich nur die Zahl Uninteressierter, die schon vor Ende der Veranstaltung zum Ausgang drängeln – na ja, die dableiben, sind dafür wenigstens bei der Sache. Sie sind es so sehr, daß ich mich nach einigen einleitenden Worten im Kreuzverhör fühle. Wie es denn käme, will jemand wissen, daß die Gewerkschaften weitere Streikmaßnahmen in der nächsten Woche jetzt schon abwürgen würden? Davon weiß ich nichts. Welche Erfolge wir denn bisher vorzuweisen hätten? Erfolge? Bisher nur einen Sack widersprüchlicher Senatsinformationen – aber es kann ja noch werden. Plötzlich komme ich mir vor wie die bedauernswerten Senatsvertreter, die sich den Gewerkschaften stellen müssen und „nichts dafür“ können. Und dabei streiken doch . . . Rainer mit dem selbstgestrickten Sonnenuntergang auf dem Pullover faßt die Eindrücke der progressiven Schülerschaft zusammen: So ein Streik bringt doch überhaupt nichts. Wir sollten lieber Häuser besetzen und selber Tagesstätten darin einrichten, statt immer hinterm Senat herzulaufen.

Wer ist „wir“? Die letzten vier Wochen meines Lebens habe ich dem Kindergartenstreik geopfert!! Ich beginne beleidigt zu werden, habe dann aber eine bessere Idee: „Gut“, sage ich, „gründet eine Gruppe, die in den leerstehenden Häusern nach geeigneten Wohnungen sucht – ich habe keine Zeit dazu“. So haben sie es sich nicht gedacht, aber im Augenblick fällt ihnen nichts dagegen ein. Ich schließe die Veranstaltung mit dem Gefühl, unsere Ziele verraten und meine Haut gerettet zu haben und muß mir gefallen lassen, daß Dr. W., dessen Taktiererei ich nicht leiden kann, mir im Lehrerzimmer brüderlich den Arm um die Schultern legt. . .

13. 12. 80

Nach einem gemütlichen Samstagnachmittag im Bett – seit langem mal wieder – bummeln wir durch Musikkneipen der Innenstadt. Als wir aus dem „Banana“ kommen, sind die Seitenstraßen blockiert durch Grüne Minna, Wasserwerfer und Hundertschaften von Polizei. Was ist los? „Wegen euch!“ sagt eine Frau, die ich frage. Mehr ist nicht rauszukriegen, wenn man nicht die Spaliere von Polizei durchbrechen will, die den Ku-Damm absperren. Und das wollen wir nicht.

14. 12. 80

Zwischen poppig garnierten Weihnachtsbäumen auf dem Ku-Damm liegen Glasscherben, Banken sind zum Teil mit Brettern verrammelt, und bei der Bewag, Berliner Elektrizität- und Wasser-AG, könnte man einfach durch die Scheibe gehen und mit „energiesparenden Herden“ gebackene Lebkuchmänner aufessen, wenn nicht ein Uniformierter von der Wach- und Schließge-

sellschaft bedrohlich daneben stünde.

Straßenschlacht zwischen Kreuzberger Hausbesetzern und Polizei, erfahren wir jetzt. „Alle aufhängen“, höre ich, „Arbeitsdienst – den jehts zu jut!“, ist das Mildeste, und ich denke angesichts der Scherben und der Bemerkung erstmal nur eins: „Morgen sind es die Fenster der linken Buchläden, Kneipen und Wohngemeinschaften. Reichskristallnacht?“ und: „Nicht sowas, mir wachsen schon der Streik und die Folgen über den Kopf – für mehr habe ich nicht Platz!“

15. 12. 80

Delegierten-Versammlung der GEW. Kurz vor der Mittagspause wird in einer Presseerklärung einstimmig der Polizeieinsatz gegen die Hausbesetzer verurteilt. Ich denke an meine gemischten Gefühle gestern angesichts der zerbrochenen Scheiben und schäme mich. Danach erfahre ich Einzelheiten über die Nacht auf dem Ku-Damm, eine Kollegin erzählt, was sie heute morgen im Radio gehört hat: Eingekeilte Demonstranten und Unbeteiligte, die mutwillig mit Gummiknüppeln verprügelt worden sind. Rundfunk, liberale Zeitungen und alle hier anwesenden Lehrer sind auf seiten der Hausbesetzer – bin ich die Einzige, die mit einer ganz unparteiischen Angst herumläuft?

19. 12. 80

Man müßte sich einmal konzentrieren können mit seinem Kopf, seinen Gefühlen, seinem Engagement und seiner Angst. In Amerika kommen die Scharfmacher ans Ruder, die Situation in Polen spitzt sich zu, der groß angelegte Kindergartenstreik droht in Resignation zu verläppern und Hausbesetzer prophezeien, daß zu Weihnachten „nicht nur die Weihnachtsbäume brennen“, wenn bis dahin nicht alle ihrer Inhaftierten freigelassen worden sind. Während all dem warten wir in der Autoschlange in Dreilinden darauf, durch die Grenze zu kommen, in der Hoffnung auf drei friedliche Wochen in unserem Häuschen – bei Gorleben.

Unterwegs überlegen wir, wie es in Berlin weitergehen könnte. Gerd hat die Situation schon lange kommen sehen. Er arbeitet in einem Forschungsprojekt zur Stadtanierung und hat die Berliner Wohnungskatastrophe seit Jahren auf dem Papier erfaßt. Nun kommen die Steineschmeißer und befördern seine mühsam gewonnenen Weisheiten mit einigen Kraftakten an die Öffentlichkeit. Er ist fast beleidigt deswegen und würde sich lieber heute als morgen einem neuen Forschungsthema zuwenden.

24. 12. 80

Das war schön – Holz sägen und Spazierengehen, die erste Zeitung kam erst nach drei Tagen, einen Fernseher haben wir nicht, und das Nachrichtenhören überlasse ich Gerd. Ich bin in meiner Uninformiertheit entspannt und ausgegnet. Ausufernde Gespräche beim Frühstück über Dinge, für die wir lange keine Zeit mehr hatten. Mit gemischten Gefühlen erwarte ich die Freunde, die heute aus Berlin nachkommen, um mit uns Weihnachten und Silvester zu feiern.

25. 12. 80

Jetzt sind sie da und obendrein hat Petra ihren Hausbesetzer-Bruder Tommi mitgebracht. Er liefert plastische Berichte über plündernde Kreuzberger Omas, Kinder und andere Einzelheiten, die die Zeitungen verschweigen. Wir

kriegen unser Fett: Tommi zeigt uns eine Karikatur aus der „TAZ“ (Tageszeitung): Ein verzweifelter „68er“, oben Glatze, unten Locken, steht vor einer zerbrochenen Scheibe und schreit hinter den laufenden Steine-Schmeißern her: „Aber das könnt ihr doch gar nicht vermi. . . . Scheiße, ich werde alt“. Ich erkenne mich wieder und bin ganz still.

Gestern waren noch sechs Hausbesetzer in Haft. Es hat in Berlin an mehreren Stellen gebrannt. Andererseits ist sich der Senat in seinen politischen und polizeilichen Reaktionsmöglichkeiten uneinig, denn täglich werden neue wohnungspolitische Skandale bekannt. Jetzt, mit erholterem Kopf und sicherer Entfernung zum Schauplatz, werde ich wieder zugänglicher für die Frage: Was davon wäre mit der üblichen Politik der Resolutionen und Eingaben ans Licht gekommen?

Übrigens fällt mir auf, daß Tommi sich verändert hat. Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, war er müde, resigniert und „überhaupt nicht drauf“. Jetzt ist er lustig, erzählt viel, sprüht vor Ideen und streicht unsere Haustür, „um nicht rauszukommen“, wie er sagt. Wie Erfolg die Menschen verändert. . . .

8. 1. 81

Wieder mal Ferien vorbei.

Heute habe ich mich zum ersten Mal mit den Schülerinnen getroffen, die ich im Praktikum betreuen werde. Vier 16- bis 17jährige, aufgewachsen in Kreuzberg und Neukölln und geschützt vor ihrer Umwelt durch einen dicken Panzer von Vorurteilen. Drei von ihnen leben schon mit Freund oder Ehemann, eine noch zuhause. Heike ist fahrig, hat rote Flecken im Gesicht und wirft die Kaffeetasse um. Bei ihr im Haus ist heute morgen ne Leiche gefunden worden, „son Asozialer“. Wir sollten übers Praktikum reden, aber erstmal geht es über Hunde und selbstgehäkelte Stores. „Sieht stark aus.“ Dann landen wir doch beim Praktikum: Bei den Kindertagesstätten, „seit wir Kopfläuse haben, wasch ich mir jeden Tag die Haare und es juckt weiter“, bei den Kindern, „der ist so lieb, den hört man gar nicht“ und bei ihrem sozialen Hintergrund „unmögliche Verhältnisse, Vater säuft, Mutter arbeitet halbtags.“

Gerne würde ich sie mal nach den Instandbesetzungen fragen, schließlich wohnen sie im besetzten Gebiet, aber ich traue mich nicht, glaube zu ahnen, was da kommen könnte.

15. 1. 81

Das ist die richtige Umgebung, um sich von der Senatskrise überrumpeln zu lassen: Einfamilienbungalow, 60-qm-Wohnzimmer mit abgeteilter Fernsehecke, neben mir ein Mittfünfziger, der extra den Plaid von den Beinen gewickelt hat, um aufzustehen, mir die Hand zu schütteln und „Angenehm, Sie kennenzulernen“ zu sagen und der mir anschließend ein Kissen in den Rücken stopft: „Hat Annegret genäh.“

Die Mattscheibe ist so groß, daß ich sogar die Schweißtropfen von Stobbe sehen kann, als er das Abstimmungsergebnis erfährt – in Farbe. Dazu die neunmalklugen Gymnasiasten-Kommentare der staksigen Söhne, die ihre ferngesteuerten Autos um den verzweiferten Stobbe herumkreuzen lassen.

Ich bin hierhergekommen, um an einem Lehrertreffen teilzunehmen – Annegret ist eine Kollegin von mir. Sie ist Juristin – wie ihr Mann. Natürlich ist der Rücktritt wichtiger als die Ausbildungsordnung, über die wir eigentlich

reden wollten. Für Annegret ist die Sache klar, sowohl die Fehler, die gemacht worden sind, als auch, wie es weitergehen kann. Die Sicherheit, mit der Juristen solche Krisen auf eine Formel bringen können, hat mich schon immer fasziniert.

Auch in der U-Bahn ist der Senats-Rücktritt Gesprächsthema. Neben mir sitzen zwei von der Alternativen Liste in glänzender Laune. „Na klar, machen wir Neuwahlen.“ Und die CDU? Ich kriege langsam das Gefühl, als sei ich der einzige Mensch auf der Welt, der nie weiß, wie es weitergeht.

22. 1. 81

Praktikantenbesuch in einem Kindergarten am Kreuzberg. Danach habe ich noch zwei Stunden Zeit und laufe zu Fuß nach Schöneberg zur Schule herüber. Immer häufiger sehe ich die Plakate: „Dieses Haus ist besetzt“. Inzwischen betrachte ich sie mit Respekt. Es macht Mut, wenn jemand den Teufelskreis der vergeblichen Resolutionen und Demonstrationen durchbricht. Garski alleine hätte den Senat wohl nicht zu Fall gebracht – die Sparmaßnahmen im öffentlichen Dienst, die Überbelegung in den Tagesstätten, nichts davon ist im Augenblick so wichtig.

„Jesus wäre auch Hausbesetzer geworden“ steht an einem Block mit landkartenartig abgebröckeltem Putz. Kann sein. Ich wohl auch – vor zehn Jahren. Ich wäre wahrscheinlich eine von denen, die sich nicht spalten lassen wollen, die sich von den Steineschmeißern hin- und hergeworfen fühlen, zwischen der fraglosen Wirkung von Gegengewalt und der dadurch ausgelösten Eskalation. Aber ich habe kein Haus besetzt. Ich habe nur jahrelang mit Papier, Stimmkarte, den Füßen und viel Zeit versucht, etwas gegen Jugendarbeitslosigkeit, schlechter werdende Schulen und vergiftete Umwelt zu tun. Jetzt könnte ich, wenn jemand zuhören würde, mit der Häme der verkannten Prophetin auf die Hausbesetzer zeigen und sagen: „Seht her, das sind die, vor denen wir unsere Eltern immer gewarnt haben.“

31. 1. 81

Hausbesetzer-Demo. Ich möchte hin – ja warum eigentlich? Ich weiß es selber nicht genau. Vielleicht, um überhaupt etwas zu tun in dieser Sache, die hier läuft, ohne daß mich jemand gefragt hätte.

Es ist ein „Sternmarsch“ mit zwei Zacken. Ich gehe zum Treffpunkt Fehrbelliner Platz. Die Gruppe „Bürger beobachten die Polizei“ gibt Flugblätter aus. Ich soll mir am Arm die Telefonnummer von meinem Rechtsanwalt notieren – ich habe keinen. Ich soll Groschen zum Telefonieren bei mir haben – in meinem Portemonnaie sind nur Scheine und Pfennige. Vor allem soll ich mich nur in Gruppen bewegen – weit und breit ist niemand, den ich kenne.

Schließlich treffe ich einen Kollegen von einer anderen Schule, der sich darüber empört, daß sonst keiner da ist, später ein paar Schüler.

Es ist ein gesetzter Zug, der sich zum Rathaus Schöneberg hinbewegt. Dort angekommen, warten wir geduldig auf die Kreuzberger. Sie erscheinen mit gebührender Verspätung und enttäuschen uns nicht: Buntscheckige Gestalten aus einer anderen Welt – Punkies mit ostereierbunten Plüschköpfen, „auf die Dauer Lesbenpower“, jemand haut mir eine winzige Abrißkugel aus Styropor vor den Bauch, auf einem Lastwagen betätigt sich ein echter Feuerschlucker und eine Musikgruppe spielt zum Tanz auf. Volksfest ohne polizeiliche

Genehmigung. Alle sind total gut drauf. Ich treffe Tommi, er erzählt mir von einem Fest in einem frisch besetzten Kreuzberger „Kulturzentrum“ heute abend.

Ich bin eine der letzten, die da reingelassen werden. Eine Theatergruppe spielt ein pfiffiges Stück über Hausbesetzungen mit gekonnten Artisten- und Musikeinlagen. Danach Darbietungen der „Tanzfabrik“. Abwechselnd bewegen sich eine schwarz gekleidete Frau und ein Mann mit Maske ekstatisch zu meditativer Musik. Ich finde es langweilig und überspannt. Alle anderen sind fasziniert. Generationen-Unterschiede?

Als ich gehen will, treffe ich ein paar meiner Hausbesetzer-Schüler. Sie sind entzückt, mich hier zu sehen. Erst als ich draußen bin, fällt mir ein, daß sie lange nicht mehr in meinem Unterricht waren.

17. 2. 81

Wer in meinem Bekanntenkreis hat schon Kontakt zu einem waschechten Hausbesetzer? Ich halte mich an Tommi. Er erzählt gerne und ist froh, wenn er mal in einer eingerichteten zentralgeheizten Wohnung gemütlich frühstücken kann. Er ist nicht mehr ganz so munter wie zu Weinachten. Es ist aufreibend in seinem Häuserblock, wo so viele unterschiedliche Gruppen zusammengekommen sind. Da sind die „Roten Raketen“, eine Gruppe von 16jährigen Trebegängern, die den ganzen Tag saufen und abends große Freudenfeuer im Hinterhof anzünden – morgens fehlt dann ein Treppengeländer; da sind die Anarchisten; da ist eine Gruppe von Publizistik-Studenten, an deren Tür jemand geschrieben hat: „Wir sind die Spießer der Bewegung“.

Ich soll ihn mal besuchen, sagt Tommi. Wenn ich will, kann ich auch da schlafen.

28. 2. 81

Brokdorf. Ich glaube nicht, daß so viele hingefahren wären bei all dem rechtlichen Hin und Her, wenn nicht die Hausbesetzungen vorangegangen wären. Ich bin hier mit einer Gruppe von meinesgleichen – Besitzstandswahrer zwischen dreißig und fünfzig, zum Teil mit Zweitwohnsitzen und Ferienhäusern in der Nähe von Gorleben. Hausbesetzer sind eher Leute, die nichts zu verlieren haben.

Auch diejenigen, die aus ihren Kinderzimmern geflüchtet sind, diese Zimmer sind ihnen offensichtlich nichts wert. Natürlich fehlt ihnen auch das betuliche Festhalten an dem, was man hat – („Es könnte noch schlimmer kommen“) –, was die über Dreißigjährigen schon kennen.

„Atomkraft, nein danke“. Eigentlich ist diese Parole für die Berliner Szene genau so abstrakt, wie wenn wir mit unseren Einfamilienhäusern und Zweitwohnsitzen „Wohnraum für alle“ unterschreiben.

„Wohnraum für alle“ – Beschwörungsformel gegen Flächenbrand – „Atomkraft, nein danke“ – ironische Floskel gegen schwelende Katastrophenherde.

Atomkraftgegner und Hausbesetzer sind schon aufeinander angewiesen. Zudem verbindet sie ein Privileg: Sie sind in der Lage, sich immer wieder mal so frei vom Alltag zu machen, daß sie den Blick auf nahe und fernere Katastrophen aushalten können – immerhin eine Voraussetzung, um Aus- und Umwege zu entdecken.

Wieder am Bahnhof Zoo treffe ich Elke, eine meiner verschollenen Hausbesetzer-Schüler. Ich verzichte auf Formeln der Solidarität und sage: „Elke, wann kommst du mal wieder in meinen Unterricht?“

12. 3. 81

Wenn Literatur „geborgte Realität“ ist, sind unsere Zeitungen Selbstbedienungsläden, in denen Kostproben von Wirklichkeit angeboten werden, sterilisiert, gefriergetrocknet oder als Verschnitt je nach Zeitung lose, in Klarsichtfolie oder in aufreizend bunter Verpackung. Umsonst bekommen wir nichts – wir bezahlen mit Wut, Zeit, Arbeitskraft, Ärger, Angst oder auch nur mit Interesse, das wir woanders einsparen müssen. Was „geht“, hängt von Aufmachung und Plazierung ab. Verstärktes Angebot kann die Nachfrage in die Höhe treiben, ich merke, wie bei jeder Schlagzeile, die etwas mit Hausbesetzungen zu tun hat, mein Interesse steigt.

Da gibt es diese Notizen im Berliner Teil des „Tagesspiegels“, von Tag zu Tag einsilbiger: „103. Haus besetzt. Nach Mitteilungen der Polizei . . .“ wieder mal werden Ereignisse zur Statistik.

Andererseits:

„Polizeichef befürchtet Eskalation der Gewalt“ – ich auch. „Leerstehende Wohnungen werden an Bewerber vergeben“ – na endlich.

Und plötzlich:

„Räumung in Göttingen“ „Räumung des Schwarzwaldhofs in Freiburg“ „141 Festgenommene in Nürnberg“ – wer hätte das gedacht – Berlin ist gar nicht der Nabel der Welt?

Winkel werden zu Zentren des Geschehens, Stadtteile, Gebäude, von denen wir nie etwas gehört hatten. So wie vor drei Jahren Gorleben traurige Berühmtheit erlangte, ist jetzt ein selbstverwaltetes Nürnberger Jugendzentrum in aller Munde.

Nürnberger Linie – Berliner Linie; die Linienkämpfe branden bis zum Bundeshaus und ich habe plötzlich von Skepsis durchtränkte warme Gefühle für unseren neuen Oberbürgermeister, der soviel von Besonnenheit redet. . .

14. 3. 81

Und wieder hat die „TAZ“ eine neue Demo angekündigt. Diesmal bleibe ich zuhause und putze endlich mal meine Fenster. Im Bäckerladen gegenüber soll sich zum vierten Mal jemand erkundigt haben, ob da drüben im dritten Stock eine Wohnung frei ist. . . .

17.3.81

„Lieder für Instandbesetzer“ – nach zwei Stunden Anstehen nehme ich auf dem Fußboden des „Metropol“ inmitten des Sympathisantensumpfs Platz, Original-Hausbesetzer können sich den Eintrittspreis von 16,– DM wohl in der Regel nicht leisten.

Den Anfang machen „IG-Blech“, „die Egerländer der Bewegung“. Der Höhepunkt: Walter Moßmann. Er kann es sich leisten, nicht zu singen, sondern einen Video-Film von den Straßenkämpfen in Freiburg zu zeigen und dazu zu erzählen: „Wir in Freiburg“. Walter Moßmann, der „Wir-Sager“. Vor drei Jahren habe ich ihn in Zusammenhang mit AKW-Kämpfen erlebt, da sagte er: „Wir in Bremen“. Er hat ein Recht dazu, denn er prägt mit seinen Liedern

und seiner journalistischen Arbeit diese Kämpfe entscheidend mit. Unten sitze ich, die mit den vielen anderen im Saal nur ein diffuses, etwas angekränkeltes Gefühl von Solidarität gemeinsam hat und bin neidisch.

Schließlich singt Moßmann doch noch ein paar Lieder: „Dieses Lied ist für Miriam. . . Was sie getan hat ist radikal – ach wärs doch normal!“

Bei uns in Berlin ist vieles normal, was woanders radikal genannt wird. Wir von der GEW Berlin laden den Walter Moßmann ein, wir solidarisieren uns bereitwillig und unterschreiben alles, von dem wir meinen, daß es uns einer friedlicheren und schöneren Welt näherbringen könnte. Unsere Radikalität hat mitunter etwas Standardisiertes, bekommt in der ummauerten Stadt leicht den Charakter vom „Sturm im Wasserglas“.

Ganz so „normal“ ist die Radikalität der Hausbesetzer nicht und wird sie wohl auch nicht werden. Dazu ist sie zu wirkungsvoll.

20. 3. 81

Endlich komme ich mal dazu, Tommi in seinem besetzten Haus zu besuchen. „Tuntenhaus“ steht groß über der Front. Davon hat er gar nichts erzählt. Aber es ist die Nr. 43, ich bin schon richtig. Das Tor zur Einfahrt ist verrammelt, ich muß warten, bis jemand kommt, der einen Schlüssel für das riesige Vorhängeschloß hat. Man läßt mich rein und fragt freundlich, wo ich hin will.

Aha, die „Tunten“ wohnen im ersten Quergebäude, wie einem Transparent zu entnehmen ist. Sie kippen gerade mit großer Begeisterung Berge von Bauschutt aus dem Fenster. Wer vorbeikommt, muß eben aufpassen. Merkwürdigerweise sind auch Frauen dabei. Ich treffe Tommi, wie er gerade ein Riesenofenrohr aus der Tür schleppt und darf gleich mit anfassen. Unterwegs spricht ihn ein freundlicher vierschrotiger Mensch an und bittet um Hilfe für seinen Umzug. „Das war eine rote Rakete“, sagt Tommi. So? Die hatte ich mir viel abenteuerlicher vorgestellt. „Sie sind auch in sich gegangen“, erklärt Tommi. „Die Ober-Rakete ist jetzt im Knast, seitdem übertreffen sich die andern an Wohlverhalten.“ Da hält uns schon wieder eine „Rakete“ die Tür auf. „Bitteschön, ey“ sagt sie leutselig, als wir uns bedanken. Wir werden immer wieder begrüßt und angesprochen. Es ist eine Atmosphäre, wie ich sie sonst vom Dorf kenne.

Der Gebäudekomplex ist einer von denen, die mit jedem Winkel die Absurdität unserer Sanierungsmaßnahmen verkünden, weiträumig und in ausgezeichnetem Zustand, wie geschaffen für ein Modell neuer Nachbarschaft. Der Raum, in dem wir Abendbrot essen, unterscheidet sich kaum von den Gemeinschaftsräumen anderer normaler legaler Wohngemeinschaften. Weiß gestrichen, Poster, langer Tisch, an einer Wand die Pläne für die verschiedenen „Dienste“: Küchendienst, Putzdienst, Besetzerrat, Nachtwache, sogar der Urlaub muß eingetragen werden. „Anders leben“ ist wohl nur auf der Basis von viel Bürokratisierung möglich.

Jemand erzählt, daß in der TU eine Veranstaltung zur Amnestie für Hausbesetzer stattfindet. Eigentlich sind alle zu müde, um hinzugehen, aber einer geht dann doch.

Übrigens übernachtete ich lieber zuhause. Mir kommt dieses demonstrative „im besetzten Haus schlafen“ ein bißchen albern vor. Außerdem habe ich in diesem Winter sowieso schon so viele Zipperlein.

22.3.81

In der Adalbertstraße direkt an der Mauer soll ein „Kinderbauernhof“ entstehen. Seit drei Tagen gibt es dort ein Fest.

So einen Sonntag haben wir in diesem Jahr noch nicht gehabt: Blauer Himmel, lauer Wind und überall unmißverständliche Zeichen des beginnenden Frühlings. Gerd und ich laufen vom Chamisso-Platz zur Adalbert-Str. herüber. Ganz Kreuzberg kommt aus den Häusern; Spielplätze und Bürgersteige sind voll von türkischen Kindern, Wohngemeinschaften frühstücken auf der Straße und Hausbesetzer lassen ihre Beine aus dem Fenster baumeln. Viele ihrer Transparente haben schon Verschleißerscheinungen, aber wenn sie so im Frühlingswind flattern, stört das nicht.

„Westberlin ist das Disneyland der bundesdeutschen Linken“ soll ein mir flüchtig bekannter amerikanischer Gastdozent einmal gesagt haben. Dieses Kreuzberg ist aber eher das unbesiegte gallische Dörfchen aus „Asterix“; überall an den Wänden verkeilen sich Sprechblasen der „Szene“ mit denen ihrer Gegner. „JESUS LEBT“ – „Gabriele stirbt“, „Anarchie ist machbar, Frau Nachbar!“ – die Anarchie der Meinungen bestimmt. „FREIHEIT FÜR KROATIEN - und für Detlef“, „Türken raus“, „verschwinde Staat“. ALDI am Kottbusser Tor hat immer noch Bretterverschalungen statt Fensterscheiben – Ergebnis der Dezemberkrawalle – aber auf den Brettern prangt die Urparole des Kapitalismus: „Wir verkaufen weiter!“

Das Fest in der Adalbertstr. hat seinen Höhepunkt längst überschritten, aber frühlingshaft ist es auch hier und zu sehen gibt es eine Menge. „Kommando Tod oder Leben“ steht an einer Wand und davor ein Stall mit zwei Kaninchen, den Ureinwohnern des Kinderbauernhofes. Die schwangere Ziege wartet etwas verloren neben dem Straßenschild, an dem man sie festgebunden hat, auf irgend etwas. Von dem dreibeinigen Schwein, das es auch hier geben soll, ist nichts zu sehen.

„You are leaving the American Sector!“ Wir setzten uns an eine windgeschützte Stelle an der Mauer, da, wo „Guten Morgen, du Schöne!“ steht. Ein älteres Ehepaar im Sonntagsstaat kommt vorbei. „Jetzt guck dir das an“, sagt sie zu ihm: „Erst wolln se aus dem Dreck raus, jetzt haben die Kinder es geschafft und nun sind die Kinder von denen wieder drin.“

Immerzu kreuzen amerikanische Landrover und Polizeiwagen durch das befreite Gebiet und lassen ahnen, daß es hier nur um Freiheit auf Zeit geht. Was wird nach dem 10. Mai sein?

25. 3. 81

In der Lehrergruppe höre ich, daß am Fraenkelufer im großen Stil Räumungen begonnen haben. Daher die vielen Polizeiwagen, die heute in Neukölln herumfahren. Sie fielen mir auf, und gleichzeitig sah ich schon über sie hinweg wie über eine alte Gewohnheit.

Die Betroffenheit unter meinen Kollegen ist aufrichtig. Dabei hat kaum einer von ihnen direkt etwas damit zu tun. Sie wohnen in gepflegten Altbauwohnungen und Eigenheimen in den Außenbezirken. Sie sind unzufrieden, aber Luft zum Atmen haben sie noch. Und sind schnell bereit zu hoffen, wenn irgendwo Veränderungen passieren, die mehr Freiheit versprechen.

Osterferien. Wie 90 % aller Berliner Lehrer packe ich mein Standard-Gepäck, um woanders das Leben nachzuholen, das die Stadt mir vorenthält. In den letzten Tagen konnte ich mich um Hausbesetzer nicht kümmern. Ich war selber besetzt. Besetzt vom Endspurt in der Schule, von Gewerkschaftsterminen und schließlich von einer Erkältung, die mich drei Tage in meine Wohnung gesperrt hat.

Wenn wir wiederkommen, gibt es vielleicht schon 200 besetzte Häuser in Berlin. Oder die Räumungen gehen weiter, und es gibt hier und da eine Straßenschlacht mit immer länger werdenden Zwischenphasen der Friedhofsruhe. Bis die Unruhe wieder aufbrechen wird – möglicherweise an einer ganz anderen Stelle. Kann sein, daß die Türken plötzlich die Nase voll haben. Oder arbeitslose Jugendliche lassen sich etwas einfallen, was alle verblüfft. Und viele wie ich stehen wieder am Rand, haben es kommen sehen, sind ratlos, solidarisch aus der Ferne und schwanken zwischen Angst und Hoffnung.

Judith Schwaab

Instandbesetzen lohnt sich doch, my darling . . .

Montag, 21 Uhr:

Sekunden sitze ich und versuche, den Eindruck jener Stunden wiederzubekommen – die Bilder, die sich mir unlösbar einprägten, die Hupfer, die mein Herz manchmal machte, vor Angst, vor Freude – und das, was ich jetzt noch, wie aus weiter Ferne, höre: unsere Lieder, unser Singen, das uns Mut machte, das unsere Wut hinaus schrie, unsere tiefe Angst fortblies wie Wasser aus einem Strohhalm.

Auf meinem Unterarm, langsam verblassend, die mit Kuli geschriebenen Nummern der Rechtsanwälte. Meine Hände auf der Schreibmaschine: wie hartnäckig diese dicke, schwarze Farbe ist, die sie bei der Abnahme der Fingerabdrücke verwenden – man sieht immer noch die Grenze am Knöchelglied.

Eigentlich mag ich sie nie mehr abscrubben, diese Farbe ebenso nicht wie die Erinnerungen und Erfahrungen des vergangenen Tages, auf die ich stolz bin und die ich immer wieder erzählen muß – und will!

Genau vor vierundzwanzig Stunden . . .

. . . Seit einer Stunde ist das Haus besetzt. München-Neuhausen, Albrechtstr. 31, Besitz der Bundeswehr, seit anderthalb Jahren leerstehend. Hier, im Kreiswehrrersatzamt, wurden Kriegsdienstverweigerer verhört. Die Frage: ob sie bewaffnete Gewalt ausüben wollen für diesen Staat. Diesen Staat, der es zum Beispiel trotz des GG-Paragraphen über die Sozialbindung des Eigentums zuläßt, daß Tausende von Wohnungen leerstehen, ungenutzt, als reines Spekulationsgut, daß man sich als Schmarotzer eine goldene Nase verdienen kann, während Hunderttausende von Leuten vergeblich nach einer menschen-

würdigen Wohnung suchen! Dieses Haus ist so ein Haus. Ein schöner Bau, weiß, dreistöckig, mit Erker und Turm und großen Räumen. Schweinerei, denke ich mir, als ich die frischgetünchten Zimmer betrachte – nur noch Wasser und Licht müßte man anstellen und könnte praktisch einziehen! Was für ein herrliches Jugendzentrum es abgeben würde, welch großartige Wohnungen!! In Gedanken haben wir es gleich eingerichtet, „unser Häuschen“, wie wir es zärtlich nennen . . .

In allen Räumen sind an den Fenstern Kerzen aufgestellt, an der Vorderfront hängen Transparente: „Wer Häuser leerstehen läßt, ist ein Verbrecher!“ Draußen bleibt nicht mehr lange die ruhige, gespenstisch stille Wohngegend – auf der Straße tauchen von allen Seiten die ersten schattenhaften Gestalten auf, ich erkenne Freunde, Genossen und habe ein heißes Glücksgefühl, als es immer mehr werden, die kommen, zu unserem Schutz, aus Solidarität mit uns. Es ist das erste Mal von vielen weiteren Malen in diesen Tagen, wo die Angst und das Gefühl etwas Unerlaubtes zu tun von mir abfällt, wo ich weiß, daß wir in Zukunft gerechten Gesetzen Autorität geben werden und daß dabei nicht nur die vielen da unten auf unserer Seite sind.

Bald sind es ein paar hundert Leute, die dort unten in der Kälte stehen und sich nicht mehr vom Fleck rühren wollen.

Mordsstimmung breitet sich da oben bei uns aus, wir haben schon einige Lieder gesungen – einer hat eine Gitarre dabei –, uns schon tausendmal umarmt, an den Fenstern gedrängt, um die anderen zu begrüßen. Die ersten Streifenwagen tauchen auf, bleiben kurz stehen, fahren weiter, immer noch Blechwagen mit ratlosem, aber kräftig funkendem Inhalt . . .

Oben und unten beginnen die Sprechchöre: nicht nur das alte „Eins, zwei, drei . . .“ sondern auch „Sonntag frei für die Polizei“ (die langsam zahlreicher wird) und „Besetzer raus aus Stadelheim, sperrt dafür den Tandler ein!“

Klar, daß wir viele, viele Male unsere Absichten, die politische Begründung für die Hausbesetzung herunterrufen (irgendwann bekommen wir sogar ein Megaphon), daß wir immer wieder den friedlichen Charakter dieser Aktion beschwören und zum Friedlichbleiben aufrufen.

Und es wird ja auch schon bald ernst: um neun Uhr rücken die ersten Plexiglasbulln an, Bereitschaftspolizei mit Helm und Schild. Bei uns oben keine Panik, denn in Sekunden hat sich unten eine undurchdringbare Mauer von Menschen schützend vor den Zaun gestellt. Geilende Pfiffe, das „Wehrt Euch, leistet Widerstand, gegen Polizeiterror im Land!“ in einem Chor von vielen hundert Stimmen – das ist stärker, viel stärker als diese Drohnen in Plastik, als diese massive Gewalt, die sie ausströmen und die unwillkürlich meine Hand sich zur Faust ballen läßt.

Mir ist Gewalt zutiefst zuwider, aber ich schaffe es nicht, mich ihrer Drohgebärde zu entziehen, wenn sie mir begegnet. Das Gefühl von Haß, das in mir aufsteigt, hat eine geradezu befreiende Wirkung, aber man muß es durch Singen, durch Schreien, durch Rufen besänftigen, im positiven Gefühl der Zusammengehörigkeit aufheben. Genau das ist auch der Grund, warum es so gut ist, da oben ständig einander so nah zu sein – es gibt so oft Umarmungen oder einfach einen Arm, der sich einem um die Schulter legt und einen Kameraden, der einem ein nettes Wort sagt. Kalt ist es nicht hier oben, weil wir

uns gegenseitig wärmen, mit unseren Liedern „the Union is behind us, we shall not be moved“, und vor allem mit der *Solidarität*. „Wehrt Euch, leistet Widerstand . . .“ – das ist die besiegte Angst in uns, der ungeheure Mut, der in einem aufwallt, und man faßt den an, der einem am nächsten steht, oder guckt aus dem Fenster und sieht diese vielen, vielen Menschen, die mit einem auf einer Seite stehen und zu uns gehören – und dann weiß ich plötzlich, daß ich das Rechte tue, nicht nur mit dieser Hausbesetzung, sondern mit allem, wofür ich als Kommunist in diesem Land eintrete und worauf ich hinarbeite.

Es sind viel zu selten solche intensiven Gefühle, die man in unserer Arbeit hat – die so knochenhart ist in den Diskussionen, die wehtun und bedrücken kann durch das Ausstoßen und Isolieren, das unsere Gesellschaft als Sanktion für Andersdenkende betreibt. Sie versucht es zumindest, denn da ist eben noch die Solidarität, das Gefühl, nicht allein zu stehen, das einen in solchen Momenten regelrecht überrollt. Da weiß man, daß diese Kraft nicht aufzuhalten ist; es ist etwas, was mich als Person wachsen läßt und mir die Stärke und den langen Atem gibt, die wir so dringend brauchen.

Langer Atem: diese Nacht scheint er uns nie auszugehen. Immer um die volle Stunde geben wir unter riesigem Beifall die neue Zahl der Stunden an, die das Haus jetzt besetzt ist. Wir alle wissen, daß jede Stunde, die wir das Haus halten können, unseren Erfolg vervielfacht. Längst sind Presse und Rundfunk anwesend, man hat sie ziemlich schnell in eine Art Pferch jenseits der Straße verfrachtet, von wo aus sie nur noch einen Bruchteil des Geschehens im Auge haben. Längst haben uns viele Grußadressen erreicht, die man uns durch offene Fenster wirft; es beginnt ein reger Verkehr von unten nach oben, vor allem auch in Form von Eßsachen und Getränken für unsere langsam aufmukenden Mägen. Eine wahrhaft handfeste Form der Solidarität, diese Mettwurstbrote, und welch ein Genuß, den gespendeten Weißwein mit 40 Leuten zu teilen.

Wir haben immer etwas zu tun da oben in unserem Zimmer, wir dichten neue Hausbesetzertexte zu alten „Hänger“-Liedern („Marmor, Stein und Eisen bricht, aber unser Häuschen nicht, alles, alles geht vorbei, auch die Polizei!“) Und immer wieder ans Fenster, wo sich natürlich alles drängelt, und sehen, daß es immer mehr werden und daß die vielen auch bleiben, obwohl es elend kalt geworden sein muß da unten – und obwohl uns immer klarer wird, daß die unten auch nicht gerade in eine rosige Zukunft blicken, wenn man sich anschaut, was die Polizei, je später es wird, an „Menschenmaterial“ ankarrt. So viele blutjunge Typen sind dabei – kriegsmäßig ausstaffiert und sicher entsprechend aufgehetzt gegen uns – was diese Polizeipsychologen ja gewiß gut können. Klar, daß auch viele von ihnen Angst haben, daß so mancher vielleicht sogar auf unserer Seite steht. Aber für mich sind sie in diesem Moment zuallererst Funktionsträger dieses Systems von Profit und Herrschaft, das sie wie die Idioten hin und her schickt, als seien sie ferngesteuert, das ihnen das Denken verbietet und sie Dinge tun läßt, die doch ihren Interessen zutiefst widersprechen. Deshalb wäre es idiotisch, den Haß, der immer wieder hochkommt, wenn man sich vor Augen hält, daß sie acht Hundertschaften brauchen, um 40 Leute aus einem Haus zu holen, diesen Haß gegen sie zu richten, ohne im Hinterkopf zu haben, daß auch sie immer noch Menschen

sind, mit eigenen menschlichen Wünschen und Lebensplänen, Leute, die mit ihrem Geld rechnen müssen und vielleicht sogar vergeblich Wohnungen suchen wie andere Lohnabhängige auch.

Jedenfalls werde ich viele Tage brauchen, um selbst vor dem verkehrsregulierenden Schupo auf der Kreuzung nicht mehr im geheimen die Faust zu ballen. Das zu überwinden – dabei hilft mir am meisten die Einsicht, die sich in dieser Nacht bewahrheitet, nämlich, daß die Friedlichkeit der Aktion und unserer ganzen Arbeit das A und O ist. Wenn Gewalt, dann nicht von uns – wir wollen friedlich bleiben!

Es ist schon nach Mitternacht. Die Leute vom ZDF sind bei uns, machen Interviews und drehen Filme, die wahrscheinlich nie gesendet werden. Was das Auge der Kamera, die die Fernsehleute aus dem Fenster halten, aufzeichnet, würde wohl auch so manchem in der BRD die Augen öffnen, darüber, wie eine gewalttätige Auseinandersetzung aus einer solchen Situation entstehen kann. Immer mehr und mehr Mannschaftswagen fahren durch die Nacht heran, spucken Bereitschaftspolizei aus, die plötzlich im Sturmschritt auf das Haus zurennen, Plexiglasschild vor der Brust – zum Schutz vor wem?

Pfiffe, Schreie, Sprechchöre. Wieder die Menschenmauer zu unserem Schutz. Strategische Auf- und Abbauspiele der Bullen am rechten Rand – mehrere Male denken wir, es sei soweit.

Das Versprechen, bei der abzusehenden Räumung bei uns zu bleiben, uns sozusagen mit den Augen der Öffentlichkeit zu schützen, vergessen die ZDFler schnell.

Was sich unten tut, ist so ungeheuerlich, so grotesk, daß es sich, glaube ich, jedem von uns unauslöschlich einprägt. Man geht von Polizeiseite aus daran, uns die Zeugen zu nehmen, d. h. die große Demonstrantenmenge unten links, die weit nach Mitternacht immer noch nicht daran denkt, sich aufzulösen oder sich zurückdrängen zu lassen. Wir oben müssen tatenlos zusehen, wie sich unten immer wieder und wieder welche auf den Boden setzen, nicht zurückweichen vor den Bullen, die knüppeln, schlagen, stoßen, aber eigentlich nicht sehr viel weiterkommen wegen dieses großartigen passiven Widerstandes. Uns im Haus packt die nackte, hilflose Wut, ich stehe über die anderen gebeugt und muß es mir anschauen, ich kann nicht anders. Diese Eindrücke kommen mir vor wie etwas, das man für immer aufbewahren muß in seinem Gedächtnis. Wir stehen am Fenster, schreien nur noch „friedlich bleiben!“ und „keine Gewalt“, aber das wütende Heulen droht immer wieder aus mir herauszubrechen, ohne daß ich es dann noch aufhalten kann. Ich glaube kaum, daß ich die einzige bin in diesen Minuten, die droht, die Nerven zu verlieren – aber es ist so gut, daß alles tapfer aushält um mich herum, so daß ich mich fast ein bißchen schäme für meine Regungen.

Wir alle spüren, welch ungeahnte Kraft hinter dem passiven Widerstand steckt, welche Gefahr für die Herrschenden friedliche Menschen sind, der Frieden überhaupt. Nicht die paar Flaschen, die einige, wahrscheinlich von Provokateuren aufgehetzte Jugendliche werfen, sondern Worte und Argumente, unsere Überzeugungskraft ist das, was uns unschlagbar macht.

Auch nach dem Abmarsch der Schlägerbullen – unter unserem sarkastischen Zählen „1, 2, 1, 2 . . .“ vergeht noch viel Zeit. Lautsprecherwagen der Polizei

fahren an – ein Zeichen, daß man die Räumung vorbereitet. Von unten tönt es „Ihr seid toll da oben, man muß euch wirklich loben!“ wir geben es entsprechend zurück. Mit „Guantanamo“ und „Venceremos“ singen wir uns die Angst weg.

Dann, irgendwann, von irgendwo her, der Ruf: „Sie kommen!“ Gar keine Hektik oder Panik plötzlich – wir setzen uns alle einfach auf den Boden, die Knie hochgezogen, lassen die Türen offenstehen, um zu vermeiden, daß sie eingeschlagen werden.

Wir tun gut daran, wie die tollwütige Gewalt beweist, die die Bullen beim Einfall in das Haus an den Tag legen. Es sind entsetzliche Geräusche, Splintern, Brechen, Gestapo-Getrappel auf der Treppe, die ersten, die mit Schilden bewaffnet nach oben kommen, treten die Nachbartür, obwohl unverschlossen, mit Funksprühen ein – mit einer Vehemenz und Wut, die sich wohl lieber gegen uns gerichtet hätte.

Mit erhobenen Händen, völlig still, sitzen wir auf dem Boden, dicht nebeneinander, als der erste ins Zimmer kommt: schwere, genagelte Knobelbecher, kackgrüner Kampfanzug, ein armlanger Knüppel in der Faust, weißer Helm auf dem Kopf – ein rohes, bärtiges Gesicht. Offensichtlich rasende Wut im Bauch – als hinten einer irgendeinen Ton von sich gibt, schwingt er lässig den Knüppel und drückt ein überdeutliches „Wenn ihr provozieren wollt, nur zu. . .“ durch die Zähne. Wir beschwören und beschwichtigen: „Wir wollen friedlich bleiben, keine Gewalt!“ – denn es ist uns bewußt, daß die kleinste Provokation uns diesen Typen hilflos ausliefert. Unten weiß natürlich keiner, was mit uns passiert, wir sind ja auch nicht mehr zu sehen oder zu hören. Aber es ist ein unbeschreiblich gutes Gefühl, die anderen unten zu hören, zu wissen, daß sie bis zum Schluß dableiben werden, bis auch der letzte abtransportiert ist – natürlich nicht unter ihren Augen, sondern verdeckt hinter geschickt aufgestellten Polizeifahrzeugen durch den besetzten Garten. Immer wieder klingt das „Ihr seid toll da oben!“ herauf, und ich weine beinahe, als jemand John Lennons „Give peace a chance“ anstimmt.

Natürlich lassen sie uns jetzt ein bißchen schmoren und natürlich sind unsere Nerven gespannt bis zum Zerreißen. Aber es gibt etwas, das unsere innere Vibration lösen kann: wir beginnen zu summen, „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“ und „Die Moorsoldaten“. Der Text hätte natürlich provoziert, aber dem Summen, das ungreifbar und stark klingt aus so vielen Kehlen heraus, können sie nichts entgegenstellen, als ein bißchen Knüppelschwingen.

Immer neue, immer anders kostümierte Bullen stecken die Köpfe herein, machen blöde Bemerkungen („Schau sie dir an, wie die Tiere im Zoo!“) oder schießen Fotos von uns. Sogar einen Psychologen von der schleimigsten Sorte schicken sie herein, um uns einzuwickeln, aber alles ohne Erfolg. Den Psychologen sehen wir zwei Tage später wieder – noch nicht einmal verkleidet – wie er bei der Solidemo in einer Gruppe Punker herumfetzt . . .

Ich glaube, jeder von uns ist froh, als endlich der „Abtransport“ beginnt. Ich bin eine von den ersten, lasse mich ein Stück durch den Gang schleifen, wo Fotoblitz aufleuchten und man mich anstarrt wie einen Schwerverbrecher. Vor der Treppe kapituliere ich und gehe hinunter – die beiden Bullen rechts und links vor mir, Milchbubis, bis an die Zähne bewaffnet, halten mich mit vier

Händen krampfhaft fest, als ob ich nur eine winzige Chance hätte, heil davonzukommen, wenn ich losrennen würde. Die Gewalt, jetzt, wo sie mir so nah ist, lähmt mich total, da ist keine Wut mehr, sondern nur noch Beklemmung. Dann durch den Garten, vorbei an zwei jungen Nachbarsleuten, die am Fenster stehen und ein paar nette Worte sagen. Weiter vorn höre ich die Sprechchöre, zu sehen sind nur die Rücken von Dutzenden Polizisten. Das Flutlicht gibt dem Ganzen eine grell unwirkliche Stimmung, die mich nicht losläßt, als ich von oben bis unten abgetastet, durchsucht und zum ersten Mal mit Nummer geknipst werde.

Dann sehe ich einige von unseren Jungen, die auf dem Boden flach liegen, durchsucht werden. Ich sehe ihren Gesichtern an, daß man sie brutal behandelt hat, später erfahre ich, daß einige von ihnen beim Runtertragen geschlagen und getreten wurden.

Für Sekunden bekomme ich eine wahnsinnige Angst, irgendwie isoliert zu werden, allein aufs Revier geschafft zu werden, ohne noch irgendjemanden wiederzusehen. Doch in der vergitterten grünen Minna, in die man mich bringt, treffe ich sie alle wieder, auch Demonstranten, die man aus der Menge festgenommen hat.

Und – was für eine Bombenstimmung im Zeiserlwagen herrscht! Ich bin unendlich dankbar dafür, wieder Freunde um mich zu haben, die paar Minuten allein mit der Staatsgewalt haben mir gereicht.

Die Zeit, bis der erste Zeiserlwagen voll ist, vergeht schnell, unter den galgenhumorigen Späßen, die wir machen.

Als wir losfahren, und mit all unserer übriggebliebenen Stimmgewalt aus der vergitterten Luke rufen „Mut, Mut, Mut, uns gehts gut!“ schallt uns ein vielhundertfacher Chor von draußen entgegen . . .

In der Ettstraße, im Polizeipräsidium sind Dinge vorgekommen, die der Anprangerung bedürfen: man hat uns stundenlang jegliche Kontaktaufnahme mit einem Rechtsbeistand verweigert. Man hat einzelne von uns, vor allem unsere 14jährige Jüngste, brutal verhört, sie unter Druck gesetzt, erpreßt und so fertig gemacht, daß sie weinend zurück in die Zelle kam. Man hat uns wie Verbrecher behandelt, Fingerabdrücke genommen und Gangsterfotos von uns geschossen. Man hat uns angelogen in bezug auf unsere Rechte und Pflichten der Staatsmacht gegenüber, hat uns mit wochenlanger Einzelhaft in Stadelheim gedroht, was absolut nicht abwegig war, da zu diesem Zeitpunkt noch viele der Nürnberger Verhafteten im Knast saßen. Und schließlich muß man ein Wort zu den beiden Spitzeln verlieren, die man zu uns ins Haus schleuste, die aber mit ihren Provokationen kaum etwas erreicht hatten, als sie (ohne erkenntnisdienstliche Behandlung) aus der Ettstraße verschwanden. Man kann getrost davon ausgehen, daß es solchen Leuten in Zukunft nicht mehr so leicht gemacht wird!

Es waren nochmals zehn Stunden, die wir in der kahlen Gemeinschaftszelle in der Ettstraße verbrachten. Sie gingen zäh an uns vorbei, die wir müde und zermürbt, aber siegesbewußt waren.

Der mauererschütternde Krach, den wir in der Frauenzelle machten, als uns keine Möglichkeit zum Telefonieren gegeben wurde, ist mir noch im Ohr: das Klappern der ausgezogenen Schuhe auf den Holzpritschen, der Schlüsselbünde

an den Heizkörpern, unsere heiseren Stimmen, die „Rechtsanwalt, Rechtsanwalt!“ skandierten – und dann wie aus weiter Ferne, ganz leise, die Antwort „unserer Männer“, die die ganze Zeit direkt unter uns gesessen hatten, ohne sich zu mucksen . . . Mittels unserer zusammengeknöteten Halstücher (deren verlängertes Ende ein BH war!) ließen wir ihnen einen aufmunternden Zettel zukommen, den sie mit Affengebrüll begrüßten.

Dann eine Antwort – „Wir lieben Euch!“ – die letzte allerdings, weil man sie dann, um sie unserem schädlichen Einfluß zu entziehen, in einen entfernten Trakt verlegte . . .

Und – nie vergessen werde ich auch die Stufen am Polizeipräsidium, die ich mit einem lauten „Wir sind frei!“ hinuntersprang, als ich um 15 Uhr entlassen wurde – um als erstes die nächstliegenden Zeitungskästen mit „unseren“ Schlagzeilen zu entdecken.

Solidarität – sie sollte uns in den nächsten Tagen noch oft begegnen. Uns alle hat diese Solidarität, haben diese ganzen Ereignisse verändert. Vielen von uns, auch mir, ist so manches klar geworden über die eigene Entwicklung. Natürlich denkt man an die Eltern, an die gute bürgerliche Erziehung: ja nicht abweichen vom Pfad des Erlaubten, ja keinen Ärger mit der Polizei, sich ja nicht das Leben versauen. Aber – daß wir uns schon längst auf dem anderen Weg an der bürgerlichen Selbstlüge vorbei befinden, auf dem Weg, der Kampf heißt und Ruhelosigkeit für den Einzelnen, aber Frieden und Menschlichkeit für die Zukunft – das habe ich in dieser Nacht begriffen. Und – zu der Erkenntnis, daß dieser Weg der richtige ist, den wir gehen – dazu haben „die Albrechtstraße“ und die Solidarität einen Mordsbeitrag geleistet . . .

. . . es ist überhaupt das Höchste,
wenn die Leute singen

Gespräch mit Karin Schütz, 21 Jahre, gegenwärtig Ausbildung als Erzieherin

kk: Als hier in München das leerstehende Haus in der Albrechtstraße 31 besetzt wurde, warst du hörbar mit dabei: du hast, glaube ich die ganze Nacht hindurch gesungen, oben aus dem Fenster heraus. Und die tausend Leute auf der Straße hatten großen Spaß daran. Eine Münchner Zeitung hat später dann von der „Zarah Leander von Neuhausen“ geschrieben. Ist das nun der große Durchbruch?

Karin Schütz: Na, irgendwie hat mich das schon beeindruckt. Aber es kommt nicht so darauf an. Ich finde, es ist überhaupt das Höchste, wenn die Leute singen. Denn das macht erstens einmal unheimlich viel Mut, man fühlt sich stark. Dann ist es etwas, was man gemeinsam macht. In diesem Sinn glaub ich, ist meine Person jederzeit austauschbar.

kk: Ach bitte, so was wie Stimme gehört wohl schon dazu. Und die ist in diesem Fall so, daß es weit über die Straße zu hören war, sehr angenehm zu hören, und

ansteckend, so daß nach kurzer Zeit wirklich viele mitgesungen haben. Was du sagst über die Wirkung des Singens, das kann ich nur bestätigen. Es hat die Leute, die da ein paar Stunden auf der Straße standen, tatsächlich stärker gemacht, hat ihnen auch irgendwie besser klar gemacht, warum sie da standen und daß es ganz unmöglich gewesen wäre, wegzugehen, so: man hat sich mal informiert, was da läuft, und dann geht man wieder.

Karin Schütz: Ja, das war der Punkt. Es kommt halt darauf an, daß die Leute erst einmal lossingen. Und an dem Abend war es so, daß auch die Polizisten geklatscht haben. Oder dann, am Schluß, als die Polizei schon im Haus drin war, war es ja eine Weile unheimlich still. Ich hab dann noch einmal angefangen zu singen, völlig heiser, die Stimme ganz tief, aber in solchen Situationen geht das eben. Dann war das Echo wieder da. Wichtig ist, daß jeder mitsingt, weil er dabei ist, und jeder dabei ist, weil er mitsingt.

kk: Es kommt wohl auch darauf an, was das für Lieder sind. Die hier haben sich bruchlos ergänzt mit den Durchsagen und Argumenten, die abwechselnd mit den Liedern und Solidaritätsadressen aus dem Fenster angesagt wurden. Am ehesten angekommen ist nach meiner Erinnerung der „Wehrt euch, leistet Widerstand“-Kanon, der ja eine sehr starke Melodie hat. Übrigens weiß ich noch, daß ich den Lesebuchtext, den sie uns in der Schule dazu beigebracht haben, immer abgelehnt hatte. So eine Art Ansichtskartenbild: Pferdewagen, Himmel, goldene Garben. Jetzt ist der Text endlich auf das Niveau der Melodie gekommen.

Karin Schütz: Es ist ein alter russischer Kanon, die Melodie ist unglaublich schön, hat so was Weites, Starkes und zugleich Weiches. Ich hab das Lied zum ersten Mal auf einer Berufsverbotsdemonstration gehört, und es schien mir an diesem Abend auch zu passen.

kk: Und die anderen Lieder, die ja alle mit dem aktuellen Anlaß zu tun hatten?

Karin Schütz: Meine Freunde haben mich aufgeholt, als sie schon eine Zeit im Haus drin waren. Die meisten Lieder waren fertig, als ich kam. Aber sie müssen am laufenden Band Texte produziert haben . . . Bärbel und Heinz, die da kräftig mitgedichtet haben, meinen, der Spaß an der Aktion hätte sie alle so beflügelt, daß in der Tat ein Text nach dem anderen entstand. Es sind an dem Abend gar nicht mal alle aufgeschrieben worden, und jetzt erinnert sich natürlich auch keiner mehr. Aber es entstehen immer noch neue Lieder. Als ich raufkam, hat es schon gegeben: „Eijeijeiei der Strauß muaß weg“ (nach dem bayerischen „Eijeijeiei de Goaß is weg“), und nach einer Schlagermelodie, „Leere Häuser muß man bsetzen . . .“, auch „Neuhauser Nächte sind lang . . .“ Es macht natürlich Laune, auf Melodien, die man kennt und mag, neue Texte zu singen. Zwischendurch hab ich halt gesungen, was ich so konnte.

kk: Und wie hat „Zarah Leander“ singen gelernt?

Karin Schütz: Gelernt? Wir waren zuhause ziemlich viele Kinder, wohnten in einer engen Wohnung, aber alle wollten ein Instrument spielen. Das ging nicht, einmal wegen Geld, und dann, weil das in so einer Wohnung nicht möglich ist. Aber meine Mam, die hat bei der Arbeit oft vor sich hingetrallert, und wir Kinder haben mitgesungen. Und beim Radio mitgesungen. Später haben wir in einem eigenen Haus gewohnt, konnten Blockflöte und solche Sachen lernen. Wir sind übrigens elf Geschwister, wir haben daheim wirklich sehr viel

gesungen.

kk: Kommst du eigentlich mehr vom Land oder aus der Stadt?

Karin Schütz: Aus der Kleinstadt. Meine Mutter hat übrigens auch noch einen Schulbus gefahren, Busse gewaschen . . . und gesungen, wann es ging. Dann hab ich Gitarre gelernt, von meinem Bruder, der hatte Unterricht.

kk: Du bist nach München gekommen, um eine Erzieherinnen-Ausbildung anzufangen?

Karin Schütz: Ja, vorher habe ich versucht, etwas mit Musik zu machen, in Salzburg, aber ich hab überhaupt keine theoretische Grundausbildung gehabt, die hätte ich aber gebraucht. Mit der Querflöte habe ich zu spät angefangen, jedenfalls hat es nicht gereicht, daß sie mich am Mozarteum genommen hätten. Da stand ich ziemlich allein auf der Straße und war froh, daß ich die Ausbildung hier machen konnte.

kk: Hast du überhaupt schon vor größerem Publikum gesungen?

Karin Schütz: Nein, aber das war ja auch kein „Auftritt“, sondern etwas, das man zusammen gemacht hat. Obwohl – man ist schon auch weitgehend für sich, wenn man singt. Als die Polizisten ankamen, hab ich ziemlich Muffe gekriegt und hatte das Gefühl, jetzt mußt du singen. Um Kraft zu kriegen und um den anderen zu zeigen, wir sind noch da, und um alle anzuregen, wieder zu singen. Einerseits war es furchtbar anstrengend, andererseits glaube ich, ich hätte es gar nicht durchgehalten, ohne zu singen. Da hat sicher jeder seine Mechanismen, woran er sich hält in so einer Situation. Außerdem hat Singen sowas Überzeugendes. Wenn man Leut zu was bringen will, dann ist Singen sehr gut.

kk: Wie bist du zu engagierten Liedern gekommen?

Karin Schütz: Dieses italienische „C'era un ragazzo. . .“ hab ich in Italien von zwei Mädchen gehört, die haben mir auch den Text beigebracht. Dann habe ich sehr früh Kontakt zu Leuten aus der DKP gehabt, schon zu Hause. Wir haben halt zusammengesessen, am Lagerfeuer und bei verschiedenen Feiern, und haben gesungen. Das hat mir so gefallen, daß ich mich immer mehr umgeschaut hab: was gibts noch für Lieder und welche davon sind für mich. Ich hab auch nach bestimmten Themen gesucht, über den Krieg und über die Zeit vom Faschismus. Als ich noch sehr jung war, hat mich ziemlich stark dieses Lied vom kleinen Trompeter berührt, und auch dieses russische „Durchs Gebirge, durch die Steppen. . .“. Fasziniert haben mich auch die alten Arbeiterlieder, ihre Atmosphäre, zum Beispiel das Büchsensteinlied.

kk: Das haben bei dir daheim die jungen Genossen gesungen?

Karin Schütz: Es haben die jungen gesungen, aber es waren auch alte Genossen da, die das weitergetragen haben.

kk: Ist dir unter den bekannten Sängern jemand besonders nahe?

Karin Schütz: Früher hab ich die Joan Baez sehr bewundert. Ich habe viele Lieder von ihr gesungen, und Lieder von Bob Dylan hab ich gesungen. Ich war dann ziemlich entsetzt, wie ich erfahren hab, was aus dem geworden ist. Jetzt sind das eher mehr bestimmte einzelne Lieder und Situationen, wo ich denke: das möchtest du können. Maria Farantouri etwa, das interessiert mich sehr, was sie macht.

kk: Machst du auch eigene Lieder?

Karin Schütz: Ja, aber das ist schwierig. Wenn man eigene Lieder macht, müssen die schon so sein, daß sie auch andere Leute betreffen. Daß das nicht so persönlich ist – nee, schwierig, schon persönlich, aber so hingestellt, daß die anderen das annehmen können und sich drin sehen können. Was man mit Liedern alles machen kann, das hab ich zwar vorher immer schon geglaubt, aber in der Nacht in der Albrechtstraße war das schon . . . na, konkret.

kk: Ihr habt auch gesungen, als ihr verhaftet wart?

Karin Schütz: Als die Polizei ins Haus kam, die haben erst einmal die Türen eingetreten, ihr habt das draußen ja gehört . . .

kk: . . . und Angst gehabt . . .

Karin Schütz: Wir auch. Als sie dann in unserem Zimmer standen, das war eine Irrsinnssituation. Da haben wir angefangen zu summen, ganz leise, „We shall overcome“, das ging. Sie haben dann alle nacheinander rausgebracht; nachdem zwei Drittel verhaftet waren, hab ich noch mal zum Fenster raus gesungen. In der Ettstraße, frühmorgens, sind wir eine Weile in dem dunklen Hof gestanden, zwischen den hohen Mauern, das war ein ziemlich blödes Gefühl da. Und ich hab nochmal angefangen zu singen. Gleich kam so ein Typ und hat es mir verboten, es würde die im Haus stören. Aber wir haben weitergesungen, auch noch auf der Treppe, und in der Früh wieder. Wir haben Sprechchöre gemacht und eben gesungen. Sie sind ein paarmal reingekommen und haben uns das wieder verboten, hat aber nichts genützt. Es klingt immer so ein bißchen pathetisch, wenn man sagt, „Kunst als Waffe“, stimmt aber, in so einer Situation weiß man das ganz genau.

kk: Haben sie dich beim Verhör irgendwie besonders angepackt – musikalischer Rädelsführer sozusagen?

Karin Schütz: Nein, das lief ganz anders. Ich hatte den Eindruck, sie haben die Typen, die uns dann vormittags verhörten, jeweils nach der Person ausgesucht: manchen sind sie brutal gekommen, anderen schlau und anderen wieder mehr väterlich. Aber das kann auch ein Zufall sein. Obwohl auffallend ist, daß sie gerade bei unserer Jüngsten besonders hart aufgetreten sind und versucht haben, sie einzuschüchtern und Aussagen rauszuholen. Bei mir hat gleich beim Reinkommen der, der meine Personalien aufgenommen hatte, gesagt: „Ah, die Karin mit der Stimme“. Und derjenige, der mich dann verhört hat, hat darauf auch ein paarmal angespielt: „dolle Alt-Stimme“ und so. Er hat wahrscheinlich zeigen wollen, daß er ein Kenner ist.

(Text nach der Melodie: Schuld war nur der Bossanova)

Als der kleine Joe flog aus der Wohnung raus
Zog er mit der Joan in ein leeres Haus
Dieses Haus stand leer, weils mehr Zaster bringt,
Doch unser Hausbesetzerchor, der singt:
Schuld warn nur die Spekulanten . . .

War es höhere Gewalt,
War das Haus zu alt,
Stands zu weit im Wald,

Otto Schmidl Eine Nacht lang: Staatsbürgerkunde kapitalistisch

Es ist Sonntag, der 15. März, ein sonniger Vorfrühlingstag. Gegen Abend besucht mich ein Freund, tut geheimnisvoll: „Weißt du schon, in München wird ein Haus besetzt, deine Tochter macht auch mit“. Ich wußte natürlich von nichts. Solveig, meine Tochter, hatte wohl vergessen, mich zu informieren. Meine Frau Hermine und ich waren uns rasch einig, da durften wir nicht zuhause bleiben. Mit etwas Mühe finden wir das Haus: eine größere Villa in der Albrechtstraße in Neuhausen. Früher war eine Behörde der Bundeswehr darin untergebracht, jetzt steht es schon längere Zeit leer. Auf ihrer letzten Bürgerversammlung forderten die Einwohner des Viertels, das Haus für ein dringend benötigtes Jugendzentrum zu verwenden. Aber nichts geschah. Jetzt wollen die jungen „Besetzer“ dafür sorgen, daß etwas geschieht! Etwa gegen 20 Uhr sind wir dort. Noch sieht es eher nach einer Studentenfete aus. In den Fenstern brennen Kerzen, dazu fröhliches Lachen und laute Musik. Nur die Transparente lassen erkennen, daß dieses Haus „besetzt“ ist. Auf der Straße bleiben einige Passanten neugierig stehen, außerdem ein Grüppchen von Freunden und Genossen der „Aktivisten“ im Haus. Dann die ersten Streifenwagen der Polizei, langsam schleichen sie um das Haus, bremsen zögernd davor, fahren aber weiter. Spähtrupps nannte man das beim Militär, zu dem ich – sechzehnjährig – 1945 eingezogen wurde.

Direkt vor dem Hauseingang parkt ein BMW mit niederbayerischer Nummer. Aufgeregt hastet eine Familie, Eltern mit zwei Kindern, heran. Offensichtlich gehört ihnen das Auto. Die füllige Mama zwängt sich in den Wagen, die Kinder, zwei Schulmädchen, lassen sich Zeit, wollen wissen, was da los ist. „Na machts schon, steigt eini“, drängt der Vater. Die abenteuerlustigen Mädchen betteln „Warten wir doch noch ein bisserl, wir möchten ja a sehn, was da jetzt geschieht“. Da platzt dem Autobesitzer der Kragen und er schreit: „Was da jetzt geschieht, möcht i net abwarten. Wir müssen schnell mit dem Auto weg. Die machen gleich alles kaputt hier. Dös sieht man ja immer im Fernsehen.“ Mittlerweile sind bereits Mannschaftswagen eingetroffen, behelmte und bandagierte Polizisten quellen heraus, sammeln sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite und warten. Die Einsatzleitung scheint strategische Probleme zu haben. Polizeioffiziere, in Uniform und in Zivil, verhandeln mit viel Gestik untereinander. Dabei wechseln sie, sobald Demonstranten in ihre Nähe kommen, den Standort. Achtung, Feind hört mit!

Das krieglerische Aufgebot sorgt für Publikum. Jetzt erst merken die Bürger

Wenn man meint, daß man
uns kriminalisieren kann,
Fängt der Häuserkampf erst richtig an.
Schuld sind nur die Spekulanten. . . .

aus der Umgebung, da muß was los sein. Immer mehr Zuschauer finden sich ein. In kleinen Gruppen wird eifrig diskutiert und gestritten. Die mit den jungen Leuten im Haus Sympathisierenden stellen eindeutig die Mehrheit. Überall hört man Zustimmung: „Recht hams. Die Mieten kann ja kein Mensch mehr zahlen. Dabei stehen Wohnungen leer. Eine Sauerei ist das.“

Die Stimmung steigt. Eine Hausbesetzerin singt gekonnt internationale Lieder, das Publikum applaudiert begeistert. Offenbar wirkt die Polizeimassierung anregend auf den Einfallsreichtum der jungen Leute im Haus. Ihre Losungen erreichen die Qualität von Kabarettpointen. Das nach bekannter Melodie gesungene „Wir besetzen jetzt der Bundeswehr ihr Häuschen“ entwickelt sich zum Hit.

Die Zuschauer sind zufrieden, nur der Polizeiführung paßt die Volksfestatmosphäre nicht. Einer ihrer Sprecher bellt über Lautsprecher: „Bitte räumen, sonst wird Gewalt angewendet!“ „Was, Gewalt wird angewendet“, spöttelt ein älterer Herr, „komisch, in den Zeitungen lese ich immer, die Polizei sei eingesetzt worden, um Gewaltanwendung zu verhindern“. Aus dem Haus antwortet man mit dem Gegenaufruf „Friedlich bleiben!“.

Aber nur eine Seite hält sich daran. Ein Trupp von 30 bis 40 Polizisten stürmt auf das Gartentor zu. Jemand schreit „Hinsetzen!“. Es ist verdammt kalt, trotzdem setze ich mich. Zwei Uniformierte packen mich an den Beinen und versuchen, mich wegzuziehen. Ich halte mich am Randstein fest. Eigentlich wollte ich ja ruhig bleiben, aber jetzt fluche ich.

Ein „Sympathisant“ hat für diese Situation die richtige Lektüre dabei. Das aufrührerische Buch ist die bayerische Verfassung. Er liest daraus die Absätze über das Recht auf Wohnen, das Recht auf freie Meinungsäußerung und über das Demonstrationsrecht. Die Vorlesung irritiert die „Verfassungshüter“. Sie schauen drein, als ob sie erstmals von diesem Ding erfahren, das sie „behüten“ sollen. Einige der jungen Beamten gestehen später auch offen ein, daß sie sehr wenig über Verfassung und Grundgesetz wissen. „Irgendwann war im Unterricht schon mal die Rede davon“ erinnert sich einer. Alle betonen aber, daß nach der Verfassung das Eigentum zu schützen sei. Das hat man ihnen eingehämmert!

Nach der fehlgeschlagenen Attacke auf das Haus probiert die Polizei eine neue Taktik. Mit Seilen sperrt sie ein Viereck vor dem Haus ab. Hermine wird hinter die Absperrung gedrängt, mit meinem Paß in der Tasche. Geschichten über Festnahmen ohne Ausweis fallen mir ein. Ich gehe also zu den Seilen und erkläre den Wächtern, wie ernst ich gesetzliche Vorschriften nehme und daß ich kein ausweisloses Subjekt sein will. Tatsächlich darf mir Hermine das Dokument übergeben. Plötzlich taucht ein bärtiger Polizeioberer auf und keift „Jetzt ist aber genug, schmeißt den raus“.

Vier kräftige Polizisten packen mich, schieben und stoßen mich durch die Seile, dabei bekomme ich einen Schlag ins Genick. Erneut steigt Wut in mir hoch. Schreiend verlange ich von dem Polizisten Namen oder Dienstnummer. Der streitet ab, mich geschlagen zu haben und beschuldigt seine Kollegen. Hartnäckig fordere ich weiter seinen Namen. Ein anderer Polizist mischt sich ein und sagt, Namen darf nur der Einsatzleiter angeben. Alle an der Absperrung rufen jetzt: „Einsatzleiter!!!“. Der finster blickende Oberpolizist mit Bart von vorhin

kommt gewichtig wieder an. Auf meine Beschwerde reagiert er aber kaum, antwortet nur „Mit Leuten Ihrer Sorte rede ich nicht“. Den uniformierten Schläger schickt er aber weg, wahrscheinlich um eine Anzeige gegen ihn zu verhindern.

Das Feindbild des Oberkommandos auf dem Platz ist überhaupt weit gerahmt. Nachdem man mich aus der „vordersten Linie“ in die „Etappe“ boxte, merke ich, daß es einigen anwesenden Journalisten ebenso erging. Vielleicht wurden sie etwas sanfter angefaßt, aber ihren aufgeregten Protesten nach war die Behandlung durch die Polizei wohl auch nicht übermäßig freundlich. Das Publikum jedenfalls weiß, daß Pressefreiheit zur Demokratie gehört und formuliert es in kräftig-lauten Sprechchören. Zeugen liebt die Polizei bei ihren Aktionen anscheinend wirklich nicht. Deutlich wird das immer beim Aufleuchten der Fernseh-Scheinwerfer, was jedesmal dann geschieht, wenn sich an der Polizeifront was tut. Klar, die Fernsehteams wollen dramatische Bilder in den Kasten bekommen. Doch sobald das gleißende Licht einsetzt, wird die Polizei brav und zahm. Das ging soweit, daß einmal sogar ein Sturmangriff auf das Haus sofort abgebrochen wurde, nachdem die Fernsehleute zu filmen begannen.

Es geht auf Mitternacht zu. Weitere Polizeiverstärkungen treffen ein. Mehrere bürgerkriegsmäßig ausgerüstete Hundertschaften sind jetzt auf dem Platz: jeder Polizist mit Helm, Kinnschutz, Plexiglasschild, im Gürtel Pistole und „chemische Keule“. Die Einsatzleitung rechnet wohl mit einer langen Nacht. Aus den Fenstern des besetzten Hauses kommt die Frage: „Wo bleiben die Schreibtische?“

Polizeifahrzeuge rangieren, suchen nach der besten Position, um den Zuschauern die Sicht auf das Geschehen um das Haus zu verstellen. Aber was heißt Zuschauer? Die über tausend Menschen, die hier in der Kälte ausharren, sind längst keine Zuschauer mehr. Dieses Aufgebot an Gewalt hat sie in engagierte Sympathisanten verwandelt. Lautstark schreien sie die Sprechchöre mit, sie heulen vor Wut, wenn Stoßtrupps der Polizei versuchen, das Haus zu stürmen. So wie die Dame im Nerz neben mir, die aussieht, wie eine englische Aristokratin im Film – nie hätte ich ihr, wäre ich ihr woanders begegnet, Engagement für Hausbesetzer zugetraut. Sie unterschreibt bei Hermine den Krefelder Appell. Erzählt dann von ihrer ohnmächtigen Wut, hier nicht eingreifen zu können gegen die Gewalt, von ihrer Angst vor einem neuen Faschismus. „Wir tun alle zu wenig dagegen“ sagt sie resignierend, „bis es wieder zu spät sein wird“.

Die Kälte treibt uns für eine Weile vom Platz. In der Nähe ist ein kleines italienisches Lokal, ideal zum Aufwärmen. Der junge Kellner erkundigt sich: „Auch Hausbesetzer?“ Wir bejahen und bestellen Glühwein. Er strahlt, rückt zuvorkommend die Stühle zurecht und versichert: „Ich bestelle ganz schnell“. Kurz darauf stellt er die dampfenden Gläser auf den Tisch, doch statt eines üblichen Kellnerwunsches sagt er lachend „viva comunisti“.

Vor dem Haus ist die Szene unverändert. Aber nur äußerlich. Viele von den jungen Polizisten werden immer unsicherer. Die Argumente der Demonstranten bringen sie doch dazu, nachzudenken. Manche geben deutlich zu verstehen, daß sie mit dieser Art Einsatz nicht einverstanden sind. Auch sie wissen,

ihr Gehalt reicht nicht aus, um eine Wohnung zu mieten. „Heiraten ist für uns nicht drin“, meint einer mit fränkischem Dialekt und fährt fort: „Eigentlich werden wir genau so beschissen wie ihr. Nur sind wir noch schlechter dran, wir dürfen das Maul nicht aufmachen“. Ich frage, warum sie sich nicht gewerkschaftlich organisieren? „Wir haben viel zu viele Schleimscheißer unter uns“, ist seine Antwort. Immer kürzer werden die Abstände, in denen Vorgesetzte aufkreuzen, die Polizisten sind dann plötzlich stumm. „Der ist ein ganz scharfer Hund“, zischt der Franke mir gegenüber, bevor er einen Schritt zurück tritt. Die Polizeiführung wird nervös. Gespräche zwischen Bürgern und ihren „Freunden und Helfern“ sind im Einsatzplan offenbar nicht vorgesehen. Das heißt, einige sollen sogar, nämlich die gedrillten Psychologen, die sich laut Dienstauftrag in der Demonstrantenmenge bewegen und „Volksaufklärung“ treiben. Die Polizeisoldaten aber dürfen nicht. Scharfe Kommandos ertönen, die Gruppe wird abgelöst.

Die Neueingesetzten sollen nicht gleich wieder durch Demonstranten verdorben werden. Diesmal sorgt man vor. Die Polizeikette wird jetzt zwei Meter hinter der Absperrung postiert und erhält Befehl, die Schilde vorzuhalten. So kann man nicht mehr miteinander reden, höchstens gegeneinander kämpfen. Aber vielleicht war das das Ziel des Plans?

Gegen drei Uhr nachts wird das Haus, von den meisten Außenstehenden unbemerkt, geräumt. Die Besetzer in Gefängniswagen geschleift und wie Schwerverbrecher abtransportiert. Zahlreiche „Zuschauer“ bleiben immer noch auf dem Platz. Viele glauben nicht, daß das Haus wirklich geräumt wurde. Sie halten das für eine Finte der Polizei, damit die Menge sich zerstreut.

Vier Uhr morgens: eine alte Frau, klein, weißhaarig, abgearbeitet, steht immer noch in der Kälte. Eine etwas Jüngere, vielleicht eine Nachbarin, redet auf sie ein: „Jetzt geh doch endlich heim, du holst dir ja den Tod“. Die Greisin wehrt sich energisch: „Die ham gsagt, man soll noch dableibn, damit denen da drinnen nichts passiert, und ich will net, daß denen was passiert“. – Eine kleine Begebenheit am Rande, sicher. Hermine und ich bekommen diese Szene mit, während wir mit dem Rechtsanwalt bereits beraten, wie wir unserer Tochter helfen können. Wir wissen, sie ist mit unter den Verhafteten. Aber plötzlich wird mir bewußt, nicht wir allein sind in Sorge um sie. Tausend haben mit uns gewartet, mit uns gefroren, mit uns Angst gehabt vor dieser Maschinerie der Macht, damit „denen da drinnen nichts passiert“. Vielleicht kann die schwächliche, abgearbeitete Weißhaarige mit dem Wort Solidarität gar nichts anfangen. Mir ist durch sie wieder einmal klargeworden, wie großartig das ist: Solidarität.

Aggressive Schwingungen

Ein Bericht von Patricia Testa, 18 Jahre alt, Schülerin in Nürnberg

Am Abend des 5. März war in Nürnberg eine Demonstration, bei der zum

ersten Mal Fensterscheiben zu Bruch gingen – die Angaben schwanken zwischen acht und drei –, nach der Demonstration hat die Polizei aus dem Jugendhaus KOMM heraus wahllos alle Besucher verhaftet, unter dem Verdacht, die Demonstranten sind in dem Haus. Ich war an diesem Abend im KOMM. Die Polizei hat das Haus umstellt und alle rausgeholt – sie werden des Landfriedensbruchs und schweren Landfriedensbruchs verdächtigt, ich auch. Es dauerte lange, von nachts um elf bis morgens um drei, weil zwischen Staatsanwaltschaft und Einsatzleitung noch verhandelt wurde, was jetzt geschehen wird. Uns haben sie gesagt, es würden nur die Personalien aufgenommen; wenn wir mitkommen, sei in drei Stunden etwa alles vorbei. Aber ich bin gleich im Präsidium mit sechs anderen Frauen zusammen in eine Einzelzelle gesperrt worden.

Unsere Stimmung war nicht besonders gut, wir waren schon ziemlich bedrückt und später auch untereinander etwas aggressiv, das muß man verstehen, wenn man zu mehreren etliche Stunden hintereinander in so einen engen Raum gesperrt wird. Natürlich haben wir versucht, uns durch Rufen mit den anderen zu verständigen. Es war alles irgendwie von der Sache her absurd: viele Leute waren dabei, die mit der Demonstration überhaupt nichts zu tun hatten, nicht demonstriert hatten, sondern nur ins KOMM gegangen sind, und selbst wenn eine gewisse Wahrscheinlichkeit bestand, daß Teilnehmer an der Demonstration später dorthin gegangen sind, so ist doch die Wahrscheinlichkeit etwa bei Null, daß unter diesen jemand war, der einen Stein in ein Fenster geschmissen hat. Aber es hat ausgereicht, um 141 Leute einzuknasten. Über das Vorgehen der Polizei waren alle empört, ich hab niemanden gehört, der Steineschmeißen gut fand, ich selber finds überhaupt nicht gut. Ein paar waren schon dabei, die meinten, die Demonstranten wären schuld, daß sie jetzt eingeknastet sind. Im KOMM verkehren die unterschiedlichsten Leute: da gibts zum Beispiel die Teestube, sie wird von Leuten unterhalten, die in einer Landkommune wohnen. An dem Abend, als ich gehört hab, das Haus ist umstellt und mein Bruder war in der Teestube, im Festsaal vorne (das Haus ist recht groß), bin ich rüber und habe mit meinem Bruder gesprochen und mit anderen Leuten, da waren einige dabei, die sagten: Wir distanzieren uns von den Leuten von der Demo, die bringen uns in was rein, womit wir nichts zu tun haben. Dann hab ich mich erst einmal aufgeregt und gesagt: Hast du mit Wohnraumnot nichts zu tun, du suchst wohl keine Wohnung und mußt wohl keine hohe Miete zahlen oder hast wohl eine Eigentumswohnung oder sonst was. Ich war natürlich auch emotional aufgeladen, ganz klar, und da kamen eben recht dumme Bemerkungen, die den Demonstranten die Schuld gaben, daß wir hier jetzt festgehalten wurden. Ich war der Meinung, daß das die Schuld der Polizei ist, eindeutig, es war die Polizei, die die Leute nicht rausgelassen hat. Ich bin dann ein bisschen lauter worn, hab net geschrien, aber hab recht laut und energisch gesprochen, weil ich mich natürlich schon aufgeregt hab, was hier läuft, weil die Leut jetzt sagen, wir distanzieren uns – da kam eine Frau, die in der Teestube arbeitet, her und meint: ich sollte denn hier keine solchen aggressiven Schwingungen reinbringen. Das ist wahrscheinlich so etwas . . . irgendwie Indisches, ich blick da net so ganz durch. Da war ich erst einmal total fertig. Ich hab sie dann gefragt, ob sie die „aggressiven Schwingungen“ draußen auf der Straße nicht

stören, wenn Polizei rumfährt, wenn Betonklötze aufschießen, überall alles einbetoniert wird, ob sie das denn nicht stört. Sie hat mir dann zu verstehen gegeben: dazu hat sie ja die Teestube, in der sie keine aggressiven Schwingungen mehr spürt. Eine Insel, wo man sich einfach abschottet und dann überhaupt nichts mehr hören will! Das finde ich nicht richtig. Klar, muß es mal Zonen geben, wo man einfach mal Ruhe hat, aber daß man dann nicht einmal mehr bemerkt, wenn die Polizei draußen steht und das Haus belagert, also daß man solche Schwingungen nicht auffängt, das find ich merkwürdig.

Im Polizeipräsidium wurden wir verhört; soweit ich weiß, haben alle die Aussage verweigert, schon deswegen, weil man uns jede Möglichkeit genommen hat, mit Angehörigen oder Anwälten in Kontakt zu kommen. Danach bin ich mit anderen Leuten in eine andere Zelle gekommen. Nachmittags haben sie uns dem Ermittlungsrichter „vorgeführt“, wie das amtlich heißt. Bei mir dauerte das drei Minuten: mir wurde der Haftbefehl überreicht, in dem etwas drinstand von Fluchtgefahr, von der zu erwartenden hohen Strafe (wegen Landfriedensbruch): meine sozialen Bindungen seien nicht fest genug, sie erwarten, daß ich flüchte, um der drohenden hohen Strafe zu entgehen. Das ist wirklich ein Witz: ich schreibe in ein paar Wochen Abitur, bin in der Zwölften Klasse der Fachoberschule, und außerdem geht es doch nicht von mir aus, daß sie mich mit einer hohen Strafe bedrohen. Ich wohne mit meiner Mutter zusammen, und ich verstehe mich recht gut mit ihr, dann hab ich einen Bruder, der hat eine eigene Wohnung in Nürnberg, mit dem versteh ich mich auch gut. Der hat an dem Abend im KOMM Gitarre gespielt und wurde auch verhaftet. Gesehen haben wir uns nicht mehr, nur als wir zum Ermittlungsrichter gefahren wurden, in so einem großen Bus mit lauter Einzelzellen, hab ich ihn Gitarre spielen hören, da wußte ich, daß wir jetzt im gleichen Bus sind. Wir hatten auch ein fünfzehnjähriges Mädchen dabei. Die meisten haben sich da schon verantwortlich gefühlt und besonders mit ihr geredet und ihr geholfen, und sie hat es eigentlich auch ganz gut gepackt. Haftgrund bei mir war außerdem „Verdunkelungsgefahr“ – nachdem ich erst mit sechs, dann mit sieben Leuten in einer Zelle war, nach dem Ermittlungsrichter dann in einer Zelle mit fünfzehn Leuten. Auch im KOMM waren alle Leute erst einmal vier Stunden zusammen, Zeit genug zum „Verdunkeln“. Nachdem ich meinen Haftbefehl erhalten hatte, bin ich mit elf Frauen nach Aichach verladen worden, da ist ein Frauengefängnis. Als wir ankamen, spät nachts, hat uns eine von den Wärterinnen empfangen: Ah, da kommen ja die Terroristinnen aus Nürnberg. Wir haben uns zwar ziemlich aufgeregt darüber, aber da kannst du dich ruhig aufregen, sie reagieren gar nicht darauf. Wir mußten alle persönlichen Sachen abgeben, eine Leibesvisitation wurde durchgeführt, demütigend, sie haben hinter den Ohren nachgeschaut, im Hintern, haben in den Haaren rumgefummelt. Dann haben wir Anstaltskleidung und Seife bekommen, was man so braucht. Jede ist in eine Einzelzelle gekommen. Einen Rechtsanwalt hab ich mir nicht besorgen können, das hat meine Mutter gemacht, nachdem sie erfahren hatte, daß ich verhaftet bin. Das hat sie am Freitag erfahren: nachdem ich nicht nach Hause gekommen war und an dem Tag auch die Tatsache der Verhaftungen aus dem KOMM bekannt wurde, hat sie bei der Polizei angerufen, die haben ihr aber nichts gesagt – es wär so ein

Chaos, haben sie gesagt – bei der Justiz haben sie ihr auch nichts gesagt, endlich im KOMM haben sie ihr gesagt, daß ich mich dort in einer Liste als Besucher eingetragen hatte. Da wußte sie dann Bescheid und hat sich um einen Anwalt gekümmert. Daß mein Bruder auch verhaftet war, hat sie erst am Sonntag erfahren, zufällig durch Bekannte. Ich hatte die ganze Zeit keinen Kontakt mit dem Anwalt, obwohl wir das dauernd verlangt haben, es wurde immer wieder abgelehnt.

Die ganze Staatsaktion muß man wohl rein unter politischen Gesichtspunkten sehen: es sollte ein Schlag geführt werden sowohl gegen die Demonstranten – und zwar gegen alle, zur Einschüchterung –, gegen Hausbesetzer und potentielle Hausbesetzer, aber auch gegen das KOMM, das ein städtisch gefördertes selbstverwaltetes Jugendzentrum ist, wo offene Jugendarbeit gemacht wird und wo noch Dinge diskutiert werden können, für die anderswo kein Raum mehr ist. Gerade das ist der CSU ein Dorn im Auge, sie haben die Gelegenheit wohl für günstig gehalten.

Die Leute, die in Nürnberg mit Hausbesetzungen zu tun hatten, sind nach meinem Eindruck vor allem unorganisierte Jugendliche, die Wohnungen suchen und vor allem auch neue Wohnformen ausprobieren wollen. Leute, die man halt so als Spontis bezeichnet, die manche ganz gute Aktionen machen. Es haben in Nürnberg mehrere Hausbesetzungen stattgefunden, hauptsächlich gehts ums Wohnen, nicht so sehr wie in anderen Städten um Stadtteilzentren. In einem der besetzten Häuser, Johannisstr. 70, sollte allerdings im Erdgeschoß ein Stadtteilcafé eingerichtet werden. Ein paar Leute über Dreißig sind dabei, sonst alles Junge: Schüler, Studenten, Lehrlinge und Jungarbeiter, auch Arbeitslose. Sie wollen neue Lebensformen ausprobieren, in großen Hauskollektiven, im Haus soll es basisdemokratisch zugehen. Sie wollen sich aber keine Insel aufbauen und sich total von der Gesellschaft abschließen, sondern von dem Kollektiv aus – wo sie einen Halt und Stärke haben – in der Gesellschaft etwas ändern, was ihnen stinkt. Kaputtmacher sind sie gerade nicht, bei den Häusern sowieso nicht, bei der Gesellschaft denken sie an eine menschliche Gesellschaft, die jetzige halten sie nicht dafür. Wenn manche Leute sagen, das wären Asoziale, das ist einfach dumm. Sie unterscheiden sich vielleicht in der Kleidung, haben lange Haare, aber untereinander haben sie ein ausgesprochen soziales Verhalten, also das glatte Gegenteil von „Asozialen“. Was sie wollen, zeigt sich ja, wenn ein Haus länger besetzt bleibt. In der Johannisstr. 70 war ich zu Besuch, das Haus war schon sehr gut hergerichtet. Es war ein schönes altes Haus, unten waren ein paar Ladenräume. Es hat einer alten Frau gehört, die gestorben ist. Erst sah es so aus, als würde das Haus in den Besitz der Stadt kommen, jedoch hat sich dann doch eine Erbgemeinschaft gefunden, die sich übrigens nicht einigen konnte, ob sie nun Strafantrag gegen die Besetzer stellen wird oder nicht. Die im Haus drinnen waren, haben sich Instandbesetzer genannt, und genau das haben sie auch gemacht: alle Räume hergerichtet, tapeziert und gestrichen, sanitäre Anlagen ausgebessert, neue Klostühle reingebracht. Nach ein paar Tagen haben sie auch Wasser und Strom gehabt, da haben irgendwelche Installateure geholfen. Die Leute haben sehr viel gearbeitet, sind aber teilweise auch in die Schule gegangen. Sie haben folgende Forderung aufgestellt: die Stadt soll von ihrem Vorkaufsrecht Gebrauch

machen, die Wohnungen nach einer Vergleichsmiete anbieten und ihnen die Eigenleistung, die sie in die Instandsetzung gesteckt haben, bei der Miete anrechnen. Unten, in den Ladenräumen, sollte das Stadtteilcafé entstehen. Dazu müßte eine Wand rausgebrochen werden. Die Leute in dem Haus haben sich mit einem Architekten beraten, haben eine Wand rausgerissen, die keine tragende Wand war und trotzdem einen Stützbalken eingebaut. Daraufhin wurde das Haus von der Polizei geräumt mit der Begründung, man hätte eine tragende Wand entfernt, die Sicherheit der im Haus befindlichen Menschen sei gefährdet. Etwa 20 Leute haben in dem Haus gewohnt. Geräumt wurde morgens um neune, ein Teil der Bewohner war in der Schule oder in der Arbeit, nur zwölf Leute waren überhaupt anwesend. Sie haben die Polizei kommen sehen, es war auch ein Trupp GSG dabei, sie haben beschlossen, daß sie passiven Widerstand leisten, so ganz ohne Protest wollten sie das Haus, in dem sie zwei Monate lang gelebt und gearbeitet hatten, nicht wieder loswerden. Die Leute sind rausgetragen worden, danach ging die Polizei noch einmal durchs Haus und hat Türstöcke und Türen mit Äxten rausgeschlagen, Fensterstöcke rausgerissen – das Haus sieht jetzt schlimm aus. Es steht leer und verrottet, kann wahrscheinlich bald abgerissen werden. Es kann ja nicht mehr lange dauern, daß man die Abrißgenehmigung erteilen wird. Die Stadt hat es nicht gekauft. Strafantrag ist bis jetzt nicht gestellt worden, Hausfriedensbruch oder so etwas, also ist eigentlich widerrechtlich geräumt worden.

Am Abend des gleichen Tages ist aus Protest in der gleichen Straße ein anderes Haus besetzt worden, Nr. 47, dort wurde am nächsten Morgen um vier geräumt, auch ohne Strafantrag, also widerrechtlich. Die Haustür stand offen, die Polizisten hielten es aber für toll, durch die Fenster zu kommen. Die Leute haben geschlafen, die Scherben sind auf sie drauf gefallen. Ich war mit drin in diesem Haus. Wir haben uns nicht raustragen lassen, weil das Haus steile Treppen hat und man hört, daß die Polizisten auch mal stolpern, dann fliegt man die Treppe runter. Wir haben uns rausführen lassen.

Das hat sich alles abgespielt in dem Stadtteil Johannis, ein altes Viertel, wo auch die gewachsene soziale Struktur noch vorhanden ist. Es gibt dort ziemlich viele gut erhaltene Altbauten. Die Nachbarschaft war am Anfang recht skeptisch, da sie dem Bild, das in der Presse gezeichnet wird, von den „Terroristen und Krawallmachern“, geglaubt haben. Als sie gesehen haben, daß die Leute ja ganz friedlich sind und das Haus wieder in Ordnung bringen, fanden sie das dann recht gut und haben auch selber Matratzen und anderes Mobiliar, Geldspenden und was zu Essen vorbeigebracht. Im Ganzen war das Echo sehr positiv. Nur ganz vereinzelt haben welche noch von „Krawallmachern“ gesprochen. Als geräumt wurde, gab es schon eine gewisse Empörung; als sie gesehen haben, was die Polizei mit dem Haus angestellt hatte, haben sich diese Nachbarn ebenso aufgeregt wie wir. Da war dann ziemlich deutlich zu sehen, wer die Häuser kaputtmacht. Ein anderer Fall von Hausbesetzung war die „Veille“. So heißt ein architektonisch sehr schönes altes Haus, in dem die „Kulturkooperative“ gearbeitet hat. Die haben allerlei Initiativen und Projekte betrieben, kulturelle und auch politische. Das Haus wurde von einem Architekten gekauft, der es abreißen lassen wollte, er hat den Mietern deswegen gekündigt. Zum Jahresende lief der Mietvertrag aus. Die Bewohner

haben eine große Silvesterfete veranstaltet und ausgemacht, sie bleiben in dem Haus drin. Am dritten Januar wurde der Architekt von einem Unbekannten niedergeschlagen, daraufhin hat man einen der Besetzer, den Jannis, verhaftet. Es gibt überhaupt keine Beweise, aber er sitzt immer noch. In dem Haus hat die Polizei auf die gleiche Weise geräumt wie bei den anderen: Polizisten sind mit erhobener Axt durch die Fenster gekommen. Die Leute haben sich raustragen lassen. Anschließend wurde eine Haussuchung abgehalten, bei der alles zerstört wurde. Die ganzen Möbel standen ja noch im Haus, die Polizei hat Schränke und Tische zusammengehauen, den Fußboden rausgerissen, Blumentöpfe rumgeschmissen. Die Leute sind an dem Tag noch größtenteils rausgekommen, haben die Reste des Mobiliars in Autos gepackt und beim Polizeipräsidium vor die Tür gefahren, ein Schild dazugestellt: „Macht ihr unsere Häuser kaputt, dann kriegt ihr auch den Schutt“. Die Kooperative bestand seitdem nicht mehr, sie haben ein Haus gesucht. Am 3. April ist in Nürnberg ein Haus besetzt worden, da waren welche von der „Veille“ dabei, sie wollen wieder so etwas anfangen wie in dem alten Haus. Dieses Haus gehört der Bundesbahn, und es laufen Verhandlungen mit der Stadt, das Haus zu kaufen und dort ein Jugendhaus und Stadtteilzentrum einzurichten, was sich mit der „Veille“ ganz gut verbinden ließe.

Einen Teilerfolg hat es auch bei den Leuten aus der Johannisstr. 70 gegeben: die Stadt hat versprochen, ein Haus zu finden, wo sie zu den gleichen Bedingungen einziehen können, die sie für das erste Haus aufgestellt haben. Die CSU behauptet jetzt, sie würden das Haus geschenkt bekommen, wobei sie verschweigt, daß die Leute dafür arbeiten und ihr Geld reinstecken. Ein Erfolg ist das schon, eine Lösung nicht. Ich glaube auch nicht, daß die Hausbesetzer das für eine Lösung des ganzen Problems halten. Sie haben in Flugblättern usw. immer darauf hingewiesen, daß viel mehr Leute als sie selbst eine Wohnung suchen; ältere Leute, Rentner, ausländische Familien, kinderreiche Familien und andere. Daß alle, die wenig verdienen, von der Wohnungsnot betroffen sind, nicht nur Jugendliche. Für sie alle muß Wohnraum beschafft werden – die können natürlich nicht so einfach Häuser besetzen, aus verschiedenen Gründen. Man muß halt durchsetzen, daß der soziale Wohnungsbau in Nürnberg vorangetrieben wird, daß dafür Geld zur Verfügung gestellt wird. Wir sehen, daß in Nürnberg verschiedene politische Konzepte am Werk sind: die Polizeieinsätze gehen von der Landesregierung aus, da ist man für eine harte und prinzipielle Linie. Die CSU greift hart durch, wo ein privates Eigentum angegriffen scheint. Die SPD ist sauer, weil ihr Konzept vom „Dialog mit der Jugend“ so kaputtgeht, bevor es überhaupt richtig ausprobiert ist, und die Jugendlichen sagen sich: was soll das – der Dialog bleibt unwirklich, wirklich ist der Polizeiknüppel, und sie fühlen sich verarscht.

In Aichach ging das so weiter: die ganzen Minderjährigen wurden am Dienstag 10. 3., freigelassen. Beigetragen hat bestimmt, daß sich sofort eine Elterninitiative gebildet hatte, die die sofortige Freilassung aller forderte, und überhaupt die breite Solidarität.

Nach und nach kamen dann die anderen raus, mehr oder weniger ohne System. Am Schluß war es so, daß sie einen nur noch entlassen haben, wenn man Aussagen gemacht hatte. Das war bei mir auch so. Vor allem sollte ausgesagt

werden, daß man bei der Demonstration gewesen ist. Am 16. bin ich verhört worden, vorher war tagelang gar nichts. Sie haben mich zweieinhalb Stunden durch die Mangel gedreht und ich hab dann eben ausgesagt, daß ich bei der Demonstration gewesen wär. Sie wollten von mir auch Leute wissen, die ich bei dieser Demo gesehen hätte, ich habe erst nichts dazu gesagt, dann habe ich gesagt, ich hätte niemanden erkannt und daß ich überhaupt die Namen der Leute nicht kenne. Am Ende haben sie mir dann den erkennungsdienstlichen Katalog mit Bildern vorgelegt und ich hab dann einfach so, blindlings auf Leute gezeigt um rauszukommen, weil ich geglaubt habe, daß ich den Knast nicht weiter durchstehe. Ich hab einfach Angst gehabt und war auch ganz alleine in dem Moment. Mein Rechtsanwalt ist in München, das Verhör hat in Nürnberg stattgefunden, er konnte an dem Vormittag nicht kommen, weil er unterwegs war. Ich selber hab ihn nicht sprechen können, der Ermittlungsrichter hat in der Kanzlei angerufen, und mir wurde es so ausgerichtet, als ob er an dem ganzen Tag und auch die beiden nächsten Tage nicht könnte, das hätte bedeutet, auf jeden Fall noch bis Donnerstag Knast, und ich habe nicht geglaubt, daß ich das durchhalte. Nach elf Tagen war ich doch schon ziemlich fertig. Neun von den elf Tagen war ich in Einzelhaft in Aichach, eine Stunde Hofgang am Tag, sonst war ich 23 Stunden alleine in der Zelle. Es hat etwas zu lesen gegeben – Goethe und Schiller, die finde ich eigentlich gar nicht schlecht, aber man kann sich damit nicht den ganzen Tag beschäftigen, vor allem nicht in der Verfassung, in der ich war. Der Tag in Aichach fing an mit dem Lärm in der Heizung, morgens um halb sechs, es waren da Bauarbeiten im Gange, davon bin ich jeden Tag aufgewacht. Um sechs gabs Frühstück, beinahe buchstäblich Wasser und Brot, weil dort am Freitag früh Marmelade und am Freitag nachmittag Margarine für die ganze Woche ausgegeben wird. Wir sind Freitagnacht eingeliefert worden und haben wirklich die ganze nächste Woche trockenes Brot zum Frühstück bekommen. Na, und dazu Muckefuck. Um sieben fing eigentlich die Arbeit an, aber weil ich Abitur schreibe, ist es mir möglich gewesen, Schulbücher zu bekommen, Englisch und Psychologie, ich mußte also nicht arbeiten und habe den ganzen Tag gelesen und gelernt. Um 12 gabs Mittagessen, nach meiner Erinnerung ein ziemlicher Fraß. Um vier nachmittags kam das Abendessen vorbei, das sollte man sich aufheben und irgendwann essen. Kurz nach dem Mittagessen war die Stunde Hofgang. Früh um sechs konnte man unter der Woche Radio einschalten, das ging um sieben wieder aus, von halb fünf bis zehn konnte man wieder Radio hören. Das Programm wurde von der Zentrale ausgewählt, meistens Bayern III. In der Zelle hat man nur die Möglichkeit gehabt, das Radio ein- oder auszuschalten. Immerhin haben wir Nachrichten gehört – und das war auch sehr gut, wir haben gehört, daß in Nürnberg und Hamburg und vielen anderen Städten Demonstrationen waren, das hat einen ziemlich aufgebaut: man weiß, es ist eine Solidaritätsbewegung da und die Leute versuchen, einen rauszuholen. Zeitungen hatten wir keine, es hat geheißen, als U-Häftling hätte man nicht das Recht, Zeitungen zu bekommen. Daß das nicht stimmt, habe ich nachher festgestellt, in Nürnberg konnte sich eine Frau die NN in den Knast rein abonnieren. Andere Mithäftlinge haben mir schon mal Artikel aus einer Augsburger Zeitung zugesteckt, aber das mußte ganz heimlich geschehen. In

Aichach waren wir zwölf Frauen, die anderen waren auf ganz Bayern aufgeteilt, mein Bruder war in Weiden, andere waren in Kaisheim, in Stadelheim waren ja auch welche, an zwölf Orten insgesamt.

Seit wir draußen sind, treffen wir Verhafteten uns einigermaßen häufig. Es finden „Knacki-Versammlungen“ statt, Briefe gehen hin und her: „Liebe Mitknackis!“, wo wir über die weitere Entwicklung reden, wie das mit den Strafbefehlen ist und so. Und natürlich gibts weitere Vollversammlungen, wo man darüber redet, wie es mit der Häuserbewegung weitergehen soll. Es laufen jetzt sehr viele Solidaritätsversammlungen, Benefiz-Konzerte, Theateraufführungen zu unserer Unterstützung.

Wie es weitergehen soll: die meisten Leute sind sich einig darüber, daß man sich jetzt nicht einschüchtern lassen und sich zurückziehen darf. Die Stimmung ist so, daß es einfach weiterlaufen muß, daß man gegen diese Sache mit uns was tun muß, daß man uns einfach nicht verknacken darf, weil man schließlich das Recht hat, zu demonstrieren. Daß sie die Steineschmeißer noch finden, ist doch sehr unwahrscheinlich, man wird nicht einmal klären können, ob das nicht einfach Provokateure waren, die von vornherein die ganze Bewegung in Mißkredit bringen wollten – deshalb dürfte im Grunde niemandem der Verhafteten etwas passieren. Allerdings gibt es da so einen Dreh, „billigend in Kauf nehmen“ – also wir hätten die Gewalttätigkeit billigend in Kauf genommen, das ist angeblich strafbar, so kann man jede Demonstration mit ein paar Provokateuren kaputtmachen. An unserer Demo haben etwa 200 Leute teilgenommen, und man sagt, so drei bis fünf Leute hätten Steine geworfen. Die Solidarität ist schon sehr breit, bis hinein in die FDP, die Gewerkschaft hat Leuten Hilfe angeboten, die Schwierigkeiten mit der Arbeitsstelle bekommen, die Evangelische Studentengemeinde und die Evangelische Kirche haben protestiert. Nach der Nürnberger Demo mit 10 000 Leuten lief auch ein Gedenkgottesdienst in der Lorenzkirche, der größten Kirche in Nürnberg. Man kann sagen, alle Initiativen und politischen Kräfte außer Junge Union, Schülerunion, CSU und weiter rechts haben protestiert. Und außer der katholischen Kirche, die als Kirche nichts herausgebracht hat. Aber ich weiß von einigen Leuten, die z. B. in der katholischen Jugendarbeit tätig sind, daß sie das Vorgehen der Polizei in unserem Fall auch verurteilen. Während ich im Knast war, gab es in Nürnberg wieder eine Hausbesetzung in der Wielandstraße in Johannis, das Haus war nur eine Woche besetzt. Es ist aber nicht geräumt worden, sondern die Besitzerin – ihr Mann ist beim Bayerischen Rundfunk angestellt – hat Mietverträge an die Leute ausgeteilt. Sie wohnt selbst in dem Haus, im Erdgeschoß. Das Haus ist verhältnismäßig heruntergekommen, bis auf ihre eigene Wohnung, und sie wollten es im Sommer luxussanieren. Sie haben jetzt die Leute bis zum Sommer drinnen gelassen, mit befristeten Mietverträgen und billigen Mieten. Es ist bis jetzt nicht klar, was dann passiert: ob sie raus müssen, ob luxussaniert wird, oder ob sie drinbleiben können. Die Besitzerin hat die Polizei weggeschickt, als die vorbeikam, um zu erfahren, ob Strafantrag gestellt wird oder nicht. Wahrscheinlich hatte sie auch Angst um ihr Haus, weil die Polizei ja ihre eigenen Methoden hat, ein Haus zu räumen. Und sie wollte ja nicht abreißen, sondern erhalten . . . Das ganze Problem sehe ich schon ziemlich zugespitzt: im Grundgesetz gibt es

diese Sozialbindung des Eigentums, so daß eigentlich, wer Häuser leerstehen und verrotten läßt, gegen diesen Paragraphen des Grundgesetzes und auch gegen die bayerische Verfassung, nach der jeder „Anspruch auf eine angemessene Wohnung“ hat, verstößt. Aber das ist in der Diskussion noch nicht so stark drin.

In Nürnberg geht am weitesten der Stadtrat der DKP, Herbert Stiefvater, der im Stadtrat den Antrag auf eine Erhaltungssatzung für den Stadtteil Johannis gestellt hat. Der Antrag ist durchgekommen. Der springende Punkt dabei ist: wenn Häuser abgerissen oder luxussaniert werden sollen oder sonst irgendwelche größeren Veränderungen vorgenommen werden sollen, z. B. als Eigentumswohnung verkauft werden sollen, muß das durch den Stadtrat genehmigt werden. Das wurde Anfang dieses Jahres beschlossen, für Teile des Stadtteils jedenfalls. Ich habe gehört, daß die DKP diese Satzung auf Teile Nürnbergs oder auf ganz Nürnberg ausdehnen will. Ich glaube, das wäre beispielhaft für die ganze Bundesrepublik.

Die Jugendlichen selber, die die Häuser besetzen oder sich diesen Hausbesetzern verbunden fühlen, sagen: wir haben keine Lust mehr, vor dem Haus zu stehen und zu verhandeln, ob wir es jetzt kriegen, oder ob es abgerissen werden soll oder nicht. Wir gehen in die Häuser rein und sagen dann: dieses Haus wird nicht abgerissen, es sollen überhaupt keine Häuser abgerissen werden. Die Stimmung ist so, daß Hausbesetzungen weiterhin laufen sollen. Einfach auch, um das Ganze viel besser demonstrieren zu können: wenn man schon ein Haus will, warum soll man nicht in das leerstehende reingehen? Vor allem in Berlin, aber auch in Nürnberg sind die Erfahrungen so: man tritt in Verhandlungen mit der Stadt, wird halt ständig hingehalten, und irgendwann ist das Haus dann doch abgerissen. Wir Jugendlichen – und nicht nur Jugendliche – wir lassen halt nicht mit uns endlos verhandeln, wir gehen halt gleich in das Haus rein und verhandeln dann. Die Verhandlungsbereitschaft ist eigentlich immer dagewesen. Es gibt in Nürnberg noch kein Komitee, wie es dies jetzt in München gibt, aber ich kann mir denken, daß so etwas auch in Nürnberg entsteht. Weil es wichtig ist, daß die demokratischen Organisationen sich gegen diesen Wohnraumterror, der da abläuft, einfach wehren.

Prozesse sind teuer – spendet für die verfolgten Hausbesetzer!

München: Konto „Solidarität Wohnungsnot“, Wolfgang Döbrich, Raiffeisenbank Hohenzollernstraße 54, 8000 München 40, Kto.-Nr. 416 20 983

Nürnberg: Konto „Spendenaktion 5. 3. 81“, Bank für Gemeinwirtschaft Nürnberg, Kto.-Nr. 10 84 76-1600

oder

Postcheckamt Nürnberg, Kto.-Nr. 9020-856

I. „Viva la Alternativa“

Alternativ-Musik, Alternativ-Theater, Alternativ-Kleidung – Alternativ bleibt attraktiv! Auch die Unwissenden haben ein Recht auf dieses Alternativ-Glück. Deshalb erschien in Paris vor kurzem eine Broschüre, in der mit Akribie über Alternatives informiert wird. Der Titel: „Anders leben und arbeiten – die Alternativ-Berufe“, von Marie-Christine Jeannot und Pascale Chenel. Wer bislang Angst hatte, dem bis zum Erbrechen gepflegten Alltags-Trott, der Sklaverei genauester Terminplanung und der Jagd nach Sozial-Prestige ein entscheidendes Adieu zu sagen, der weiß nach der Lektüre dieses Buches, dieser Schritt ist bestimmt kein Aufbruch ins Ungewisse (was auch immer manche Sympathisanten oder Kritiker Gegenteiliges behaupten).

Zu Beginn des Buches machen die Autoren ausführlich mit der Kalamität jener schon beliebten Alternativ-Aufgaben vertraut, die etwa dem neugeschaffenen Warenaustausch mit der „Dritten Welt“ gewidmet sind. Also jener neuen Berufe, die sich vor allem mit der Einfuhr von Hemden, Hosen und Socken aus Afghanistan, von erotischen Miniatürchen aus Pakistan oder aparten Vogelhäuschen aus Marokko beschäftigen. Für derartige Jobs sind wichtige Voraussetzungen zu erfüllen, versichern die Verfasser. Erstens müsse man sich da gut bei den Zöllnern in vielen Ländern auskennen (und vor allem bei ihren häufig ganz privaten Gesetzen); ferner müsse man für diese Alternativ-Jobs reisefreudig und außerdem bereit sein, einmal zwei oder gar drei Monate in einem fremden Land Urlaub zu machen, um in Ruhe neue Waren und Vertriebswege kennenzulernen. Aber welcher streßgeplagte Arbeitnehmer hieße gerade diese letzten beiden Punkte nicht aus vollem Herzen willkommen? Und welcher Arbeitnehmer muß sich mit derartigen Kalamitäten nicht auch im eigenen Land herumschlagen? Schon riskanter scheinen die neuen Alternativberufe in der Landwirtschaft zu sein, ergründeten die beiden Autoren. Sie interviewten u. a. einen ehemaligen Physik-Studenten, der jetzt Ziegen aufzieht; einen früheren Steuer-Berater, der Schafe hütet und einen Finanzbeamten, der Käse fabriziert. Die Befragten haben den Autoren freimütig mitgeteilt, daß man in der Landwirtschaft vor allem auf jene Probleme achten muß, die durch die Abhängigkeit von Tierärzten, Versicherungen und Kreditanstalten entstehen. Diese Institutionen kennen natürlich auch in den Alternativ-Berufen kein anderes Ziel, als den Bedürftigen möglichst geschickt das Fell über die Ohren zu ziehen. Aber welcher unzufriedene Arbeitnehmer ist damit nicht vertraut?

Kaum Kopfzerbrechen dürften den Alternativ-Aspiranten auch jene Anforderungen bereiten, die von den Autoren als äußerst relevant für eine langfristig zufriedenstellende Alternativ-Existenz eingestuft werden. Manche Kritiker behaupten zwar, im Alternativ-Leben würde nur gegammelt, aber die gewissenhaften Autoren fanden heraus, daß auch hier vertraute Sachen wie das Abschätzen der Rendite einer mit Liebe geführten Ferkelzucht notwendig

sind; oder die Kalkulation der unterschiedlichen Gewinnsteigerungen bei der Investition von Finanzmitteln in eine Ziege, ein Huhn oder ein Schaf. Auch das wird wohl jeder Büro-Angestellter beherrschen.

Unbequem dürften dagegen tatsächlich die Arbeitszeiten dieses „Anderen Landwirtschafts-Lebens“ sein. Bekanntlich sollte man hier bereits um vier Uhr früh an den Eutern sein, wenn man nicht das Absinken der Produktionszahlen riskieren will, behaupten die Autoren. Manche mögen diesen Termin-Kalender als Sklaverei betrachten, aber die Verfasser wollen tatsächlich festgestellt haben, daß durch den Spaß, den man an dieser Arbeit hat, auch diese Sklaverei zum reinsten Vergnügen werden kann.

Falls nach der Lektüre dieses fundierten Buches manchem Alternativ-Amateur das Umsteigen doch noch zu riskant scheint, dann sollte sich dieser bei seinen Überlegungen stets vergegenwärtigen, meinen die Autoren, welche Vorteile die Alternativ-Bewegung aufweist. Wenn auch manche Gegner meinen, die Alternativler führten ein beschauliches Leben wie die Beamten, so fanden die Verfasser etwas ganz anderes heraus. Wo sonst, fragen die Autoren am Schluß ihres aufschlußreichen Werkes, wo sonst als hier in der Alternativ-Szene kann man sich heute noch das Vergnügen einer derart zufriedenstellenden Arbeit leisten, dank der Selbstbestätigung und Selbstverwirklichung, die man hier findet? Und das pro Woche nicht nur etwa die üblichen kargen 40 oder gar nur 35 Stunden lang, sondern tatsächlich 50, 60, ja auf individuellen Wunsch sogar 70 Stunden! Das ist wohl bislang, meinen die Autoren, die revolutionärste Alternative zur immer entmenslichteren, immer trauriger werdenden Arbeitsrealität des ausgehenden XX. Jahrhunderts.

II. Erinnerungen an einen Tag mit Siggie & Smarty

„Die Sprüchemacher aus der Alternativ-Szene machen einem das Leben zur Hölle, mit ihrem ewigen Gequake vom drohenden Weltenende, vom apokalyptischen Totalzusammenbruch, von dieser sogenannten ‚No Future‘. Dieses permanente Krisengerede! Alles Wahnsinn!“ Siggie Hundertprozent, Redakteur des beginnenden Superschallzeitalters, ächzt.

Zehn Jahre arbeitet er schon als Redakteur in der renommierten Funkanstalt von Possenburg, aber noch nie hat seine verantwortungsvolle Tätigkeit schwerer auf seinen Schultern gelastet als heute abend.

Früher hat er gelegentlich über die Alternativ-Szene zu berichten gehabt, heute arbeiten die Mitglieder dieser Szene schon selbst als Journalisten und Medien-Multiplikatoren. Sie sind bei ihrem Marsch durch die Institutionen bereits an den unteren Rängen angelangt. Und manchmal wachsen ihre Sprüche den betroffenen Redakteuren tatsächlich über den Kopf. Hilfesuchend blickt Siggie Hundertprozent die fette Bardame vor sich an. „Du glaubst nicht, wie einen das fertigmacht, dieses ständige Bombardiertwerden mit dem großen Katastrophentheater, mit den permanenten Nachrichten von unserem ach so morschen und korrupten System, mit dem Weltenende. Es ist zum wahnsinnig werden!“ Die Dame läßt ihn reden. „Impotenter Quatschkopf“, denkt sie.

Am nächsten Morgen. Zehn Uhr dreißig. Sogenanntes Redaktionstreffen. Siggie Hundertprozent ist schon wieder die personifizierte Schallwelle. Sein

wendiger Körper schlängelt sich gekonnt zwischen allen Tischen hindurch. Hier eine aufmunternde Geste, dort ein freundliches Wort; hier hofieren, dort charmieren, dort und da auch intrigieren. Halbblonde Haare, Jeans, ein mausgrauer, trotzdem schmucker „University“-Pulli. Ein Redakteur, der hundertprozent von seiner Aufgabe überzeugt ist. Eben ein Redakteur des beginnenden Superschallzeitalters.

Agil, drahtig, furchterregend dynamisch. Locker, gewandt, beredt. Spritzig, munter, gelegentlich auch frech. Vor allem besitzt er eine allen überlegene Schlaueheit, auch Abgefemtheit genannt, und listige Mittel für jeden Zweck. Doppelzüngig, verschlagen, hinterhältig. Fies, voller Komplexe und Eitelkeit. Schmuck und schön, doch böse von Gemütsart. Was sicher zu seinen harmlosen Eigenschaften zählt.

Mit der rechten Hand begrüßt er seinen Kollegen, während ein Telefonhörer zwischen Schulter und Kinn klemmt. Die Redakteure stehen im Zimmer von Siggis hundertprozent. In diesem Raum mit der „typisch kreativen Unordnung“, wie der Redakteur des Superschallzeitalters stets betont. Großformatige, großprogrammatische Poster an der Wand: rücksichtslos auf Aussage und Engagement getrimmt. Ganz witzige Karikaturen von Franz-Josef dabei, auch Konzertplakate der linken Gruppe „Roadshow“. Vor allem Zeitungsausschnitte mit Berichten von Siggis hundertprozent, Schamlosigkeit als Show. Er trommelt jetzt von einem bequemen Sessel herab: „Unseren Freunden von der Alternativ-Szene, unseren wertigen Mitarbeitern, fällt wirklich nichts Neues mehr ein! Wir gehen unseren lieben Hörern auf den Sack mit dem ewigen Gemurmel von den Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten und Scheußlichkeiten dieser Welt. Wir sind hier keine Niederlassung der Heilsarmee. Die lieben Kollegen von der Alternativ-Szene sollen sich wirklich etwas Alternatives einfallen lassen. Diese Typen sind einfach zu beschränkt, zu naiv! Fürchterlich, grauenhaft! Zum Wahnsinnig werden. Sie stehen wie Gartenzwerge in ihren alternativen Gärtchen und blicken kaum jemals über den Zaun, so beschränkt sind sie! Wir geben ihnen hier die einmalige Chance, ein öffentliches Forum zu finden – und sie drehen nur immer die gleiche Leier. Sie sind einfach zu ehrlich, zu doof! Ich werde noch Wahnsinnig.“

Siggi denkt an gestern Abend und schüttelt sich vor Ekel. Er vergräbt seine Fäuste in den Hosentaschen und streckt seine Beine aus. Dann zieht er sie schnell wieder an und klopft mit der Handfläche auf den Tisch. „Wer finanziert denn diese Alternativen? Doch wir! Und wir honorieren sie nicht dafür, damit sie sich einen lustigen Nachmittag im Grünen machen, sondern damit sie neue Ideen herbeischaffen. Es ist zum Wahnsinnig werden. Die Alternativen besitzen derzeit einen gewissen Glamour, das ist gar keine Frage, sie stehen sozusagen in der Diskussion und sind ‚in‘, das muß man natürlich berücksichtigen, sie haben zweifellos einen gewissen Marktwert, sie wollen ja ein ureigenes Showgehabe demonstrieren, nämlich das Nichtstun – aber trotzdem müssen wir doch etwas verlangen dürfen, von diesen verdammten Aussteigern! Aber sie wollen prinzipiell nichts tun und nur das Honorar kassieren, das sieht ihnen ähnlich. Das ist ihre Ansicht von der Alternative. Es ist zum Wahnsinnig werden.“

Der Kollege hat sich mittlerweile auf Siggis mit Papierkram übervollen

Schreibtisch gesetzt. Da sitzt er weich. Er grinst beflissen. Die letzte Aussage von Siggis gefällt ihm. Das trifft den Nagel auf den Kopf, denkt er. Er stellt das genaue Gegenteil vom Redakteur des Superschallzeitalters dar, wirkt phlegmatisch und behäbig-possenbursch. Er trägt ebenfalls Jeans. Durch ein permanentes Grinsen bringt er sogar etwas Leben in sein Gesicht, wenn auch ein Leben voll Sarkasmus und gepflegtem Zynismus. Deshalb trägt er seinen Spitznamen Smarty zu Recht. Er ist mit seinen Gedanken beim letzten schönen Rendezvous mit dem Mädchen „von nebenan“. Keine trägt einen so wohlgeformten Busen wie sie, und Smarty, der Ästhet, steht auf schöne, feste, griffige Busen. Das nimmt ihm keiner übel, im Gegenteil. Nicht nur das Mädchen „von nebenan“ mag's. Auch Smarty stöhnt ein bißchen. Als ihn Siggi gerade so merkwürdig angesehen hat, wurde er nämlich ganz schön aus seinen herrlichen Gedanken gerissen. Aber als der geschätzte Kollege jetzt so schnell mit seinem Dauer-Monolog einsetzt, da grinst Smarty, denn jetzt kann er wieder seinen Lieblingsgedanken nachhängen.

„Wir gestatten ihnen natürlich einerseits,“ ärgert sich Siggi, „daß sie sich in ihr Tessin zurückziehen können, in ihre kleinen Schrebergärten, in die Toscana hinterm Wald. Aber irgendwie muß das auch dem Programm zu Gute kommen, irgendwo muß das Gammeln ein Ende haben.“

Wir können schließlich nur die modische Verpackung gebrauchen, nur diesen aktuellen Wert der alternativen Verneinung. Das andere ist uns egal. Gefragt ist die modische Verpackung aus alternativem Recycling-Karton, und dieses Gerede vom Aussteigen müssen wir auf einem modischen Stand halten, das ist unsere Aufgabe als Redakteure des Superschallzeitalters. Eben immer auf dem neuesten Stand zu sein.“ Smarty grinst. Ihn hat das eben sehr erheitert. Er denkt gerade an die kommende Mittagspause, wo er das Mädchen „von nebenan“ in einem Klo ganz besonders heftig bearbeiten wird, so ganz locker aus dem Stand. Er beginnt zu lachen.

Siggi hundertprozent erhebt sich mühsam von seinem bequemen Thron, schaut Smarty seltsam an. Er merkt wohl schon längst nicht mehr, ob man ihm zuhört oder nicht. Das ist ihm auch schon egal geworden; manchmal sogar lästig, wenn man seine Ausführungen ein bißchen genauer nimmt als er selbst es tut.

„Sie haben doch derart viele allgemein interessierende Themen auf Lager, unsere alternativen Freunde. Sie können über Meditationsregeln, Müsli-Rezepturen, Heilerwägungen irgendwelcher Ashrams oder Swamis berichten, über raffinierte Verfeinerungsmethoden von verschiedenen Teesorten, wie man die Eier ohne Legebatterien produziert, oder wie man das Brot in einem Steinofen backt und abends noch Zeit findet, vor dem Kaminofen auf der Gitarre zu klimpern. Das interessiert unsere Hörer. Sie lachen sich doch kaputt dabei. Aber nein: immer nur dieses Gerede vom Umsturz, von den Gefahren des kapitalistischen Systems, vom drohenden Zusammenbruch. Von der totalen Verweigerung. Ich werde noch Wahnsinnig.“ Siggis hundertprozent schlägt theatralisch die Hände über dem Kopf zusammen und läßt sie abrupt sinken, als er merkt, daß Smarty das gar nicht beobachtet. Um sich selbst Mut zu machen, fährt er entschlossen fort: „Wir kriegen sie schon noch dorthin, wo wir sie haben wollen. Mit Schmeicheleien, Streicheleinheiten und Drohungen,

mit der üblichen Mischung. Wir werden mit allen Mitteln arbeiten, durch gebrochene und im nachhinein uminterpretierte Versprechen, durch Lug und Trug, durch Übertölpelung Gutgläubiger. Wir reiten erfolgreich auf der Protestwelle, das ist klar. Wir werden in allen bürgerlichen Medien lobend erwähnt, das macht auch Alternative scharf. Die Monte-Verita-Bewegung der Jahrhundertwende, in der vegetarische und nacktbadende Aussteiger so was wie Kommuneerfahrungen probten, die fanden auch ihre Nachahmer! Die gingen unters Volk und warben für ihre Ideen, für ihr Aussteigen, da müssen wir einhaken!“

Siggis Augen glänzen. Er hat schon etwas von einem Pferdekutscher an sich, der mit Zuckerbrot und Peitsche nur allzu gut umzugehen versteht.

Eine Sekretärin öffnet die Tür und meldet, daß schon wieder einer von diesen „Hinterwäldlern“ angerufen hat. Er wollte wissen, wann denn heute diese „Große Konferenz“ stattfindet. Siggis Hundertprozent überlegt nicht lange: „Wenn du Lust hast, ihn zu ärgern, dann laß doch deine Ideen des alternativen Alltags spielen, dann sag’ ihm doch, er soll in einer Viertelstunde noch einmal anrufen, ich sei gerade auf einer Besprechung. Aber wenn du keinen Bock darauf hast, sag’ ihm einfach, er soll sich verpissen, du hättest ihm schon tausendmal gesagt, daß sie heute um 16 Uhr stattfindet etc. pp. Oder sag’ ihm einfach – im Scherz natürlich –, daß wir für Gartenzwerge überhaupt nicht zu sprechen sind, und was er eigentlich wolle etc. pp. Das alles wird ihn sicher ärgern.“ Alle lachen. Sogar Smarty lacht lauthals auf, obwohl er sonst eigentlich meist nur dezent grinst. Mit einem Hofknicks verläßt die Dame das Zimmer. „Wir müssen diese Typen dazu bringen, daß ihr Handeln und ihre Ziele nicht bloße Antithesen zum Bestehenden bleiben,“ tönt Siggis Hundertprozent, als wäre sein Monolog nie unterbrochen worden. „Wir müssen sie dazu bringen, daß sie ihr Gerede vom Antiinstitutionalismus, Spontaneismus und Außerparlamentarismus, von der absoluten Verneinung, so praktisch wie möglich in die Öffentlichkeit tragen. Das bringt dann den Zirkus, den wir brauchen. Das bringt den ganzen Ablauf durcheinander, gibt ein Spektakel. Es gibt doch wirklich nirgendwo anders auf einem Haufen so viele begeisterungsfähige, mit Haut und Haaren engagierte und stets aufs Ganze gehende Typen wie in dieser alternativen Subkultur, die müßten doch darauf warten, daß sie ihre Ideen vom Aussteigen überall verkünden können. Das müssen wir ausnützen. Die arbeiten für uns auch umsonst, das ist ganz klar. So dumm sind sie. Wenn sie nur überall vom Aussteigen reden können. Dabei müssen wir sie unterstützen. Und wir geben ihnen die Gelegenheit, 50, 60, ja sogar 70 Stunden ununterbrochen für ihre Ziele tätig zu sein, und dann werden sie so richtig happy sein und exklusiv für uns ein schönes Programm machen, ein alternatives Nichtstuerchen-Programm.“

Gegen Mittag. Zweihundert Kilometer von der Hauptstadt entfernt, zur tschechischen Grenze hin, wo die Alternativen sich in Tegernbach niedergelassen haben, da wird auf ihrem Hof gerade Heu in den Schober gefahren. Die Sonne ist voll da. Nur im Westen ziehen sich Wolken zusammen. Die Räder des schon Jahre im Dienst stehenden Heuwagens knarzen verdächtig, aber den bärtigen Bolli Brummbär auf dem Bulldog stört das nicht. Er ist froh, daß er heute das Heu in den Schober einbringen kann, bevor er nach Possenburg zum

Quasseltreffen fahren muß und bevor der erste Platscher kommt. Bolli Brummbär springt nicht allzu schnell vom Traktor, geht behäbig über den Hof des Anwesens und öffnet das Scheunentor. Danach stößt er vorsichtig mit dem Heuwagen rückwärts in die Scheune hinein, sorgfältig darauf achtend, daß er das Scheunentor nicht ankratzt. Es ist sowieso schon arg lädiert.

In der Nähe brüllen Rinder, etwas weiter entfernt quieken Schweine. Schließlich schafft es dieses Mal Bolli tatsächlich, den Karren in die Scheune zu bugsieren, ohne daß das Haus zusammenbricht.

Als Bolli Brummbär sein Werk begutachtet, schlendert Daniel Düsenpffiff auf ihn zu, mit dem er schon manchen Schafskäse fabriziert hat, in den letzten Jahren. Beide lachen. Daniel sagt: „Du Bolli, ich habe gerade mit der Quasselstube telefoniert. Die haben einen derartigen Stuß geschmarrt, das gibt es gar nicht. Es ist zum Verzweifeln. Zumindest habe ich herausbekommen, daß heute nachmittag um 16 Uhr die ‚Große Konferenz‘ stattfindet. Wir sollten uns überlegen, wie wir da ans Werk gehen. Wir müssen nur noch schnell die Schweine versorgen, bevor wir uns dann mit unseren ‚lieben Viecherln‘ aus der Stadt beschäftigen.“

Bolli Brummbär brummt in seinen relativ gepflegten Bart: „Ich hab’ keinen Bock drauf, dieses Idyll hier zu verlassen und jetzt in diese saublöde Stadt zu fahren, zu diesen saublöden Heinis.“ Er brabbelt noch etwas Alternatives in seinen Bart und formuliert dann doch etwas klarer: „Dieser Platz, wo ich jetzt lebe, mit einer Frau und ein paar Sachen, mit den Tieren und den Bäumen, das ist meine Welt, das gibt mir verdammt viel Sicherheit. Hier muß man ehrlich sein, sonst betrügt man sich nur selbst. In der Stadt fühle ich mich unwohler, unwirklicher. Ich fühle immer stärker das Verlangen, mich auf Weniges und Wesentliches zu konzentrieren, auf das Wichtige, auf die Natur, die doch die Grundlage für unser Leben auf diesem Planeten ist. Das ist kein Schein, da ist Realität. Auf diese dumme Show der Großstadt kann ich verzichten. Das mußst du doch einsehen.“

Der etwas dickliche Daniel Düsenpffiff greift eine Heugabel und beginnt, in Zeitlupe das Heu vom Wagen herunterzuholen. Ohne in der Arbeit innezuhalten, setzt er das Gespräch mit dem deprimierten Brummbär fort: „Das ist alles sehr schön, Bolli,“ meint er mitfühlend, „aber wir dürfen uns trotzdem nie zu naiv-romantischen Gartenzwerge degradieren, wir müssen unsere gesellschaftspolitische Arbeit fortsetzen. Wir müssen den Mist auch an anderen Orten wegräumen. Die Leute draußen, mitten im Trott der Industriegesellschaft, die erwarten doch von uns solchen Hoffnungsdünger.“

Daniel Düsenpffiff holt sich eine weitere volle Gabel mit Heu herunter und genauso bedächtig, wie er jetzt das Heu auf den Haufen wirft, fährt er fort in seiner Rede: „Wir müssen doch die Menschen wieder auf ihr humanes Bewußtsein zurückführen. Wir müssen sie lehren, daß sie den vielseitigen Verführungen und Verlockungen der Vergnügungsindustrie entsagen, daß sie wieder lernen, einfach und natürlich zu leben, ohne falsche Bedürfnisse. Einfach natürlich und natürlich einfach.“

Vom alten Bauernhof im Fachwerkstil, der im lauschigen Schatten einiger hoher Bäume steht, dringt das Rufen einer Mädchenstimme. Die beiden hören es nicht. Brummbär will davon nichts mehr wissen. „Ich hab’ keinen Bock

drauf, nur der Alibiträumer für die von der komplizierten und technisierten Gesellschaft Frustrierten zu sein. Sie tönen zwar davon, daß alles nur Scheiße ist und sie sich von diesem Superchaos fortsehen, aber dennoch bleiben sie industriehörig. Das sind alles Masochisten.“

Der dicke Daniel stützt sich einen Moment auf den Heugabelstil, daß dieser beinahe zusammenbricht. Ruhig überlegend argumentiert er: „Aber du darfst doch dabei nicht die jungen Leute vergessen, die noch auf einer gewissen Spielweise herumtummeln, die nicht im Trott eingespannt sind. Wenigstens ein paar Jahre sind diese aufnahmefähig für gewisse Ideen, auch wenn es wirklich nur einige Jahre sind, aber immerhin. Das ist unsere Chance. Bevor sie tief im Trott stecken, müssen wir sie packen; koste es, was es wolle. Wenn nur 10 % auf uns hören, ist das schon viel. Die wollen sich doch bewußt diesem Modell der obrigkeitlichen Wohlfahrtsdemokratie entziehen, die wollen sich doch bewußt nicht anpassen. Zumindest nicht in der Zeit, wo sie relativ ungestört im Spielkasten toben dürfen. Da lehnen sie das gesamte ‚System‘ der Bundesrepublik mehr oder weniger total ab, da finden sie wirklich alles Scheiße und zum Kotzen. Die müßten wir doch zu uns rüberziehen können. Sicher quatschen auch sie nur viel, weil es in den 80er Jahren schon Mode geworden ist, Polizisten zu verprügeln, aber trotzdem müssen wir sie langfristig davon überzeugen können, daß Landleute, Schäfer und Bauern glücklicher sind als Stadtmenschen. Apfelweinkeltern, Backen, Dichten, Singen, Nichtstun – das sind echte Alternativen in unserer Zeit.“ Er macht eine längere Pause und fährt dann fort: „Wenn es uns gelingt, den Jugendlichen klar zu machen, daß Aussteigen wirklich ein Privileg darstellt, daß man als Aussteiger gegenüber anderen hochnäsiger sein kann, daß man ihnen sogar die Schau stehlen kann mit alternativen Slogans auf den Lippen, dann haben wir schon viel gewonnen. Wir müssen zur Mode werden, zum Trend. Dann sind die anderen die Gelackmeierten, die frustrierten Angestellten und Arbeiter, die sich so viel auf ihr kleines Häuschen einbilden und auf ihren BMW. Dann sind doch die Dummen. Mit solchen Mitteln müssen wir arbeiten. Wir müssen die anderen schlecht ausschauen lassen. Wir müssen die Aristokratie spielen, die Elite, die Besonderen. Das macht die Leute an!“

Brumbär schlägt sich nur mißmutig an den Kopf. „Verdammt, jetzt haben wir vor lauter Theoretisieren unsere Schweine vergessen. Die werden vor Hunger ganz schön quieken. Darum müssen wir uns jetzt kümmern.“

Kurz nach sechzehn Uhr. Siggi Hundertprozent und Smarty eröffnen an dem einen Ende des langen Tisches im Sitzungssaal des Possenburger Funkhauses das „Große Treffen“. Ihnen gegenüber lauern Düsenpiff und Brumbär, der sich doch noch von seinen Schweinen hat loseisen lassen, wenn auch widerwillig. Dazwischen die üblichen Gardisten; Applaudierer, Mitläufer, Stafettenträger, Stichwortgeber, Blitzableiter, Statisten, Freudenspende, Humoristen, Angeber, Animateure, Moderatoren, Tanten, Freundinnen, Beischläferinnen. Verdrossen hocken die beiden Alternativler in den feudalen Sesseln des Sitzungszimmers. Der gepflegte protzig-bürgerliche Stil des Raumes geht ihnen anscheinend auf den Nerv. Sie hätten's wohl lieber rustikal-schlicht. Die beiden Redakteure genießen sozusagen ihr Heimrecht. An den Wänden erkennt man die üblichen Gemälde im gepflegt konservativ-liberalen Rahmen.

Nichts Unkonventionelles, nichts Aufrührerisches, aber auch nichts Verstaubtes hängt da. Die Umgebung verleiht jeder Besprechung eine Würde, eine gewisse Wichtigkeit und sicher auch eine gewisse überzeitliche Bedeutung. Hier fällt jeder sogleich in einen anderen Tonfall als gewöhnlich, setzt sich jeder in eine geschichtlichere Pose und legt sich eine noch ernsthaftere Miene zu, als er sie sowieso schon den ganzen Tag herumträgt. Er wird zum Schauspieler der menschlichen Komödie. Und selbst die Alternativen kompensieren ihre Unsicherheit durch fleghaften, angehaucht-anarchistischen Benimm.

Siggi Hundertprozent steckt hier, in diesem gut gelüfteten Raum im II. Stock, in seinem Element. Hier tobt er sich aus. „Wir müssen in unserem eigenen Interesse unser an und für sich gutes Programm, das auch von allen Seiten gelobt wird, unbedingt noch besser gestalten!“ Ohne große Vorrede rückt er also gleich mit dem seiner Meinung nach Wichtigen heraus. Er visiert die beiden Alternativen an. „Ihr seid doch helle Köpfe. Daß ihr Ideen entwickeln könnt, habt ihr schon bewiesen. Ihr könnt sicher auch jetzt frischen Wind in unsere Sendungen bringen.“ Innerlich würde er die beiden am liebsten wieder dorthin schicken, wo sie hergekommen sind. Aber dann müßte er die Arbeit allein bewerkstelligen und das schmeckt ihm auch nicht. So sagt er freundlich: „Ich stelle mir das vor allem so vor, daß ihr mit euren Ideen an die Öffentlichkeit geht, daß ihr unter die Leute geht, Aufklärung betreibt, Bewußtseinsbildung. Ihr dürft euch auf keinen Fall aufs Land zurückziehen.“ Daniel denkt sich, daß die ihn wohl als modernen Polit-Clown engagieren wollen, daß sie – die Alternativen – nur ständig verarscht werden sollen. Wir sollen die Trottel spielen, damit man über unsere Streiche lachen kann, denkt er.

Durch mehr Blabla. Einerseits wurmt es ihn zwar sehr, wenn man sich seiner Person und seiner Ideen nur ganz funktional und im Interesse der Anstalt bedient, aber er weiß auch andererseits, daß hier eine Chance liegt. Deshalb meint er munter: „Ja, das sind sehr gute Gedanken, vor allem auch sehr wichtige und tiefgehende Gedanken, lieber Siggi Hundertprozent.“ Das geht hinunter wie feinsten Champagner. „Wir müssen in erster Linie an unsere Hörer denken“, legt Siggi Hundertprozent darauf auch sehr naseweis los, „Wir müssen daran denken, wie wir noch höhere Einschaltquoten erzielen können. Das ist unsere Aufgabe. Das erwartet der Hörer von uns, daß wir uns für ihn interessieren. Daß wir dies zumindest vorgeben. Er möchte glauben können, daß hier jemand ist, der sich für seine Interessen einsetzt. Die Leute wollen an etwas glauben und die Jungen heute noch mehr als ältere Personen, die man ja schon zu oft reingelegt hat. Die Jungen vermissen doch in den 80er Jahren vor allem Vorbilder und Idole, gerade die Jungen. Deshalb sind sie so unglücklich, weil sie nicht wissen, woran sie sind. Da könnt ihr einhaken. Das ist euer Revier. Die folgen euch blind. Es ist unsere humane Pflicht, ihnen etwas zu glauben zu geben, die sind doch sonst unglücklich. Sie wollen gar nicht selbst denken. Sie wollen nur glauben können, daß sich jemand für Unterprivilegierte und Außenseiter einsetzt, für Behinderte, Blinde, Naive, Idealisten, Spinner etc. pp. Das macht ihr, das ist gut, das nehmen euch die Hörer ab. Das müssen wir entsprechend ausschachten, so etwas . . . Ihr habt die richtigen Schlagwör-

ter für unsere jungen Hörer. Euch glauben sie, wenn ihr von Leistungsdruck, Sozialgefälle, Jugendarbeitslosigkeit und dem staatlich dekretierten Manko an gesellschaftlicher Perspektive redet – das ist Wasser auf deren Mühlen. Das hören sie gern, das stärkt ihr Selbstvertrauen. Statt den Rufen nach Ruhe und Ordnung wünschen unsere jungen Hörer, die sich durch die Bank als Aussteigerjugend ansehen, lieber 'echte Feelings' oder so was ähnliches . . .“

Wenn sich der Siggie Hundertprozent, der Redakteur des beginnenden Superschallzeitalters, schon mal verbal engagiert, dann eben gleich hundertprozentig. Seine Schallwellen sind wirklich endlos. „Ihr seid doch jene tollen Hechte, die sich das trauen, wovor die anderen einen irren Bammel haben, ihr seid kein neues Lumpenproletariat, wie die bürgerlichen Zeitungen schreiben, ihr seid die neue Elite, die neue Lumpenaristokratie. Ihr übernehmt jetzt die Rollen von Robin Hood und vom bayerischen Hiasl: Kämpfer für die Gerechtigkeit, gegen die Reichen. Wer wird am Schluß siegen: die guten/bösen Alternativler oder das Establishment? Das ist doch spannend. Das gefällt den Leuten, nach dem Motto ‚Trau di, zweng's da Gaudi!‘ Das ist die Alternative zu Cowboyfilmen!“

Bolli Brumbär fühlt sich geschmeichelt. Er streicht gefühlvoll über seinen Bart. Auf einmal scheint er sogar den teuren Ledersessel bequem zu finden. Aber sehr wohl ist ihm nicht. „Das würde euch so passen, uns als Kanonenfutter zu benutzen“, denkt er, „wir sollen die Drecksarbeiten erledigen und ihr kassiert die Lorbeeren. Wir spielen die Sklaven und Heloten der Medien und ihr die Könige. Wir haben euch voll durchschaut.“ Aber er weiß auch, daß er hier, an Ort und Stelle nichts unternehmen kann. Die Redakteure des Superschallzeitalters haben Heimvorteil. Deshalb will auch er hier einmal den Spaß auskosten, frech zu lügen. Er grinst Siggie also freundlich an und sagt: „Das sind echt prima Ideen. Ihr gebt echt den Alternativen eine Chance. Das ist pfundig.“ Und alle freuen sich.

Weil die Schlacht so schnell über die Bühne ging, with a little help from the environment, vergißt sogar der grinsende Smarty einmal das Mädchen „von nebenan“ und läßt sich zu einer Bemerkung herab, die gar nicht so dumm ist: „Außerdem produziert ihr als Alternative selbst genau die Informationen, die sich nicht in den bürgerlichen Medien finden. Das ist eure Chance. Das ist doch eine Gelegenheit, mehr Wind darüber zu machen. Ihr könnt im Grunde Urheber und Windmacher in einer Person spielen, da seid ihr konkurrenzlos. Das ist wirklich eine große Chance, die wir euch da geben, denn wenn die Medien sich für diese originären Informationen interessieren, dann interessieren sich auch sicher die Hörer dafür, und dann gibt das gleich einen neuen Trend, eine neue Modewelle. Und ihr seid die Reiter auf den vordersten und höchsten Wellen. Düsenpfeiff und Brumbär ganz oben auf den Siegerpodesten. Dann macht ihr mit dem Nichtstun das große Geld.“

Acht Uhr vorbei. Bolli und Daniel haben sich nach der „Großen Konferenz“ in ihre kleine Stammkneipe verzogen, ins „Bayerische Eck“. An den Wänden hängen hier ziemlich verstaubte Gemälde mit alten bayerischen Königen, trotz des Staubes aber immer noch ganz schön präsentabel, findet Bolli. Die Walli schleppt das Bier heran, zum alternativen Spottpreis. Dazu wird eine kräftige, alternativ gekochte Leberknödelsuppe gereicht, ebenfalls alternativ-spottbil-

lig. Wo gibt es denn so etwas heute noch, nur noch hier, denkt Bolli. Ab und zu sind hier Bolli und Daniel auch schon auf der kleinen Bühne gestanden, haben ihre „Gstanzl vom alternativen Alltag“ gesungen, und dann hat das ganze Lokal getobt. Aber heute trinken und reden sie nur.

Daniel hebt sein Glas und fängt an zu quatschen, so ganz frei raus, ohne Maulkorb. Noch relativ ruhig beginnt er: „Es ist immer die gleiche Scheiße mit diesen bürgerlichen Liberalen oder liberalen Bürgerlichen. Die wollen einen nur austricksen. Sonst fühlen sie sich nicht wohl. Aber dieses Mal lassen wir uns nicht mehr verarschen, jetzt schlagen wir zurück, mit den gleichen Mitteln. Wir werden tatsächlich mit Nichtstun das große Geld machen.“ Daniel nimmt einen kräftigen Schluck, wischt sich den Schaum von der oberen Lippe und stiert auf den Bierdeckel, als ob dort immer noch die Lösung stünde, von gestern noch. Etwas hitziger fährt er fort: „Diesen Quarksäcken werden wir es zeigen, wir werden eben in Zukunft ihnen auch nur um den Bart streichen. Ihnen ständig sagen, wie toll sie doch seien, so daß sie hinterher ganz verstört sind. Sie werden von unserer echten Meinung nichts merken. Wir wollen ihnen doch nicht ins offene Messer rennen. ‚Das ist ja alles so toll, was ihr da macht. Das ist alles erstklassig progressiv und umwerfend avantgardistisch!‘ Wir machen es wie beim Fernsehen, in diesen Talk-Shows. Wir wissen ja, wie mit Kritikern im Superschallzeitalter umgesprungen wird. Die werden mundtot gemacht. Also werden auch wir mitspielen. Mitgehangen, mitgefangen. Wir werden das Blaue vom Himmel herunterlügen. Das ist die reinste Wahrheit.“

Ganz instinktiv anarchistisch, lustvoll spontaneistisch, emotional und bauernschlau, eben den subkulturellen Lustprinzipien des Kneipenmilieus verpflichtet, entwickelt der Daniel eine Gegenstrategie. „Wir werden diese Lackaffen, diese gestreßten Robopathologen, wir werden diese Redakteure des Superschallzeitalters schon zum Tanzen bringen. Wir müssen eben vor allem nun für uns selbst Reklame machen.“ Er stiert auf das halbleere Glas und bestellt gleich ein neues bei der Walli. Bolli Brumbär rückt näher an ihn heran und erklärt mit fester Stimme, während auch noch andere am Tisch aufmerksam zuhören, obwohl sie eigentlich recht teilnahmslos dreinschauen: „Wir wollen doch wirklich nicht alternativ vor uns hinpfriemeln bzw. uns verheizen lassen, wir sind doch wirklich Urheber von ungewöhnlich neuen Dingen!“ Der Bolli Brumbär läßt sich vom Volksgemurmel in dieser Kneipe davontragen. „Wir müssen mehr von dem herausstellen, was uns Spaß macht, wir müssen mehr von unserem offenen Lebens- und Zeitgefühl im Gegensatz zu dem der Leistungs- und Wegwerfgesellschaft reden. Wir müssen unser schönes Wohl- und Wir-Gefühl publikumsnäher unter die Leute bringen, einfach dauernd von den Schönheiten des Nichtstuns reden. Das interessiert doch alle. Die Hörer müssen mehr von uns selbst erfahren, mit welch großem Spaß wir bei der Sache sind. Das ist unsere Chance. Damit können wir die anderen echt an die Wand spielen!“

Ein Fremder tritt in die halbdunkle Kneipe. Die Gespräche verstummen sofort.

Mißtrauisch beäugen alle den Eindringling. Er spürt selbst den Umschwung und zieht sich zurück. Hier ist er nicht gern gesehen, das merkt selbst er als Fremder. Als der Eindringling das Lokal verlassen hat, setzt das Gemurmel

sofort wieder ein.

„Wir werden in Zukunft noch wesentlich mehr über uns berichten, wie wohl wir uns fühlen und wie glücklich wir sind, zwischen Mähmaschine und Meditation. Wir loben unseren naturreinen Honig, unsere naturbelassene Schafwolle, schwärmen von unseren tollen Gärtöpfen und den Zucht-Regenwürmern. Wir müssen wirklich unsere Informationen aus der alternativen Verweigerer-Szene ganz exklusiv vermarkten. So können wir das Prinzip des öffentlich-rechtlichen Rundfunks unterlaufen, nämlich den Schwerpunkt der Sendungen ständig auf Unterhaltung und bürgerliche Bildung legen zu müssen. So können wir unsere eigenen unbürgerlichen Prinzipien verfolgen, quasi den Sender für unsere eigenen Ziele okkupieren; ein Rundfunk-Modell, in dem jeder senden und empfangen kann, was er will, sozusagen einen eigenen Alternativ-Sender, ein eigenes Aussteigerprogramm. Das interessiert die Leute, darüber wird diskutiert! Wir berichten von unserer heilen Welt. Das ist unsere Medien-Zukunft. Wir werden die Stars des alternativen Radios!“

Monate später. Der Programmdirektor trifft den Abteilungsleiter in einem Klo des Possenburger Funkhauses beim Wasserlassen. Halb im Ernst, halb im Scherz, der Umgebung angepaßt, meint der in Ehren ergraute Herr Programmdirektor: „Toll, wie der Siggie Hundertprozent das hingekriegt hat. Er macht jetzt linken Regenbogenfunk. Das kommt an bei den Hörern. Kein Wort mehr von Krise und Chaos. Die reden nur vom Nichtstun, von den Schönheiten des Aussteigens. Solche Schlagworte hören wir gern. Kein Wort mehr von Revolution und Weltenende. Neulich habe ich sogar etwas Neues über die alternative Honigherstellung mit allen Details erfahren, echt toll interessant. Wer hätte das in den 60er Jahren für möglich gehalten. Das ist der Fortschritt!“ Als er dies hinter der abgeschlossenen Toilette hört, kann er's längst schon gelassen hinnehmen, so viel Lob hat er mittlerweile vernommen, der Siggie Hundertprozent, der Redakteur des erfolgsversprechenden Superschallzeitalters. Und draußen in Tegernbach quieken weiter die Schweine.

Joachim Hossfeld Argental

oder eine Idylle wird bedroht

I

Wer aus dem lärmenden Norden kommt, aus großen Städten, aus den dazugehörigen gesichtslosen Wohnghettos, empfindet schon vor dem Bodensee die Ruhe. Bis Kressbronn braucht er da gar nicht zu fahren, fast leichtsinnig flott kratzt so einer südlich von Tett nang die Kurve, linksseitig und kommt so, plötzlich konzentriert, auf eine alte kurvenreiche Straße, ins *Argental*.

Die Alpennähe kündigt sich schon hinterm östlichen Ende des *Argentales* an, rechtsseitig liegt ganz oben majestätisch das Achberger Schloß. Eine direkte Verbindung zwischen den unteren Argen und dem weit ostwärts gelegenen Weiler Pfügelberg gibt es nur auf der einen Seite des Flusses. Auf der anderen, wildgebliebenen, soll einmal ein ganzes Holzfuhrwerk mitsamt den Rössern hinabgestürzt sein in die reißende Unterspülung, das Bauholz für die Schloßanlagen hatte nicht schnell genug hinaufgeschafft werden können, alles ist die Sandsteinwand runter unterm Schloß. Für die Schloßherren nichts Besonderes, für die *Argentaler* war's zur Fron noch die jäh zuschlagende Bedrohung – noch heute ist der Einstieg in die nasse Lehm- und Sandsteinwand unterm Schloß lebensgefährlich. Aber die berühmtere, bislang peinlich genau naturgeschützte Entsprechung hat die Schloßwand weit südlich nahe dem Ort Laimnau. Dort bricht der *Wiesacher Rutsch* gut 60 m ab zum Fluß. Eiszeitgerölle, feine, wuchtige, miteinander verbacken zu einer Art frischem „Nagelfluh“, nicht ganz so fest wie der vom Pfänder oder vom Hochgrat, sind hier zu einem faszinierend vielfältigen geologischen Aufschluß durch Naturkraft freigelegt worden, auch *Argenrutsch* genannt, direkt unter der Wand.

Der alten Straße nach Südwesten folgend kommt man auch bald zum geschichtsträchtigen Gießenschloß. Mitten im Tal steht es, als ehemalige Zollstelle war es Umschlagplatz für typische Raubrittergeschäfte.

Dem kleinen fast unscheinbaren Schloß sieht man das heut nicht mehr an, es gehört zur *Argentaler Stille*, und gerade hier werden die Lärmkaskaden, die von jedem Autobahnkreuz aus in die Landschaft schwappen, besonders schmerzlich zu vernehmen sein – denn hier ist geplant, die A 98 übers *Argental* zu führen, mit Abfahrt nach Kressbronn und zu den schon gierig spekulierenden *Argentaler* Campingplatzbesitzern. . .

Zwar ist dies Ziel kein intellektuell gepflegter internationaler Reisetip, aber in seiner naturbelassenen lärmabgewandten Geschlossenheit ist die *Argental-landschaft* schon lange so etwas wie ein Geheimtip für Individualisten. Wahrscheinlich sind die aber nicht so wichtig, denn eben den Schnellstraßenplanern waren diese wanderfreudigen Talbewohner kaum ein Dorn im Auge. . .

Sie hätten sich immerhin während einer Maiwanderung vor Ort erkundigen können, wie man übers Autobahnprojekt hier denkt, was die Urlauber auf dem Bauernhof dazu sagen werden, die selbst ja den nerventötenden lückenlosen Straßennetzen in den Großstädten wenigstens für kurze Zeit entrinnen wollen.

Wie die Leute, denen ihre satten Kernobstgärten immer schon das ganze Leben bedeutet haben, darüber denken, hätten die Planer da erfahren können. Aber sie hörten sich viel lieber an, was die Kiesgrubenbesitzer entlang der Talhänge an innerlichem Jubel über die Abrechnungstische verkündeten. Schließlich müßte man ja die Autobahnüberführung übers *Argental* kräftig mit Kiesmassen stützen, müßte den *Argenrutsch* verbauen, denn direkt über ihn soll die Autobahn führen.

Und für den Campingplatzbesitzer beim ehemaligen Kurbad wärs auch eine verheißungsvolle Sache mit der Autobahn. Da würden die Fremden immer noch mehr Campingwagen bei ihm abstellen, er könnte den Campingplatz vervierfachen, die Gebühren kernig erhöhen – wenn das keine Sache ist – sollen sich diese Autobahngegner doch zum Teufel scheren. Bei mir kriegen die kein Bier mehr! Überall müssen die ihre Nase reinstecken, sich wichtig machen. Klar, sind bloß neidisch, diese Typen, diese altklugen Wichtigtuer . . . Gegen alles sind die!

II

Wangen i. Allgäu – Neuravensburg – kurz danach, südlich, der Weiler *Moos*. Er liegt etwas abseits der B 18. Hinter den Gehöften steigt sanft ein Hügel an. Obenauf eine Baumgruppe wie eine kleine Insel im grünen Meer. Früher waren diese Orte geheim. Man versammelte sich dort in alter Zeit, um aus den Winden und aus dem fernen Alpenbild herauszudeuten, was die Zukunft bringen wird:

Ahnungen um neue Feuersbrünste, Bauernhatz wieder durch den Bauernjörg, Wahrsager habens prophezeit – aber auch erntereiche Jahre wurden da erfleht, Kindersegen, endlich Frieden, der dann in Friedenszeiten tatsächlich so sonnig ausfiel wie sonst nirgendwo. Siedelplätze rundum in grauer Vorzeit; immer schon war es ein Land zum Verweilen.

Eine alte Bäuerin aus dem Weiler *Moos* erzählt uns, *seit sie denken könne*, stünden diese Bäume schon da oben. Und ihr Großvater habe erzählt, er sei als kleines Kind hinterm Stadel gehockt und habe die Männer beobachtet, die am Abend schweigend hinaufgeschritten waren. Die Männer seien sehr lange da oben geblieben, und öfters als sonst sei dann der Donner durchs Land! So ihr Großvater . . .

Wir wollen hinauf zur Baumgruppe, um den Ausblick von dort zu genießen. Es ist ja nicht einfach nur das In-die-Weite-Schauen, sondern zugleich auch die innigste Verbundenheit mit unseren Tagträumen:

Ab sprung ins mächtig abblockende Gebirge, einmal rechts, einmal links vom Rheintal. Und dann hinauf zum Säntis.

Die alte Bäuerin berichtet, *seit sie denken könne*, habe man hier in *Moos* gut leben können: Am Rande eines Feuchtgebietes, zugleich weit bekanntes Vogelschutzgebiet. Zwar habe sie die Arbeit gebeugt, nicht aber die Hoffnung für das Glück ihrer Kinder und Enkel habe sie dabei loslassen können, bis vor kurzem:

Aber wir sollten nur selbst sehen, da stünden ja schon an die zweihundert Leute oben bei der Kundgebung! Und wieder schreiten wir hinauf, diesmal im Nieselregen und fast klebrigen

Dunst. Leicht ansteigend unter der Baumgruppe – und wirklich, es sieht archaisch aus, stehen da die Kundgebungsteilnehmer vor dem provisorisch errichteten Zeltdach. Gelbe, orangene, grüne Regenkittel. Viele kleine Kinder springen um die Erwachsenen herum, es muß für sie ein feierliches Spiel sein, was die Großen da machen, wie sie da alle mit großem Willen Lieder mitsingen, wie da der Pfarrer von Natur, Menschlichkeit und Bedrohlichkeit durch Technik spricht. Die Kundgebung wird getragen von dem Willen, sich den Autobahnplanern zu widersetzen, denn jene wollen dieses Naturschutzgebiet zuschütten, die Baumgruppe mitsamt dem mythenreichen Hügel abtragen, denn den Schotter braucht man ja wieder zum Aufschütten des Trassenverlaufs.

Die Predigt ist bewußt politisch gehalten – alles mag den damaligen Versammlungen der Bauernführer ähneln, die rasch zusammengeholt waren zu gelegentlichem Anlaß. Und diese Kampfkraft, die viele Jahrhunderte mit Zufriedenheit zugeschüttet wurde,

mag heute wieder aufkommen, plötzlich ist der Wille, sich zu wehren, wieder da unter der Landbevölkerung. Der Pfarrer dort unterm Regendach erzählt's den hellhörig gewordenen Bauern aus dem Umkreis, und wie er es ihnen erzählt, könnte es auch ein Referat über die Mängel unseres Sozialgefüges sein. Die Kirche selbst schneidet dabei nicht gut ab, dem Pfarrer riet man schon vorab, auf diese Messe vor den engagierten Naturschützern zu verzichten, aber er hielt sie für um so dringlicher.

Wir entfernen uns für kurze Zeit, betrachten die Szenerie aus der Distanz, der Regen hat sich verstärkt, die Menschen ums Zelt scheinen noch näher zusammenzurücken,

der Wind hält für einen Moment den Atem an, nein, so lassen sich diese Leute nicht einschüchtern, so wie sie da zusammenstehen,

da sollen die Autobahnplaner nur kommen, die Wirtschaftswunderkinder der Nation, da würden sie mit Hohn wie aus einem Munde vertrieben. Das *Moos* liegt unter schwerem Dunst, Tierlaute scheinen vielfach um uns aufzufliegen, im Echo kommen sie zurück. Schwer das regensatte Land. Die Orchideen am Rande des Sumpfes, rotes und weißes Knabenkraut, erwecken bei den Leuten ums Kundgebungszelt Ehrfurcht,

andere drunten in ihren Planungsbüros lachen darüber. Dabei wirken sie freilich lächerlich genug. Wenn deren Arroganz nicht so gefährlich wäre, man könnte sie getrost übergehen.

Meinen's die Planer wirklich schon so ernst?

Die alte Bäuerin übertreibt nicht! Das hat sie nicht gelernt. Sie hat auch nicht gelernt, die Hinhaltbeschwichtigungen der Autobahnvertreter zu durchschauen.

Erst letzts seien sie dagewesen. Gleich vier. Und wir bräuchten uns um unsern Weiler keine Sorgen zu machen! sagten die. Wir bräuchten nur abzuwarten! Ja, den Stall müßte man halt abreißen und woanders aufbauen! Aber der Lärmschutz sei später so gut, daß wir von der Autobahn gar nichts merken würden. Sagten die. Und der Staat ließe sich ja schließlich nicht lumpen. Guter Quadratmeterpreis! An die 4 Mark! Für ein brachliegendes

Ackerland?! Ist doch nicht von schlechten Eltern, oder?! sagten die. Die Bäuerin: Wir dachten an wenigstens 10 Mark! Alles ist gutes Bauland hier, Urlauber kommen gern. Die Ruhe in Moos ist unvergleichlich. Und wir dachten an die Rentabilität unseres Hofes, denn schließlich würde unser Anbauland direkt von der Autobahn durchschnitten. Wie dann mit den Landmaschinen auf die andere Seite kommen? Könnten wir dann glatt verpachten! Das andere wäre nicht mehr unsers. Und die Träume, die wir abends austauschten, auf der Bank vor unserm Haus, wären ausgelöscht. Alles wäre plötzlich tot für mich!

Die alte Bäuerin weint.

Was da alles auf die Familie zukommen würde, geht über ihre Vorstellungskraft.

Alte Wunden beginnen aufzureißen. Schon einmal hielt man die Bauern hin, überredete sie, verprellte sie, schnürte ihnen ganz langsam den Hals ab mit immer wahnwitzigeren Forderungen und ließ sie im endlosen Kreislauf ständig schuften. Schon einmal. Bis der Bauernaufstand sich Luft machte.

Wir gehen. Die Bäuerin steht am Fenster und beobachtet uns. Sie bewegt dabei die Lippen. Vielleicht bittet sie jeden, unhörbar, daß er für sie eintrete, kämpfe. Daß man sie verschonen möge, – Gefühle, die einen hart angehen, und sie sind eben nicht zu trennen vom Glücksmaß der Arbeitskraft!

III

Die Friedrichshafener Industrie ist bekannt als bundesdeutsches Markenzeichen. Im Wortschatz der Altfriedrichshafener schweben Zeppeline. Und Pioniere der Luftfahrt blicken ernst und konzentriert von Portraits herunter, mit Stehkragen und Spitzbart. Museen leben davon, Touristen kommen nach wie vor. Die Technik ist faszinierend, ein Luftschiff hatte feudalen Komfort an Bord. Sogar einen Flügel. Chopin überm Bodensee. Debussy über den Alpen. Das betuliche Bild täuscht. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen die Großindustrien Friedrichshafens zu noch viel größerem Ansehen. Der Aufschwung war durch geschicktes Management vorangetrieben worden, unglaublich schnell und völlig unromantisch.

1970 zählte man im Verwaltungsraum Friedrichshafen 33 589 Arbeitsplätze. Fast 80 % davon gingen an die drei großen Maschinenwerke: Zeppelin-Metallwerke, Motoren- und Turbinen-Union und Zahnradfabrik.

Für die benachbarten Kleinstädte am Bodensee ergibt sich aus diesem Wirtschaftszusammenhang im gleichen Jahr

Kressbronn: 2 813 Industrie- und Handwerksarbeitsplätze

Überlingen: 4 089 Industrie- und Handwerksarbeitsplätze

Tett nang: 2 431 Industrie- und Handwerksarbeitsplätze

Eine auf Expansion gesteuerte Wirtschaft saugt diese Kleinbetriebe, soweit branchenmöglich, im Lauf der Zeit alle auf. In Friedrichshafen selbst ist kaum mehr auszubauen, drumherum aber in der Seeregion, im immer noch weithin unverbauten Hinterland, ließe sich schon noch anbauen. Die Firmen brauchen Zweigstellen, die sie kostengünstig errichten wollen. Profit bestimmt das Wirtschaftsleben, daran rüttelt auch kein Naturschutzgebiet. Schließlich verlangt der Fortschritt auch Opfer. Industriebetriebe brauchen schnelle Zuliefer-

wege, die Bundesbahn schafft das einfach nicht, so die Autobahnbefürworter. Man muß rasch vorwärtskommen mit den Containerwägen. Und wenn unsere Bundesrepublik weiterhin so großartig konkurrenzfähig bleiben will, muß im Inland halt rangeklotzt werden. Die Technik hilft uns! Das Straßennetz ist Spiegelbild der modernen Kalkulation! So die Befürworter.

Die Gegner mit ihren Pflanzen und Fröschen sind halt hinterm Mond. Aber so naiv sind die gar nicht! Bloß, für moderne Marktwirtschaft haben die kein Verständnis! Sind auch meist Künstler oder Gammler, oder so. Irgendwelche Philosophen sind darunter! Und Architekten! Ja, gut verdienende Architekten, was täten die denn ohne die Industrie? fragen die Befürworter.

Und den Bauern schwatzen diese Naturapostel dann noch das Blaue vom Himmel runter. Ist ja klar, haben ja alle studiert, diese Grünschnäbel!

Aber wir, wir können anpacken!

sagen die Befürworter.

Bei uns wird gearbeitet, da tut jeder was er kann! Und uns gehts nicht schlecht! Schließlich stehen Arbeitsplätze auf dem Spiel! Würde die A 98 gebaut, hätte man wieder mehr Arbeitsplätze! Im Straßenbau könnte man viele Leute verwenden, die jetzt auf der Straße stehen: Da könnte man sie wunderbar einsetzen! Und da müßten die endlich mal arbeiten! Sind ja genug lichtscheue Typen dabei, und diese Ausländer! Stehen zu siebt um einen Kanaldeckel herum!

Könnte man ja viel besser überprüfen alles!

Könnte sie zur Raison bringen . . .

So die Befürworter.

Aber offiziell, bei Anhörungen, ja da sind es die Urlauber, die den See überfluten, die Bundesstraße verstopfen. Und die Uferstädte ersticken. Teilweise richtig!

Aber die Umgehungen sind schon angefangen worden!

Das wird verschwiegen, daß um Überlingen die Umgehung längst führt, daß vor Kressbronn eine große Bresche in den Seewald geschlagen wurde für die zukünftige Umgehung –

man möchte zwei Straßen! Zwei große Schnellstraßen, einmal für die Pkw-Raser, die andere für die Fernlastwagen, die dann quer durchs Hinterland in Richtung Süden donnern werden. Ein Vielfaches mehr an Fernverkehrsaufkommen wird zu registrieren sein. Ein friedlicher Begriff! Registrieren!

Das bedeutete über 300 Meter diesseits und jenseits der Autobahn Lärmwellen in den Wald,

das bedeutete ein Trassenband mit gut 100 Meter Breite, aufgeschottert oder durch die Eiszeithügel mit flacher Böschung angelegt, damit nichts nachrutscht, denn die Schotterlagen sind hier grob und locker.

IV

Der Umweltschützer Franz Weber organisiert 1979 dreimal größere „Trassenbegehungen“. Bei Überlingen und bei Markdorf, sowie bei Tett nang.

Man trifft sich im Tett nanger Wald, oberhalb des *Argenrutsches*. Der bekannte Ausblick, diesmal aber besonders eindrucksvoll. Alles, was dazu gesagt wird, trifft genauer, schwerer!

Franz Weber will helfen. Journalisten hat er eingeladen, das Fernsehen von Radio Luxemburg ist da. Manche beflügelt schon allein die Szenerie, doch rosiger in die Zukunft zu schauen.

Aber man kennt die Offiziellen!

Zwar haben sie zugesagt, sie würden alles überdenken! Man schrieb ans Verkehrsministerium. Man redete mit Vertretern aller drei Parteien. Liebevoll zusammengestellte Broschüren gehen für einen geringen Unkostenbeitrag an die Interessenten an Ständen, bei Frühschoppen, bei Kundgebungen.

Aber die andere Seite verteilt auffälligere Broschüren umsonst!

Geld scheint da zu sein, sagen sich die Uneingeweihten. Geld ist da! Ein offenes Geheimnis! Die Befürworter wollen die Autobahn schließlich nicht nur für die Fahrräder mit Hilfsmotor bauen! Nur auf Autobahnen rentieren sich die über Hundert PS-Krafteier, die umgebauten BMWs und Asconas und VWs. Dafür wirbt die Autoindustrie, das suggeriert der Motorsport, daß nur der was zählt, der die schlagartig beschleunigende Technik beherrscht!

Gut, Franz Weber sagt es, die Vertreter der Bürgerinitiativen halten Referate, Fachleute werden geholt. Und zum Teil herrscht eine optimistische Stimmung entlang des Bodensees! Wachsamkeit verbunden mit auffallend sanfter Freundlichkeit! Jedes Gespräch ist zarter, inniger geführt als die aggressiven Befürworterparolen es provozieren wollen. Die Stärke der Umweltschützer hier besteht in der gekonnten Zurückhaltung. Das macht sie freilich bei den eher wortkargen Befürwortern mitunter auch suspekt. Es heißt dann, die Naturschützer seien arrogant. Solche Befürworter haben ganz einfach Angst, sie müßten ihre Meinung ändern. Man sei ihnen auf die Schliche gekommen mit dem geheimen Wunsch nach schnellem Profit. Und oft genug hat man den Bauern entlang der Trasse auch das große Geld in bar versprochen, nur damit sie das Land hergeben. Und wem der Hof schon lange unbequem geworden ist, der hatte sofort zugesagt. Und jetzt kommen die Umweltsleute daher und wecken in einem Schuldgefühle und schlechtes Gewissen . . .! Die Grünen sind ja insgeheim fürs Enteignen! heißt's an den Informationsständen der Planer.

Und da kommt aus Bonn der Hinweis, die A 98 sei auf die Dringlichkeitsstufe II zurückgesetzt worden. Jubel zunächst! Das bedeutet, zunächst wird nicht gebaut, in fünf, in zehn Jahren nicht !

Schon glaubt man die Autobahn für gestorben, und Feste steigen, solche, wie man sie in allen Bürgerinitiativen großartig feiern kann:

mit viel Volksliedern, Bänkel-Liedern, viele Instrumente, das, was die auf mittelalterliche Musik getrimmten Gruppen wie Ougenweide und Zupfgeigenhansel schon lange vermarkten.

Das gehört dazu und das körperliche Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Nicht nur Bierrausch, sondern auch Lust an allem!

Sind die Planungsbüros geschlossen worden? Die Schubladen mit den Trassenplänen zu? Wir sind uns nicht sicher!

Wir müssen aufpassen! Und es werden neue Aktionen nötig sein. Damit noch mehr aufpassen! Damit noch mehr Landwirte aufstehen, wie damals in Essersweiler, die mit der Faust auf den Tisch hauen, so ginge es nicht weiter,

„und ihr wählt immer noch die Autobahnbauer, ja merkt ihr denn nichts, heilandzack?!“

Noch öfters müssen wir in den Tettlinger Wald, oberhalb des *Argenrutsches*. Dort stehen die Bäume am schönsten beieinander. Ein Märchenwald! Beispiel für eine ganze Landschaft, und die muß von noch viel mehr Menschen mit offenen Augen gesehen werden!

V.

Abholzen ist ein armseliger Begriff gegen das, was es ausmacht!

Die Bäuerin hat gesagt, sie sei *hier schon immer aufgewachsen!*

Schon immer! Aufgewachsen kann man nur sein, wenn's auf dem Boden gesund war, nährreich, Mineralien im Boden. Sonne dazu.

Würde das *Moos* trockengelegt, empfände das die Bäuerin als Entzug des Lebenssaftes! Das macht es aus!

Daß sie nicht mehr weiterleben kann. Würden die Bäume abgeholzt, zerschnitten man ihren Lebensnerv.

Im *Argental* fangen die Bäume wieder zu blühen an. Wie über Nacht stehen die feinen Äste am andern Morgen vor dem Walddunkel mit hellgrünen Spitzen. Nun kommen die Kinder aus den Häusern und schauen im *Argengrund* nach, wo die Erdkröten bleiben, ob die Ameisenhaufen wieder zu leben beginnen. Die Kleinsten sprechen mit den Tierchen und fragen sie, wie es war den Winter lang drinnen im großen Nadelhaus. Und ebenso emsig wie die Tierchen richten sich die Kinder wieder ein für den langen Sommer, tragen zusammen was sie zum Spielen brauchen. Für heimelige Waldhütten, für Baumhäuser und Lehmhöhlen am Uferstrand wird gesammelt .

Das war immer schon so, die Kinder hätten später hier um Laimnau nichts zu lachen. Da wär ihnen der Spielgrund gründlich zubetoniert. Höchstens am 1. Mai könnten sie die Bierleiterwagen durch die Unterführung ziehen, während die großen dahinter „Das Wandern ist des Müllers Lust“ grölen.

So lange wir denken können, steht dort drüben die Baumgruppe. Schon um die Jahrhundertwende, erzählt die Frau, war die Baumgruppe *uralt*. Zeitlosigkeit. Ein kostbares Stück Zeitlosigkeit. Das zu erleben bedeutet einen Schritt näher zum Aufrechten Gang. Daß so wenige begreifen wollen!?!

Gigi Martin Das Gezeitenkraftwerk von Saint-Malo

„Sie filtern also sozusagen die Elektrizität aus dem Wasser . . .“ sagte die kleine Tochter meiner Freundin, mit der ich zusammen den Urlaub in Frankreich verbracht hatte, gedankenverloren. Am Nachmittag hatten wir uns das Gezeitenkraftwerk von Saint-Malo angesehen.

Es ist wohl mehr als zwei Jahrhunderte her, daß man mit dem Gedanken spielte, die Gezeiten zum Antrieb von Maschinen auszunutzen. Jetzt endlich führt man ihn aus. In der Bretagne, bei der alten Festungsstadt Saint-Malo am Mündungstrichter der Rance, baute die staatliche französische Elektrizitätsgesellschaft ein Gezeitenkraftwerk, das man wohl zu den technischen Wunderwerken unserer Zeit rechnen darf.

Schon lange hatten die Energiewirtschaftler interessiert auf den Rancetrichter geblickt, denn der Unterschied zwischen Ebbe und Flut, Tidenhub genannt, erreicht hier derart immense Höhen wie nur an wenigen Punkten der Erde. Die vom Atlantik hereinströmende, in den Ärmelkanal gepreßte Flut stößt rechtwinklig auf die 145 Kilometer lange Westküste der Halbinsel Cotentin, staut sich hier und hebt den Meeresspiegel bis zu 13 Meter und mehr. Das bedeutet, daß zweimal täglich eine Flutwelle, die ein Volumen von 18 000 Kubikmetern pro Sekunde erreichen kann, die Rance bis zu der 25 Kilometer landeinwärts gelegenen Stadt Dinan hinaufbrandet, und beim Zurückfließen einen langen, grauen Wattentrichter hinterläßt. Bretonische Müller nutzten schon seit Jahrhunderten winzige Mengen dieser ungeheuren Wasserkraft für ihre Zwecke aus.

Am Tag vorher hatten wir eine uralte, längst stillgelegte Wassermühle bei Saint-Malo besichtigt.

Als der Ingenieur Robert Gibrat im Jahr 1940 zum Leiter der Abteilung Energiewirtschaft im französischen Ministerium für öffentliche Arbeiten ernannt worden war, stieß er auf ein verstaubtes und vergilbtes Aktenstück, das Pläne für ein Gezeitenkraftwerk enthielt. Bereits als Jungen, der an der zerklüfteten bretonischen Felsenküste groß geworden war, hatte ihn die unbändige Kraft des Meeres gefesselt. Und um so tiefer er sich jetzt in die alten Projekte versenkte, desto mehr erregte ihn die Idee. Stundenlang lief er in seinem Arbeitszimmer auf und ab, schätzte die Möglichkeiten ein und machte sich Notizen.

Zur Verwirklichung des Projekts brachte er schließlich ein privates Forschungsgremium zusammen, das später von der Électricité de France übernommen wurde.

Endlich, 1961, konnte mit dem Dammbau begonnen werden. Es wurde ein schwieriges Unterfangen.

Zunächst baute man von jedem Ufer aus einen Fangedamm gegen die Strommitte vor. In den westlichen Fangedamm legte man eine Schleuse, damit der Schiffsverkehr aufrechterhalten werden konnte. In den östlichen baute man einen sechstorigen Durchlaß, durch den die Flutwelle in beiden Richtungen passieren konnte. In der Strommitte blieb ein 550 Meter langes Stück frei.

Dann montierte man im Hafen von Saint-Malo aus vorgefertigten Teilen neunzehn hohle Stahlbetonpfeiler, verschloß sie provisorisch an beiden Enden, so daß sie schwimmfähig waren und ließ sie von Schleppern an die Baustelle bringen. Auf der Flußsohle hatten Arbeiter in Druckkammern bereits Betonfundamente gelegt. Man richtete die Pfeiler auf und füllte sie mit Wasser, damit sie erst einmal standen. Dann goß man mehrere tausend Tonnen Sand hinein, der das Wasser wieder hinausdrückte. Die Lücken zwischen den Pfeilern füllte man mit Betonplatten, die senkrecht in vorgefertigte Schlitzte eingepaßt und durch sandgefüllte Zylinder verstärkt wurden.

Nachdem nun die stromab gelegene Mauer fertiggestellt und die hereinkommende Flut gebändigt war, verlief der Bau der stromauf gelegenen Gegenmauer entschieden leichter. Aus dem in der Strommitte entstandenen ovalen Becken wurden nun Millionen Kubikmeter Wasser hinausgepumpt. Dann war das Flußbett trocken, und bis zur Fertigstellung des Dammes blieb die Rance gesperrt.

Die zweite große Aufgabe war die Konstruktion einer neuartigen hydroelektrischen Anlage gewesen, die die Flutkraft in Kilowatt umsetzen sollte. Fünf französische und eine schweizer Maschinenbaufirma wurden mit der Lösung des Problems betraut. Das Ergebnis ihrer Bemühungen war ein fast 15 Meter langes Aggregat, das wie ein dickbauchiges Unterseeboot aussah – eine Rohrturbine mit einem mächtigen Propeller.

Wir alle wissen, daß die Gezeiten von der Anziehungskraft des Mondes abhängen. Nach einer alten Sage ist der Mond ein riesenhafter, am Himmel kreisender Vogel, der mit seinen Flügelspitzen das Meer aufrührt. Vielleicht wird dieser mythologische Vogel mit seinen Silberschwingen eines Tages zum Lichtbringer für Millionen?

Ich persönlich wünsche mir nichts sehnlicher. Denn ich lebe in einem Gebiet, das ich wegen seiner teilweise noch unberührten Natur und seinem Reichtum an seltenen oder zum Aussterben verurteilten Tierarten zu meiner neuen Heimat gewählt habe.

Ich lebe in einem Gebiet, das zur Atom-Landschaft zu werden droht . . .

Lore Schultz-Wild Der Neue Mensch – Chance in Nicaragua

Wozu? Wohin? Mit wem? Überall, wo Menschen ein weiteres Stück ihres Lebensweges ins Auge fassen, stellen sie sich vor allem diese drei Fragen. Glücklicherweise, wer seine Antworten nicht ausschließlich in Gegen-Formulierungen findet, wer Selbstverständnis und Selbstsicherheit auf seine Pro-Ziele gründen kann. Die Schere zwischen einem Überangebot an Konsumschätzen und dem Mangel an Gelegenheiten, den unbezahlbaren Reichtum eines sinn-vollen Lebens zu entdecken und weiterzutragen, klappt beängstigend weit auseinander. Angst macht aggressiv – nicht nur die Jugend. Aggressionen wecken Ängste – nicht nur bei den Alten. Wo öffnet sich der Ausweg?

Susi Thienhaus, Jahrgang 1957, Abitur, Industriemechanikerausbildung, Erwachsenenbildungsarbeit mit ausländischen Arbeitnehmern, „Brigadistin“ während der Alphabetisierungskampagne 1980 im Regenwald von Nicaragua, heute Studentin an der Nationalen Autonomen Universität von Nicaragua, Fachrichtung Pflanzenkultur, gehört ganz zweifellos zur suchenden, unruhigen Generation. Doch trotz, besser wohl: wegen ihres derzeit „exotischen“ Lebensstils – anspruchslos in puncto Kleidung, Nahrung, Wohnung und zugleich überaus anspruchsvoll im Hinblick auf Studienbedingungen, politische Arbeit, gesellschaftlich-soziales Engagement – verliert sie nicht die Zustände, Handlungsmöglichkeiten und Denkweisen in der Bundesrepublik aus den Augen.

15.7.80

Lieber Reinhold,

... fragten wir uns nicht immer, wozu ist der ganze Scheiß hier gut, den wir uns täglich in die Rübe pauken? Damit man zum Schluß 200,- DM mehr verdient als ein Ungelernter, damit man als Studierter später irgendwo als Schraubchen in einem undurchsichtigen System eingesetzt wird ...

Ich habe große Hoffnungen in diese Revolution gesetzt und wünschte, daß jeder von Euch es mit eigenen Augen sehen könnte. Ich bin sicher, daß sich auch für Dich vieles ändern würde. Denn Revolution bedeutet eine so tiefe Veränderung der Verhältnisse und besonders Deiner selbst, die Schaffung eines Neuen Menschen – was die deutsche Presse sicher als Gehirnwäsche beschreibt. Das ist es sicher auch in gewisser Hinsicht: ein Reinwaschen von all den miesen Eigenschaften, die uns das alte System hinterlassen hat, all der egoistischen und besitzdenkenden Verhaltensweisen, die Du einfach vergessen mußt, wenn Du mit Menschen eine Hütte teilst, wo es nichts zu besitzen gibt, wo Deine Geschenke Liebe, Zärtlichkeit und Zuneigung sind. Menschliche Werte, die nichts kosten und doch die kostbarsten unseres Lebens sind. Werte, von denen wir viele vergessen haben. Und Hoffnung gibt uns jeder Tag. Jede neue Silbe, jedes neue Wort ist eine Rose mehr in diesem bunten Garten, in dem unsere Kinder die Früchte ernten werden ...

Susi gibt sich nicht zufrieden damit, daß sie für sich selbst Ansatzpunkte und Ziele sinnvollen Handelns gefunden hat. Ihre Erlebnisse und Gedankengänge aus der Zeit während und nach der großen Alphabetisierungskampagne (als deren Ergebnis die Analphabetenrate in Nicaragua innerhalb von fünf Monaten von 52 % auf knapp unter 13 % sank, die landwirtschaftliche Produktion kräftig stieg und die Methode des „lehrenden Lernens“ sowohl für die Jugendlichen aus den Städten als auch die bis dahin rückständigen Landbewohner die soziale Realität des Landes nach Überwindung der Diktatur wirklich erfahrbar werden ließ), Susis Tagebuchaufzeichnungen und Briefe an Freunde und Familie sind durchaus auch Appell zum Weiterdenken und Selberhandeln fern von Nicaragua.

26.9.80

Liebe Mutti,

... Diese Alphabetisierungskampagne hat uns alle so tief verändert innerlich.

Man sieht den ganzen „Fortschritt“, wie er sich in den Industrieländern abspielt, wieder mit ganz anderen Augen. Wenn man die „Armut der Menschen als Produkt der Fruchtbarkeit ihrer Erde“ wirklich gespürt, gelebt hat, wie kann man danach noch all die „großartigen Erlebnisse unserer Zivilisation“ genießen – wenn man weiß, daß sie nur Ergebnisse dieser tiefen Ungerechtigkeit zwischen Imperialismus und Dritter Welt sind! ... Freiheit und Glück bedeutet doch nicht, dort zu leben, wo es am leichtesten ist, sondern dort, wo man sich am nützlichsten fühlt. Du schreibst, ich sollte nicht vergessen, an mich selber zu denken. Doch ist es nicht gerade meine eigene Entwicklung, die ich positiv verändere, wenn ich versuche, an andere mehr zu denken, die Ungerechtigkeiten an anderen mehr zu fühlen?

Gerade die Menschen sind doch zu Idealen geworden, die das eigene Leben hinter das der anderen stellten, sei es nun Christus oder Ché Guevara. Von denen sagen wir, daß gerade ihr Leben einen tiefen Sinn gehabt hat. ...

Dies kannst Du doch nicht mit Eurem Arbeitsdienst vergleichen, wo man zwar an Eure Ideale, Euren Opferwillen angeknüpft hat, doch dies für ein unvergleichbares Unterdrückungsregime ausnützte. Unser Ziel ist doch das Gegenteil: erreichen, daß alle praktisch an der Macht teilnehmen können; jeden befähigen, selbst seine Arbeit, seine Kultur, seinen Einfluß auf seine Mitmenschen zu gestalten und damit die „neue Gesellschaft“ zu formen, was für mich von jeher Sozialismus bedeutete, mit dem Hauptziel der Veränderung des Menschen und daraus folgend der Veränderung der ökonomischen Verhältnisse.

Der neue Mensch – mitfühlend, verantwortungsbewußt, informiert, einsatzbereit, kritikfähig und liebevoll – Phantomgestalt für viele in der Welt, wird in Nicaragua nicht nur gefördert, hier ist er bereits lebendiges Vorbild, ein erreichbar erscheinendes Ideal geworden.

21.9.80

Ola, meine liebe Hille,

... weißt Du, daß viele Revolutionäre hier Dichter sind? Ich finde, das zeugt von starker innerer Harmonie, persönlicher Überzeugung und Zuneigung zu der Sache, für die wir kämpfen. Lies mal die „Psalme“ von Ernesto Cardenal; er schreibt wie sehr viele hier und wenn ich ihn lese, wird mir wieder einmal mehr bewußt, daß Revolution nicht primär Machtwechsel o. ä. bedeutet, daß „Revolutionär sein“ nicht eiskaltes Handeln ist, sondern im Gegenteil die Fähigkeit zu fühlen – den Hunger, die Gewalt, die Armut der andern mehr als die Deiner selbst. Und das Wichtige, aber auch Schwierige dabei ist, den Haß, der dabei gegen die Unterdrückung in Dir entsteht, in Liebe für die Menschen, in Liebe für das Einfache, für Kultur und die Schönheit unserer Erde zu verwandeln und aus dieser Kraft heraus revolutionär zu sein, den „neuen Menschen“ zu entwickeln, nicht mehr Objekt der Geschichte zu sein, sondern Subjekt, d. h. Verantwortung fühlen, teilnehmen und lernen, Entscheidungen im oben genannten Sinne zu fällen.

Dies war im Grunde die Hauptaufgabe dieser Alphabetisierungskampagne, die wir sowohl für uns selber als auch für die Analphabeten lösen mußten. Haben wir es erreicht in diesen fünf Monaten? Sicher nicht, denn die Wunden der

Vergangenheit sind noch zu offen, um in so kurzer Zeit zu heilen. . . Doch der Wille, nicht wieder in die alte Gesellschaft zu verfallen, und das Gewissen aus christlicher Nächstenliebe heraus (was in der ganzen Revolution eine große Rolle spielt) schuf trotz aller Schwierigkeiten eine großartige Kampfsmoral, die ich bis jetzt in meinem Leben nie so empfinden konnte. . .

Hast Du Dir schon mal überlegt, wie man Menschen ihr Leben lang nicht „zur Schule schicken“ und doch bewußt und organisiert lernen lassen kann? Der Mensch steht sein ganzes Leben lang in Widersprüchen mit der Natur, warum sollte er sich nur 10 Schuljahre lang um Lösungen bemühen, um sich danach wieder von „Studierte“ was vorsagen zu lassen? So wird man nie den Widerspruch Hand- und Kopfarbeit aufheben können, der Arbeitsprozeß wird weiterhin hauptsächlich von Fremden bestimmt und die Entfremdung bleibt bestehen. Wenn aber unsere Lernkollektive (wie sie jetzt auch in den Fabriken bestehen) täglich oder wöchentlich die eigenen Tätigkeiten reflektieren, sie in Zusammenhang mit Technik, Wirtschaft, Soziologie und Natur stellen, wäre das nicht die Möglichkeit, den universellen freien Menschen zu schaffen? Auf dem Lande müßte natürlich das Gleiche geschehen.

So soll z. B. in dem „municipio“ La Cruz (zu dem auch „meine“ Alphabetisierungsgemeinde Makantaka gehört) eine Experimentalschule gegründet werden. Studenten aus dem letzten Jahr des Landwirtschaftsstudiums werden zusammen mit Bauern versuchsweise Gemüsefelder anlegen, von der Saat bis zur Ernte, aus bitterer Notwendigkeit heraus, da die Menschen unter Vitaminmangel leiden, die Kinder an Unterernährung etc. Die Bauern werden laufend ihre Erkenntnisse in die Lernkollektive hineinragen, so daß nach einem Erfolg des Projekts in jeder Gemeinde Gemüsefelder entstehen können. Stell Dir das Verantwortungsbewußtsein vor, das diese Menschen (wir!) gewinnen, laufend neue Entscheidungen zu fällen, bewußtes Eingreifen in den Naturprozeß, bewußtes LEBEN!

Ich hoffe, ich konnte Dir eine Idee vermitteln, was in unseren Köpfen rumschwirrt. Vieles klingt vielleicht utopisch, verrückt, doch ich hoffe, daß Nicaragua einen Schritt in diese Richtung wagt. Es setzt ein großes Vertrauen in die eigene Kraft voraus. . . Noch ist alles offen. Die Jugend, die die Zukunft schaffen wird, ist um vieles gestärkt aus dieser Kampagne herausgegangen, und Du kannst Dir sicherlich meine Lage gut vorstellen: dieses Mittendrinstecken in der Problematik, mit vielen neuen Ideen im Kopfe und obendrein noch total verliebt. Wie sollte ich mich da zu einer Rückreise entschließen können? Zurück in eine Welt aus Asphalt, Routine und Kälte, während mir hier die Wellen entgegenrufen, Palmen zuwinken und eine Sonne scheint, die bis tief, tief in die Herzen der Menschen dringt. Hier könnte ich stundenlang sitzen, über alles nachdenken und über die Zukunft träumen.

Gerade während ich das schreibe, merke ich, wie schön das ist, wenn man noch über die Zukunft träumen kann, wenn man sein Leben nicht vorgeplant sieht wie einen Bundesbahnabfahrtsplan, wo man mit 65 aufs Abstellgleis kommt und allmählich verrostet, wo man positiv träumen kann ohne Atomkatastrophen und Autounfall, sondern von neuen Menschen, die ohne Gefängnisse, Psychiatrieanstalten und Prostitution leben werden. Sicher klingt vieles romantisch, doch der Optimismus ist die Kraft, die diese Wellen einmal ans Ufer

bringt. . .

In diesem entscheidenden Punkt also ist das Entwicklungsland jedem „Wohlfahrtsstaat“ einen großen Schritt voraus. Natürlich kann die Schlußfolgerung aus dieser Erkenntnis nicht lauten: Zurück zu höchster wirtschaftlicher Bedrängnis, zu außenpolitischer Bedrohung, zu gesundheits- und bildungspolitischen Engpässen! Die Lösung unserer Probleme fänden wir nicht in täglich neuen Notbehelfen und immer wieder anderslautenden Aufrufen zu knappester (wenn überhaupt) bezahlter Freiwilligenarbeit, wie sie im Nicaragua von heute unerlässlich sind. Nicht der äußere Rahmen der Existenzbedingungen prägt letztlich dieses Gefühl der Leere, den Hunger nach Lebens-Werten, vor dem die politisch und moralisch Verantwortlichen in der Bundesrepublik Deutschland zur Zeit so erschrecken. Vor allem die Übereinstimmung von offiziell gefordertem mit dem persönlich als sinnvoll anerkannten Einsatz, der betonte Appell zu aktiver Mitgestaltung der Zukunft und die Gewißheit, in wesentlichen Forderungen und Ansichten mit Menschen auf der ganzen Welt einig zu sein, geben Kraft, Mut und Durchhaltevermögen.

26. 2. 81

Liebe Mutti,

. . . es hängt viel von Euch ab, ob es Reagan gelingen wird, sein Manöver zu verwirklichen. Nicht nur von Euren Regierungsköpfen, sondern von jedem einzelnen, der bereit sein sollte, auf die Straße zu gehen, um ein neues Vietnam mit noch schlimmeren Konsequenzen zu verhindern. Um zu verhindern, daß die Yankees erneut den Frieden aufs Spiel setzen, den Frieden von uns allen, den Frieden von Euch und von uns. So fühlen wir uns im Moment sehr mit Euch in diesem Kampf verbunden, vielleicht mehr als Du Dir vorstellst.

Das Wichtigste dabei ist die Einheit aller Kräfte, die dieses Interesse für den Frieden haben, hier in Nicaragua wie bei Euch in Deutschland. Dies kann nicht nur Aufgabe von linken Grüppchen sein, sondern jetzt gerade sollte die ältere Generation mal beweisen, was sie aus zwei Weltkriegen gelernt hat. Initiative zeigen, Stellung nehmen. Denn Neutralität gibt es in diesem Falle nicht – oder wäre eine schweigende Zustimmung.

Du schreibst, Nicaragua sollte sich neutral verhalten. Militärisch ist das sicher richtig – und kein Sandinista darf sich in die Angelegenheit der Guerilla in El Salvador einmischen. Politisch und moralisch betrachtet aber ist Neutralität unmöglich.

Wie kann Nicaragua verhindern, daß es zum Beispiel für Lateinamerika wird?! Nicaragua ist ein Funke, ein Funke Hoffnung, der mit jedem Fortschreiten unserer Revolution mehr Feuer in allen Teilen des Kontinents zünden wird. . . Und dies ist der Weg, wie wir die Revolution in El Salvador unterstützen: Mit der Macht des Beispiels, mit der Konsolidierung des eigenen Prozesses.

Und, so bleibt zu ergänzen, mit der Überzeugung, daß der neue Mensch gewinnen wird.

Marion F. Sluglett
Zu Mary Ashraf „Englische Arbeiterliteratur . . .“

Siehe die Rezension von H. G. Klaus, „Kürbiskern“ 81

Durham, den 18. 3. 1981

Als ehemalige Schülerin von Mary K. Ashraf an der Humboldt-Universität zu Berlin habe ich die Rezension von H. Gustav Klaus in Ihrer Zeitschrift mit großem Interesse gelesen. Ich habe in den vergangenen Jahren die Arbeit von M. Ashraf kontinuierlich verfolgt und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie einige Bemerkungen zu dieser Rezension veröffentlichen würden. Klaus zeigt im ersten Teil der Rezension eine aufgeschlossene, anregende und undogmatische Wissenschaftlerin. So betont er zum Beispiel die Weite und Offenheit, die die Wahl des Begriffs „Arbeiterliteratur“ der Verfasserin gestattet (S. 81), daß sie auch „universelle“ Themen aufgegriffen habe (S. 82) und auch, daß sie den „Gang der bürgerlich-aristokratischen Literaturtradition mitreflektiere“ (S. 84). Mit einer solchen Einschätzung kann der Leser des Buches nur übereinstimmen. Völlig übereinstimmen würde ich auch mit Klaus' Worten, daß M. Ashraf den Diskurs sucht und eine kritische Rezension durchaus verdient (S. 86).

Mary Ashraf hängt meines Erachtens jedoch nicht, wie der Rezensent behauptet, der „älteren Organisationsgeschichtsschreibung“ (S. 84) an; wird doch gerade das Leben der ganzen Klasse in ihrem Buch lebendig und nicht nur das der organisierten Arbeiter. Gerade in diesem Rahmen ist auch der Faktenreichtum und das Detail ein besonderer Vorzug des Buches, und in keinem anderen Werk werden regionale Besonderheiten auf so überzeugende Weise herausgearbeitet.

Klaus stimmt offensichtlich mit Ashrafs Haltung zu Elisa Lynn Linton und William Morris nicht überein. Aber ist es nicht etwas zu billig und völlig im Gegensatz zur eigenen Einschätzung der Autorin an anderer Stelle der Rezension, anzunehmen, daß sich Ashraf von der sozialen Herkunft der Autoren leiten lasse, und deshalb ein gewisses Vorurteil gegenüber Intellektuellen zeige (S. 85)?

Es geht der Autorin dabei doch viel mehr um die mögliche Funktion des Romans von Linton in einer Zeit, in der die Reaktion lautstark nach der von der französischen Regierung geforderten Auslieferung politischer Flüchtlinge rief, und als Marx und seine Freunde große Anstrengungen unternahmen, die öffentliche Meinung zu mobilisieren, um das Asylrecht im Namen der Kommunisten zu verteidigen. Der Arbeiterheld des Romans aber, desillusioniert in der Kommune, gibt den Klassenkampf zugunsten des religiösen Pazifismus auf und stirbt als hilfloses Opfer einer von einem Geistlichen aufgewiegelter Menge. Linton sieht die Analogie mit Christus, der durch die doktrinaire Geistlichkeit dem Pöbel geopfert wird, als eine warnende Parabel. Sie will die engherzige Eigennützigkeit der Kirche korrigieren, aber insbesondere auch deren Versagen, den materialistischen Kommunismus zu bekämpfen. Ihre Heilmittel sind christliche Liebe und geistige Werte. Ashraf verneint an keiner Stelle ihres Buches, daß der frühe religiöse sektiererische Utopismus auch

soziale Ideale andeuten konnte. Auf welcher Seite aber stand Frau Lintons frommer Humanismus in jenen Tagen? Welchen Platz nahm ihr Roman in der sozialistischen Bewegung jener Jahre ein?

Das wachsende Elend in den Depressionsjahren und die Entstehung einer sozialistischen Bewegung bewirkte, daß sich Leute, die die revolutionäre Theorie fürchteten, oft dem christlichen Sozialismus, Ruskin, Wohltätigkeitsmissionen usw. zuwandten. Damals wie auch heute suchten viele eine gemäßigte Alternative anstelle der revolutionären Theorie.

Ashrafs Kritik an William Morris ist übrigens nicht, wie Klaus behauptet, von der gleichen Art wie die an Linton. Weder sein Sozialismus noch seine künstlerischen Errungenschaften werden in Frage gestellt.

Zur Implikation des Rezensenten, daß Ashraf eine etwaige Neigung zur Romantisierung der Arbeiterklasse zeige (S. 85), muß betont werden, daß der literarische Beitrag von Priestley im 18. bis Davidson im 20. Jahrhundert von der Autorin ausführlich gewürdigt wird; und wenn den Arbeitern mehr Platz eingeräumt wird, liegt das daran, daß es das erklärte Ziel des Buches ist, die Schriftsteller der Arbeiterklasse aus dem Dunkel der Unbekanntheit herauszuheben. Es ist doch außerdem gerade die Differenziertheit der Analysen, die so beeindruckt.

Auch scheint Klaus das Buch manchmal mißverstanden zu haben. So vermerkt er (S. 85) die Warnung der Autorin, nicht anzunehmen, daß sich der Arbeiterroman vom bürgerlichen Roman ableite, und schlußfolgert dann, daß eine solche Abstraktion der Praxis nicht standhalte; genau das, was Ashraf sagen will, wenn sie den von Klaus zitierten Gedanken fortsetzt: „... das sind Abstraktionen, die uns nicht weiterhelfen.“ (S. 33). Klaus macht Ashraf an anderer Stelle den Vorwurf (S. 84), sie habe neuere Untersuchungen auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften und Literaturwissenschaft nicht zur Kenntnis genommen. Hier wäre überzeugender gewesen, wenn der Rezensent einige dieser Arbeiten genannt hätte, deren Kenntnis als entscheidende Bereicherung für Ashrafs Buch hätten dienen können.

Hochachtungsvoll
Dr. M. F. Sluglett

Günter Görlich
Liebe Freunde!

Unfähig zum Frieden? Eure Frage macht betroffen. Mit Interesse habe ich die Antworten im Heft 2/81 gelesen, und um genau zu sein, einen Tag vor Beginn des X. Parteitags der SED, zu dem ich delegiert war. In dem Beitrag von Axel Eggebrecht, den ich gut finde, gibt es einen Satz, dem ich widersprechen muß. Es heißt dort: „Wo Rocker, Punker usw. Zulauf bekommen, träumt mancher schon wieder vom frisch-fröhlichen Krieg. Dies gilt für alle Armeen! Siehe das Schulungsmaterial der DDR-Volksarmee! Leider . . .“

Es gibt kein Schulungsmaterial der DDR-Armee, das seinen Lesern einen

frisch-fröhlichen Krieg empfiehlt. Ich sage das nicht aus agitatorischen Gründen, nein, es geht mir um eure ernste Frage: Unfähig zum Frieden? Natürlich werden in unserer Armee militärische Fragen und Probleme, auch im Schulungsmaterial, nicht gerade klein geschrieben, sonst hätten wir ja eine seltsame Armee.

Doch wir sind fähig zum Frieden. Wir haben kein Interesse am Krieg. Niemand verdient daran.

Wenige Tage nach meiner Lektüre des 'Kürbiskern', hörte ich auf unserem Parteitag den Verteidigungsminister der DDR, Armeegeneral Heinz Hoffmann reden. Schade, daß dieser Beitrag dem bundesdeutschen Leser kaum vollständig bekannt sein kann, doch ich möchte ein paar Sätze zitieren, die mit eurer Frage zutun haben.

Heinz Hoffmann setzt sich mit der antikomunistischen und antisowjetischen Propagandawelle westlicher Medien auseinander, in der auch in zynischer Form immer wieder die Möglichkeit eines nuklearen Krieges erörtert wird. Er sagt dazu:

„Wissen diese Herren eigentlich, worüber sie schreiben? Daß sie nicht nur Millionen und aber Millionen an Toten und grausam Dahinsterbenden einkalkulieren, sondern auch das Schicksal künftiger Generationen aufs Spiel setzen? Gerade weil wir als Soldaten das wissen und weil wir das unseren Frauen und Kindern, der Jugend und den Alten ersparen möchten, weil wir wollen, daß unsere Töchter und Söhne, unsere Enkel und Urenkel gesund aufwachsen, für den menschlichen Fortschritt und für ihr Glück wirken – deshalb schonen wir uns nicht, wenn es um die Bewahrung des höchsten Gutes der arbeitenden Menschen – wenn es um den Frieden geht!“

Im Protokoll steht in Klammer gesetzt – anhaltender starker Beifall –. Traum vom frisch-fröhlichen Krieg?

Möge mir Axel Eggebrecht meine Anmerkung nicht übelnehmen (ich glaube das auch nicht), es steht ja eine sehr ernste Frage zur Diskussion.

Günter Görlich

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich). Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald 1/2; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/2; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/3; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/3; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift Verlag: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuß.

Einzelheft DM 8,50. Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München. Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15-16.

ISSN 0023-5016.

BESICHTIGUNG

Lieber Arthur,

erst heute komme ich dazu, mich für Deinen schönen Gedichtband zu bedanken und ihn in Ruhe nachzudenken. Als ich ihn das erstemal zur Hand nahm, war ich, so muß ich gestehen, etwas irritiert. Bilder in einem Gedichtband? Reichen die Worte nicht aus? Brauchen sie diese Unterstützung? Fallen Verse und Bilder sich nicht gegenseitig ins Wort? So habe ich anfänglich gedacht und das Buch gleich etwas weiter weg gehalten vor lauter Skepsis. Aber je weiter ich mich hineingelesen hab, desto mehr hab ich Lust auf die Bilder und Verse gekriegt und gemerkt, daß sie die Fantasie nicht, wie ich fürchtete, begrenzen, sondern im Gegenteil erweitern und hübsch auf dem Boden der Tatsachen halten. Du merkst schon, aus meiner Zurückhaltung ist Begeisterung geworden und ich kann Dir zu diesem Buch und seiner Idee nur gratulieren. Ich stelle den Band neben das Buch aus dem Asso-Verlag, das ich bisher so schätzte. Ich wünsche, viele viele Leser sähen den Band wie ich . . .

Peter Maiwald

Artur Troppmann

Besichtigung, Gedichte und Fotos

Kleine Arbeiterbibliothek (Band 64, DM 8,-)

Anmerkungen

ANNE BERESFORD, geb. in Redhill, Surrey, aufgewachsen in London. Nach dem Schauspiel- und Musikstudium Schauspieler. Lebt in Suffolk. Veröffentlichte mehrere Gedichtbände, u. a.: *Fortsteps on snow*, 1972; *The curving shore*, 1975; *Songs a Thracian taught me*, 1980.

BITTNER WOLFGANG, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein – 30 Jahre BRD“.

BORSICH WOLFGANG, geb. 1955 in Ebingen, lebt seit 1956 in München. Ausbildung zum Buchhändler. Schreibt Lyrik und Prosa. Mehrere Veröffentlichungen in Rundfunk und Literaturmagazinen; sh. kk 3/80.

BRENDER IRMELA, sh. kk. 2/80 und 2/81 sowie *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 66 „Stadtgesichter“.

DOVE RITA, geb. in Akron, Ohio/USA. Studium der Anglistik und Germanistik. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften. Bücher: „Ten Poems“, 1977; „The Only Dark Spot in the Sky“, 1980; *The Yellow House on the Corner*, 1980. Theaterstücke: *Dream Rhythms*, 1973; *Oedipus Rex – A Black Tragedy*, 1980. Deutsche Übersetzungen einzelner Gedichte und Essays in Literaturmagazin (Nr. 10); *Akzente* (5/79 und 6/77).

EISENBERG URSULA, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein – 30 Jahre BRD“.

FELSLUDWIG, sh. kk 1/80 und *Zeit-Gedichte* Nr. 3-1979 sowie *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 37 „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“ und Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein – 20 Jahre BRD“.

GRUMBACH DETLEF, geb. 1955. Studium Deutsch und Philosophie in Bielefeld, Staatsexamen. Z. Zt. Zivildienstleistender.

HAGEN JENS, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek* Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein – 30 Jahre BRD“.

HOFFMANN RAOUL, sh. kk 1/80.

HOSSFELD JOACHIM, Dieser abgedruckte Text ist ein Auszug aus einer Sendung im WDR vom 30. 6. 80; sh. auch *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 47 „Geschichten aus der Provinz“, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein – 30 Jahre BRD“.

KÜHN AUGUST, „Die Jakobinermütze“ ist ein Vorabdruck aus dem Roman „Die Vorstadt“, der im September beim Schneekloth-Verlag erscheint.

LASSAHN BERNHARD, sh. kk 3/80 und 1/81. Demnächst: „Land mit lila Kühen“, Prosa, Diogenes Verlag.

MARTIN GIGI, geb. 1935. Spielte 1953 Theater in Hamburg, Ballettausbildung. Begann 1955 mit dem Schreiben und veröffentlichte bis jetzt drei Bücher: „Geh vorbei wenn Du kannst“ (1956); „Verliebt in Positano“ (1957); „Das Mädchen von nebenan“ (1957). Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften.

ngsnot“, Wolfgang Döbrich, Raiffeisenbank Hohenzollernstraße 54, 8000 München 40, Kto.-Nr. 416 20 983

zende des VS, Landesverband Bayern.

STÖSSEL JÜRGEN-PETER, sh. kk 1/80 und *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 8 „Der erste Tag, Nachrichten aus unserem Land“, Band 17 „Warum wird so einer Kommunist“ und Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein – 30 Jahre BRD“ (Hsbg.). Gedichtbände bei Atelier im Bauernhaus, Sachbücher bei Piper.

VALENTA REINHARD, sh. kk 3/80 und 1/81.

WEISENBORN THEODOR, sh. kk 1/81 und *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein – 30 Jahre BRD“.

Gunter Falk: Wer oder was ist ein Schriftsteller?
Dorothea Zeemann: Schreiben mit 70. *Bernhard Hüttenegger*: Arbeiten Dichter? *Gustav Ernst*: Zur Rezeption des Films „Exit“. Ein Autor und sein Film. *Robert Menasse*: Künstler und Klatschkolumnen. *Florian Pauer*: Edgar Wallace. Leben und Streben eines großen Trivialautors. *Franz Schuh*: Journalismus und Literatur. *Hans-Dieter Klein*: Sprache und Sinnlichkeit in den „nonverbalen“ Medien. *Burkhardt Schmidt*: Märchen, Schule der Unzufriedenheit? *Michael Schneider*:

WESPENNEST

zeitschrift für brauchbare texte und bilder nr. 40

SONDERHEFT ÜBER LITERATUR herausgegeben von Franz Schuh

Rettung ins Pseudonym. *Klaus Amann*: Literaturunterricht oder Soll man Schüler eigentlich ernst nehmen? *Albert Schlögl*: Robert Musil und der Krieg. *Wendelin Schmidt-Dengler*: Pathos der Immobilität. Zur österreichischen Nationalliteratur. *Klaus Wagenbach*: Rede zur Preisverleihung. *Franz Xaver Kroetz*: Engagierte Literatur. Mit Zitaten von *Gustav Ernst*, *Ernst Jandl*, *Heinz Knienieder*, *Werner Kofler*.

Ca. 100 (A4-) Seiten. Einzelpreis dieser Nummer öS 50. Abonnement (4 Nummern, incl. Sondernummern) öS 120 (Ausland immer plus Porto). Erhältlich in allen guten Buchhandlungen oder bei der Redaktion: A-1080 Wien, Josefstädterstraße 56/13.

P.S. *Wespennest* Nr. 39: *Josef Haslinger*: Das romantische Element in der modernen Literatur. *6 Arbeitergeschichten*. Kindheitsgeschichten von *Manfred Maurer*, *Sigfried Maron*. *Michael Schneider* Linke Melancholie. Gespräch mit *Maria Lassnig* (mit Zeichnungen und Ölbildern). *Heide Göttner-Abendroth* Matriarchale Kunst. (öS 35)

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik Kunst Wirtschaft



Ein kleines Heft von großem Format

Der „Weltbühne“ geht es um klare, progressive Standpunkte, sachkundige, exklusive Information wie um ein hohes Niveau von Sprache und Stil. Sie erscheint, 1905 gegründet, im Verlag der Weltbühne, Karl-Liebknecht-Str. 29, DDR-1056 Berlin. Probleme der Weltpolitik, der Wirtschaft und Kunst werden in Kommentaren, Reportagen, Feuilletons und Satiren treffend behandelt. „Die Weltbühne“ ist jetzt preiswerter durch Direktversand ab Verlag. Jahresabonnement 26,40 DM zuzügl. 10,40 DM Versandkosten. Senden Sie bitte denn Kupon an den Brücken-Verlag, Ackerstr. 3, 4000 Düsseldorf.

Kupon

- ☐ Ich bitte um Zusendung eines kostenlosen Probeexemplares
☐ Ich möchte „Die Weltbühne“ im Abonnement beziehen (Zutreffendes bitte ankreuzen)

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ, Wohnort _____